Zola

Die Schuld des Pastor Mouret.

Roman

von

Emile Zola.

Dritte neubearbeitete Auflage.

Großenhain i. S.
Verlag von Baumert & Ronge.

Erstes Buch.

I.

Die Teuse trat ein und lehnte ihren Besen und Federwisch gegen den Altar. Sie hatte sich beim Besorgen der halbjährigen Hauptwäsche verspätet. Sie ging durch die Kirche, um zum Angelus zu läuten, wobei sie in der Eile noch mehr hinkte und gegen die Bänke stolperte. Der Strick, der neben dem Beichtstuhl von der Decke herabhing, sah roh, abgegriffen aus und endigte in einem Knoten, der die Spur schmutziger Hände trug. Sie zog daran mit ihrer ganzen Körpermasse in regelmäßigen Intervallen, hielt sich daran fest und ließ sich dann mit in die Höhe ziehen, wobei ihre Röcke flogen, ihre Haube sich verschob und das Blut ihr ins breite Gesicht schoß.

Nachdem sie ihre Haube mit einem leichten Griff in die richtige Lage gebracht hatte, ging sie wieder daran, obwohl noch ganz außer Atem, vor dem Altar auszufegen. Der Staub setzte sich da jeden Tag zwischen den schlecht zusammengefügten Dielen der Estrade fest. Dann nahm sie den Teppich von dem Tische und war sehr ungehalten, als sie wahrnahm, daß das obere Altartuch, das schon an zwanzig Stellen ausgebessert war, wieder ein neues Loch gerade in der Mitte hatte; sie inspizierte das Untertuch, das übereinander gelegt und so dünn, ja durchsichtig war, daß man den geweihten Stein sehen konnte, der sich in dem angestrichenen

hölzernen Altar befand. Sie stäubte die Leinentücher aus, fuhr mit dem Flederwisch derb über den Altaraufsatz hin, gegen den sie alsdann die liturgischen Tafeln wieder lehnte. Hierauf stieg sie auf einen Stuhl und befreite das Kreuz, sowie zwei von den Leuchtern von ihrer gelben Baumwollenumhüllung. Das Kupfer war mit dunklen Flecken besät.

„Seht mal!" murmelte die Teuse halblaut, „die müssen gehörig rein gemacht werden! Ich werde sie mit Putzkalk abreiben."

Alsdann humpelte sie rasch, auf einem Bein hinkend, in die Sakristei, um das Meßbuch zu holen. Sie legte es auf das Pulpit auf der Epistelseite, ohne es zu öffnen, die vordere Schnittseite nach der Mitte des Altars zu und zündete die beiden Wachskerzen an. Als sie dann ihren Besen ergriff, übersah sie nochmals flüchtig alles, um sich zu überzeugen, daß die Wirtschaft des lieben Gottes gut in Ordnung sei.

In der Kirche war's still, nur der Strick neben dem Beichtstuhl schwang sich noch vom Gewölbe bis zum Boden in langen Schlangenwindungen.

Der Pastor Mouret war soeben in die Sakristei gekommen, ein kleiner kalter Raum, der nur durch einen Korridor von dem Speisezimmer getrennt war.

„Guten Morgen, Herr Pastor," sagte die Teuse, indem sie ihre Sachen wegstellte. „Ei, Sie sind heute morgen träge gewesen! Wissen Sie auch, daß es schon ein Viertel nach Sechs ist?"

Und ohne dem jungen Priester, der lächelte, Zeit zum Antworten zu geben, fuhr sie fort: „Ich muß Sie auszanken. Das Altartuch hat schon wieder ein Loch. So geht das nicht länger! Wir haben bloß eins zum Wechseln, und ich verderbe mir seit drei Tagen die Augen mit ausbessern . . ."

Der Pastor Mouret lächelte noch immer.

Dann ging er zu einem kleinen Waschbecken und

fragte: „Ist meine Schwester schon auf? Ich habe sie nicht gesehen.“

„Fräulein Desirée ist schon eine geraume Zeit auf den Beinen,“ antwortete die Haushälterin, die vor einem ehemaligen Küchenschrank hockte, in welchem die heiligen Gewänder aufbewahrt wurden. „Sie ist schon bei ihren Hühnern und ihren Kaninchen . . . Sie erwartete gestern Küchlein, die nicht gekommen sind. Denken Sie sich also ihre Aufregung!“ Sie unterbrach sich und sagte: „Die goldene Kasel, nicht wahr?“

Der Priester, der sich die Hände gewaschen hatte, wobei er andächtig die Lippen im Gebet bewegte, machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen. Die Pfarrei hatte nur drei Meßgewänder, ein violettes, ein schwarzes und eins von Goldstoff. Dieses letztere, welches an den Tagen angelegt wurde, an denen ein weißes, ein rotes oder ein grünes vorgeschrieben war, war zu einer ganz besondern Bedeutung gelangt. Die Teuse nahm es ehrfurchtsvoll von dem mit blauem Papier belegten Fachbrett, wo sie es wieder nach jeder Ceremonie hinlegte, nahm behutsam die feinen Leinentücher ab, die zum Schutze der Stickereien es umgaben, und legte es auf den Schrank. Ein goldenes Lamm ruhte dort auf einem goldenen Kreuze, das mit breiten Goldstrahlen umgeben war. Das Gewebe war in den Falten ausgefranzt und ließ kleine Troddeln frei; die Relief-Verzierungen waren abgestoßen und verschleißt. Es war im ganzen Hause eine fortwährende Unruhe darum, eine ängstliche Zärtlichkeit, so ein Goldfäserchen nach dem andern dahingehen zu sehen. Der Pfarrer mußte es faßt alle Tage anlegen. Und woher ein neues kriegen, wie die drei Kaseln, deren Stelle es vertrat, anschaffen, wenn die letzten Goldfäden abgenutzt sein würden.

Die Teuse legte auf das Meßgewand die Stola, die Armbinde, den Leibstrick, das Meßhemd und das

Achseltuch. Aber sie fuhr fort zu schwatzen, während sie sich bemühte, die Armbinde in Kreuzform auf die Stola zu legen und den Leibstrick als Guirlande um das Ganze in Form eines M zu verwenden, als des verehrten Anfangsbuchstaben des heiligen Namens der Jungfrau Maria.

„Er taugt nicht mehr viel, der Strick,“ brummte sie. „Sie werden sich doch entschließen müssen, einen andern anzuschaffen, Herr Pfarrer.“

Pastor Mouret antwortete nicht. Er stellte den Kelch auf einen kleinen Tisch, einen alten großen Kelch von vergoldetem Silber mit einem bronzenen Fußgestell. Er hatte ihn aus einem Schrank von rohem Holz genommen, in welchem die geweihten Gefäße und Paramente sich befanden, die Flaschen mit heiligem Oel, die Meßbücher, die Leuchter, die Kruzifixe. Er legte über den Becher ein reines Kelchtuch, setzte auf dasselbe die Patene von vergoldetem Silber, auf der eine Hostie lag, welche er mit einem kleinen, mit Leinwand überzogenen Kelchdeckel bedeckte. Als er den Kelch mit dem Schleier von Goldstoff bedecken wollte, der dem Meßgewand angepaßt war und in zwei Falten herabfiel, rief die Teuse:

„Halt, es ist kein Corporale in dem Täschchen . . . Ich habe gestern Abend alle schmutzigen Kelchtücher, Kelchdeckel nnd Corporales genommen, um sie zu bleichen, natürlich apart, nicht in der großen Wäsche . . . Ach, das hab' ich Ihnen noch nicht gesagt, Herr Pfarrer; ich habe mich soeben daran gemacht mit der Wäsche. Es ist ein gehöriger Haufen!“

Und während der Priester ein Corporale in das Täschchen schob und das Täschchen auf den Schleier legte, das auf Goldgrund mit einem Goldkreuz geziert war, fuhr sie lebhaft fort: „Ganz recht, ich vergaß! Dieser Taugenichts von Vinzens ist nicht gekommen. Wollen Sie, daß ich Messe diene, Herr Pfarrer?“

Der junge Priester blickte sie streng an.

„Ei, das ist doch wohl keine Sünde," fuhr sie fort mit ihrem gutmütigen Lächeln. Ich habe schon einmal Messe gedient zur Zeit des Herrn Caffin. Ich diene besser als die Schlingel, die wie Heiden wegen einer Fliege, die in der Kirche umherfliegt, lachen . . . Gehen Sie mir ab, wenn ich auch eine Haube trage, sechzig Jahre alt und dick wie ein Turm bin, ich verehre den lieben Herrgott doch mehr als diese nichtsnutzigen Jungen, die ich kürzlich dabei abfaßte, wie sie Bockspringen hinter dem Altar spielten."

Der Priester blickte sie noch immer an und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ein wahres Loch, dies Dorf," brummte sie. „Noch keine hundert und fünfzig Menschen . . . Es giebt Tage, wie heute, wo man keine Seele in les Artaud findet. Sogar die Wickelkinder gehen in die Weinberge! Wenn ich nur wüßte, was sie da in den Weinbergen machten! Die Reben, die auf dem Kieselgrunde wachsen, sind so trocken wie Disteln. Und dies Wolfsland liegt eine halbe Meile von jeder Straße entfernt! . . . Wenn kein Engel vom Himmel steigt, Ihnen zur Messe zu dienen, Herr Pfarrer, so haben Sie nur mich, auf mein Wort!"

Aber gerade in diesem Augenblick machte Vinzens, der jüngste von den Brichets, leise die Sakristeithür auf. Seine roten ungekämmten Haare, seine kleinen, grauen, funkelnden Augen setzten die Teuse in Zorn.

„Ach, der Bengel!" rief sie, „ich wette, daß er soeben einen schlechten Streich ausgeführt hat! . . . Nur näher, Schlingel, da der Herr Pfarrer ja Angst hat, ich könnte dem lieben Gott unwillkommen sein."

Als der Pastor Mouret den Jungen erblickte, hatte er das Achseltuch ergriffen. Er küßte das in die Mitte gesteckte Kreuz, hielt dasselbe einen Augenblick über

Soutane zurück, kreuzte und knüpfte die Bändchen, das rechte immer über das linke. Darüber zog er alsdann die Alba, als Symbol der Reinheit, indem er mit dem rechten Arm zuerst hineinschlüpfte.

Vinzens hatte sich niedergebückt und zog ihm ringsum die Alba zurecht, indem er darauf achtete, daß sie gleichmäßig von allen Seiten herabfiel, zwei Finger breit von der Erde. Dann reichte er dem Priester den Leibstrick, der sich mit demselben stark die Lenden gürtete, um so an die Bande zu erinnern, mit denen der Heiland gefesselt ward in seiner Lebenszeit.

Die Teuse stand eifersüchtig und verletzt dabei, sie strengte sich an, um den Mund zu halten; aber die Zunge juckte ihr derartig, daß sie bald wieder anfing:

„Bruder Archangias ist gekommen . . . Kein Kind wird heute zur Schule kommen. Er ist wie ein Sausewind gelaufen, dieser Brut in den Weinbergen die Ohren zu zausen . . . Sie werden wohl daran thun, ihn zu sehen. Ich glaube, er hat Ihnen etwas zu sagen.“

Der Pastor Mouret gebot ihr mit einer Handbewegung Stillschweigen. Er hatte den Mund nicht mehr aufgemacht. Er sagte die üblichen Gebete her; als er die Armbinde nahm, küßte er sie, bevor er sie am linken Arm über dem Ellbogen befestigte, als ein Zeichen, das die Arbeit der guten Werke andeuten sollte. Die Stola, die er ebenfalls küßte, das Symbol seiner Würde und seiner Priestergewalt, kreuzte er über seiner Brust. Die Teuse mußte dem Vinzens helfen, die Kasel zurechtzumachen; sie knüpfte dieselbe mittelst kleiner Bändchen zu, sodaß sie nicht nach hinten zurückschlagen konnte.

„Heilige Jungfrau! ich habe die Meßkännchen vergessen!“ stammelte sie, während sie auf den Schrein zueilte. „Vorwärts, schnell, du Schlingel!“

Vinzens füllte die Kännchen, Gefäße von grobem Glase, an, während sie sich beeilte, ein feines Manu-

tergium aus einer Schublade zu entnehmen. Der Priester Mouret, der den Kelch mit der linken Hand am Knoten des Fußgestells trug, mit den Fingern der rechten Hand auf dem Täschchen, verneigte sich tief, ohne jedoch das Barett abzunehmen, vor einem Ebenholz-Kruzifix, das über dem Schrein hing. Der Knabe verneigte sich ebenfalls, dann ging er vorauf mit dem Meßkännchen in der Hand, die mit dem Manutergium bedeckt waren; er ging aus der Sakristei hinaus, gefolgt von dem Priester, der mit zu Boden geschlagenen Augen in tiefer Andacht daherschritt.

II.

Die leere Kirche sah an diesem Maimorgen ganz weiß aus. Der Glockenstrang neben dem Beichtstuhl hing wieder unbeweglich da. Die ewige Lampe von buntem Glas brannte rechts vom Tabernakel an der Mauer und hatte das Ansehen eines roten Flecks. Vinzens brachte die Kännchen auf das Seitentischchen, und kniete sich dann links auf der untersten Altarstufe hin, während der Priester, nachdem er das hochwürdigste Sakrament mit einer Kniebeugung auf dem ebenen Boden begrüßt hatte, zum Altar hinaufstieg und das Corporale herausnahm, in dessen Mitte er den Kelch stellte. Dann öffnete er das Missale und stieg wieder die Stufen des Altars hinab. Wiederum kniete er, er bekreuzte sich mit lauter Stimme, faltete die Hände auf der Brust und begann das große göttliche Drama mit einem Antlitz, dessen Züge von Glaube und Liebe strahlten.

„Introibo ad altarem Dei.“

„Ad Deum qui laetificat juventutem meam,“ radebrechte Vinzens, der die Responsorien der Antiphone und des Psalms halb verschluckte, während er auf den

Hacken saß und sich damit beschäftigte, die Teuse, welche in der Kirche umherstrich, mit den Augen zu verfolgen.

Die alte Wirthschafterin beobachtete eine der Wachskerzen mit unruhiger Miene. Ihr Unbehagen schien sich zu verdoppeln, während der Priester, tief gebückt, mit von neuem gefalteten Händen das Confiteor hersagte. Sie blieb stehen, schlug sich ebenfalls an die Brust und senkte den Kopf, hielt jedoch die Kerze fortgesetzt im Auge. Die ernste Stimme des Priesters und das Stammeln des Dieners wechselten noch einen Augenblick hindurch ab.

„Dominus vobiscum.“

„Et cum spiritu tuo.“

Und der Priester breitete die Arme aus, fügte sie wieder zusammen und sprach mit wehmutsvoller Zerknirschung:

„Oremus!“

Die Teuse konnte sich nicht länger halten. Sie eilte hinter den Altar, erreichte die Kerze und putzte sie mit dem Ende ihrer Scheere. Die Kerze leckte nämlich. Zwei große Wachstropfen waren schon verloren gegangen; als sie wieder zurückkam, die Bänke zurechtstellte, nachsah ob auch die Weihkessel nicht leer seien, betete der Priester oben am Altar, die Hände auf den Rand des Altartuches gestützt, mit leiser Stimme. Er küßte den Altar.

Hinter ihm sah die Kirche im Morgenschimmer fahl aus. Die Sonne hatte erst die Ziegeln erreicht. Das Kyrie eleison durchlief wie ein Frösteln dieses stallähnliche Gebäude mit seinen getünchten Wänden, der platten Decke, deren geweißtes Gebälk man sah. Von jeder Seite ließen drei hohe Fenster mit hellen, gesprungenen, größtentheils durchlöcherten Scheiben den Tag mit blanker Derbheit hinein.

Die frische Luft kam von draußen keck herein. be-

Hauptpforte, die man niemals öffnete und wo das Gras aus dem Boden hervorsproß, befand sich eine Brettertribüne, die von der einen Seite der Mauer zur andern reichte und auf welche man mittelst einer Müllerleiter hinaufstieg; sie krachte an Festtagen unter dem Gestampf der Holzschuhe. Neben der Leiter stand der schlecht gezimmerte, zitronengelb angestrichene Beichtstuhl. Gradeüber an der Seite der Nebenpforte befand sich das Baptisterium, ein ehemaliger Weihkessel, der auf ein gemauertes Piedestal gestellt war. Sodann waren in der Mitte der Kirche rechts und links zwei kleine Altäre, die von Holzballustraden umgeben waren, hingepflanzt. Auf dem zur Linken, der der heiligen Jungfrau geweiht war, stand eine große Statue der Gottesmutter von vergoldetem Alabaster, die, königlich geschmückt, eine Krone von Gold auf ihren kastanienbraunen Haaren trug. Sie hielt auf ihrem linken Arm ein Christkindchen, das lächelte und mit seiner kleinen Hand die gestirnte Weltkugel umfaßte; sie schwebte auf einem Wolkenflor mit geflügelten Engelsköpfen zu ihren Füßen. Ueber dem Altar auf der rechten Seite, an welchem die Totenmessen gelesen wurden, hing ein Kruzifix als Gegenstück zur heiligen Jungfrau. Das Kruzifix von der Größe eines zehnjährigen Kindes hatte einen verzerrten Gesichtsausdruck allerschrecklichster Art, den Kopf hintenüber gebeugt, mit blutenden Seiten, mit eingedrücktem Unterleib und verdrehten Gliedmaßen, die mit Blut bespritzt waren. Dann war noch die Kanzel da, eine viereckige Kanzel, auf die man auf einem fünfsprossigen Tritt gelangte und die sich gerade über einer Wanduhr mit Gewichten befand, welche in einem Gehäuse von Nußbaum stak; ihre dumpfen Schläge erschütterten die ganze Kirche, so daß man den Schlag eines riesigen Herzens zu vernehmen glaubte, das irgend wo unter dem Fußboden versteckt war.

Das ganze Kirchenschiff entlang hingen die vierzehn

Stationen des Leidensganges Christi, vierzehn plump angestrichene Abbildungen, in schwarzen, runden Rahmen.

„Deo gratias“, stammelte Vinzens, am Schlusse der Epistel.

Das Liebesmysterium, die Aufopferung des heiligen Opferlammes, nahte. Der Meßdiener nahm das Missale, trug es auf die linke, die Evangelienseite, wobei er darauf bedacht war, ja nicht die Blätter des Buches zu berühren. Immer wenn er vor dem Tabernakel vorbeikam, machte er eine schräge Kniebeugung mit vornübergebeugtem Oberkörper. Als er dann zur rechten Seite zurückgegangen war, stand er aufrecht mit gekreuzten Armen da, während das Evangelium vorgelesen wurde. Der Priester machte zuerst das Zeichen des Kreuzes auf das Meßbuch, bekreuzte sich dann selbst auf der Stirn, um anzudeuten, daß er sich niemals des göttlichen Wortes schämen würde; auf dem Munde, um zu zeigen daß er stets bereit sei, seinen Glauben zu bekennen; auf dem Herzen, um anzuzeigen, daß sein Herz Gott allein angehöre.

„Dominus vobiscum“, sagte er, mit verschleiertem Blick sich nach der kalten, bleichen Kirche umwendend.

„Et cum spiritu tuo“, antwortete Vinzens, der sich wieder auf die Knie gelassen hatte.

Nachdem der Priester das Offertorium hergesagt hatte, nahm er den Kelch aus seiner Umhüllung. Er hielt ihn einen Augenblick in Brusthöhe, nahm die Patene, auf welcher die Hostie lag, welche er Gott für sich, für die Umstehenden, für alle Gläubigen, Lebenden und Abgeschiedenen darbrachte. Dann nahm er den Kelch, den er vom Rande des Corporales gleiten ließ, ohne ihn mit den Fingern zu berühren, und wischte ihn sorgfältig mit dem Purificatorium aus. Der Priester brachte alsdann für die ganze Welt den halbvollen Kelch dar, welchen er dann wieder mitten auf das Corporale stellte und ihn mit dem Kelchdeckel zudeckte. Und nach=

dem er wiederum gebetet hatte, ließ er sich Wasser in kleinen Güssen über die Daumen- und Zeigefingerspitze jeder Hand gießen, um sich von den winzigsten Flecken der Sünde zu reinigen. Nachdem er sich am Manutergium abgetrocknet hatte, goß die Teuse, welche aufpaßte, den Inhalt des Präsentiertellers, auf dem die Kännchen standen, in einen Zinkeimer aus, der in der Ecke am Altar stand.

„Orate, fratres“, fuhr der Priester mit lauter Stimme fort, mit dem Gesichte nach den leeren Bänken gewandt, breitete die Arme aus und fügte sie wieder zusammen, wie wenn er die Menschen, die guten Willens sind, zu Zeugen anriefe.

Und sich wieder dem Altare zuwendend, fuhr er fort, leise zu beten. Vinzens plapperte einen langen lateinischen Satz her, in dem er sich verlor. In diesem Augenblick drangen die goldgelben Strahlen durch die Fenster. Die Sonne folgte dem Anruf des Priesters und kam zur Messe. Sie schien mit glitzerndem Schimmer auf die linke Mauerfläche, auf den Beichtstuhl, den Marienaltar und die große Wanduhr. Der Beichtstuhl bewegte sich krachend; die Gottesmutter lächelte mit ihren gemalten Lippen zärtlich auf das Jesuskindlein hinab, sie sah verklärt aus, im blendenden Schmuck ihrer Krone und des goldenen Mantels; auch die Wanduhr wurde warm und schlug ihr Tiktak mit lebhafteren Schlägen. Es schien, als ob die Sonne die Bänke mit Stäubchen bevölkerte, die in ihren Strahlen tanzten. Die kleine Kirche, dieser geweißte Stallraum roch, als wenn eine schwitzende Menge sich in ihr befände. Von draußen her hörte man das gedämpfte Geräusch des glücklich heiteren Morgenerwachens auf dem Lande; die Kräuter hauchten wohlthuenden Duft aus, die Blätter trockneten sich in der Sonnenwärme, die Vögel glätteten ihr Gefieder und versuchten ihre Flügel. Auch der Frühling drang mit dem Sonnenschein in die Kirche.

Durch eins der Fenster bemühte sich eine dicke Eberesche, ihre Zweige durch die zerbrochenen Scheiben zu stecken; sie schob ihre Knospen hinein, als wollte sie sich das Innere der Kirche ansehen; und durch die Spalten des Hauptportals sah man das Gras der Vorhalle, das bis ins Schiff der Kirche zu kommen trachtete. Nur das große Kruzifix war im Schatten geblieben und brachte den Tod in dies erwachende Leben mit seinem schmerzlichen Sterbensblick, und dem mit Farbe beklexten und mit Lack beschmierten Leibe. Ein Sperling hatte sich auf den Rand eines Loches gesetzt, er guckte hinein und flog dann fort; aber er kam alsbald wieder und flatterte geräuschlos zwischen den Bänken vor dem Marienaltar hin und her. Ein zweiter Sperling folgte ihm. Bald kamen von allen Zweigen der Eberesche Sperlinge herein und promenierten gemütlich, auf und ab hüpfend, auf den Dielen.

„Sanctus, Sanctus, Sanctus, Dominus, Deus, Sabaoth,“ sagte der Priester halblaut mit leicht vorgebeugten Schultern.

Vinzens klingelte dreimal. Aber die Sperlinge, die durch dieses plötzliche Klingling erschreckt wurden, flogen davon und machten ein solches Geräusch mit ihren Flügeln, daß die Teuse, die einen Augenblick vorher in die Sakristei gegangen war, zurückkam und schimpfte:

„Das Gesindel! sie werden noch Alles schmutzig machen. . . . Ich wette, daß Fräulein Desirée noch kommt und ihnen Brotkrumen zuwirft.“

Der schauerlich-erhabene Augenblick nahte. Das Blut und der Leib Gottes sollte auf den Altar herabsteigen. Der Priester küßte den Altar, faltete die Hände und machte mehrere Zeichen des Kreuzes über der Hostie und dem Kelche. Die kanonischen Gebete flossen von seinen Lippen so recht in demütiger und dankerfüllter Verzückung. Seine Stellung, seine Bewegungen, die

Modulation seiner Stimme zeigten an, wie gering er sich vorkomme, wie er ergriffen sei von dem erhebenden Gefühl, auserwählt zu sein zur Vollbringung eines so großen Werkes.

Vinzens hatte sich hinter ihm hingekniet; er ergriff mit der linken Hand das Meßgewand und hob es etwas in die Höhe, während er mit der rechten die Klingel in Bereitschaft hielt. Und der Priester, der sich mit den Ellbogen auf den Rand des Tisches gestützt hatte, hielt die Hostie zwischen dem Daumen- und Zeigefinger mit beiden Händen und sprach über ihr die Worte der Konsekration: Hic est enim corpus meum. Dann hob er sie, nachdem er eine Kniebeuge gemacht hatte, langsam in die Höhe, so hoch als er konnte, indem er ihr mit den Augen folgte, während der Diener, mit dem Gesicht fast die Erde berührend, dreimal schellte. Er konsekrierte darauf den Wein: Hic est enim calix, mit den Ellbogen wiederum auf den Altar gestützt, kniete dann, hob den Kelch in die Höhe, ihm mit den Augen folgend; die rechte Hand umspannte den Griff des Kelchs, während die Linke das Fußgestell unterstützte. Der Diener schellte jetzt zum letzten Male dreimal mit der Klingel. Das große Mysterium hatte sich wieder erneuert, das verehrungswürdige Blut floß wiederum einmal.

„Wartet, wartet,“ zankte die Teuse, indem sie die Sperlinge mit geballter Faust zu verscheuchen suchte.

Aber die Spatzen hatten keine Furcht mehr. Sie waren mitten im Klingeln wieder zurückgekommen und hüpften unverschämt auf den Bänken umher. Das wiederholte Klingling hatte sie sogar lustig gestimmt, Sie antwortete mit Zwitschern, das sich zwischen den lateinischen Worten hindurch ausnahm wie das heitere Gelächter kecker Burschen. Die Sonne wärmte ihr Gefieder, das wilde, ärmliche Aussehen der Kirche machte ihnen Spaß. Sie waren hier zu Hause, wie in einer

Scheune, in deren man eine Luke offen gelassen hat sie piepten, rauften sich und machten sich die Krumen streitig, die sie auf dem Boden fanden. Am Altar jedoch merkte der Priester nichts von dem Eindringen des lauen Maimorgens in das Schiff der Kirche, nichts von der immer höher steigenden Sonnenflut, vom Grün von den Vögeln; er hielt die Augen fest auf die heilige Hostie gerichtet und war entrückt zum Fuße des Calvarienberges, auf dem die verurteilte menschliche Natur des Herrn mit dem Tode rang.

„Per omnia saecula saeculorum,“ sagte er.

„Amen,“ antwortete Vinzens.

Nach dem Paternoster hielt der Priester die Hostie über den Kelch und brach sie entzwei. Er bröckelte alsdann von der einen Hälfte noch eine Partikel ab, die er in das kostbare Blut fallen ließ, um die innige Gemeinschaft zu bezeichnen, in die er durch die Kommunion mit Gott kommen sollte. Er sprach mit lauter Stimme das Agnus Dei, recitierte ganz leise die drei vorgeschriebenen Orationen, bekannte seine Unwürdigkeit und mit den Händen auf dem Altar und die Patene unter das Kinn haltend, kommunizierte er beide Theile der Hostie zugleich. Nachdem er sodann die Hände in Gesichtshöhe, in inbrünstiger Betrachtung versunken, gefaltet hatte, sammelte er auf dem Corporale mit Hilfe der Patene die heiligen abgekrümelten Stückchen der Hostie, welche er in den Kelch schüttete. Da sich ein Partikelchen auch an seinem Daumen festgesetzt hatte, löste er es mit der Spitze des Zeigefingers los. Und dann bekreuzte er sich mit dem Kelche, hielt wieder die Patene unters Kinn und trank das kostbare Blut in drei Zügen, ohne die Lippen vom Kelchrande fort zu nehmen; er kostete bis auf die Neige den himmlischen Opferwein.

Vinzens hatte sich erhoben, um die Kännchen wieder auf den Seitentisch zu stellen, als plötzlich die Thür des Verbindungsganges, der nach dem Presbyterium führte,

weit aufgerissen wurde, so daß sie gegen die Mauer schlug. Ein schönes Mädchen von zweiundzwanzig Jahren trat ein; sie hatte ein kindliches Benehmen und trug etwas unter ihrer Schürze versteckt.

„Es sind dreizehn!“ rief sie. „Alle Eier waren gut.“

Und die Schürze ein wenig öffnend, zeigte sie ein Nest voll junger Küchlein, welche mit ihren Flaumfedern und den schwarzen Augenpünktchen darin umherpaddelten.

„Seht doch! wie niedlich sie sind, die Herzchen! Ach, der kleine Weiße steigt den Andern auf den Rücken. Und der da, der Gesprenkelte, der schlägt schon mit den Flügeln um sich! . . . Die Eier sind wirklich recht gut gewesen. Keins ohne Dotter darunter!“

Die Teuse, welche trotz des Verbots bei der Messe half und die Kännchen dem Vinzens für die Absolution hinreichte, drehte sich um und sagte halblaut:

„Schweigen Sie doch still, Fräulein Desirée! Sie sehen doch, daß wir noch nicht fertig sind.“

Ein scharfer Geruch kam vom Wirtschaftshofe her durch die offene Thür und verbreitete gleichsam einen vegetabilisch- und animalisch-gemischten Brodem in der Kirche, die von der Sonne, die schon bis zum Altar vorgedrungen war, warm beschienen wurde. Desirée blieb einen Augenblick stehen, ganz glücklich über die kleine Welt, die sie bei sich trug; sie sah Vinzens den Reinigungswein einschenken, sah, wie ihr Bruder diesen Wein austrank, damit nur nichts von den heiligen Teilchen in seinem Munde bliebe. Und sie war auch noch da, als er den Kelch mit beiden Händen hinhielt, um den Wein und das Wasser der Absolution über seinen Daumen und Zeigefinger rinnen zu lassen, den er dann nochmals leerte. Aber die alte Henne, die ihre Kleinen suchte, kam gluckſend an und wollte in die Kirche dringen. Da ging Desirée unter Liebkosungen für ihre Küchlein gerade im Augenblicke weg, als der Priester mit dem Purificatorium seine Lippen berührte

und sodann den Rand und das Innere des Kelches damit austrocknete.

Das war der Schluß des Gott dargebrachten Dankopfers. Der Diener holte noch zum letzten Mal das Missale und legte es auf die rechte Seite. Der Priester legte auf den Kelch das Purificatorium, die Patena und den Kelchdeckel, dann ordnete er wieder den Kelchschleier in zwei großen Falten und legte das Täschchen darauf, in welches er das Corporale gesteckt hatte. Sein ganzes Wesen war ein brünstiger Dankakt. Er bat den Himmel um die Nachlassung seiner Sünden, um die Gnade eines heiligen Lebenswandels, um das ewige Leben zu verdienen. Er war versunken in jenes Liebescönakel, in jenes unaufhörliche Opfer, das ihn täglich mit dem Leibe und Blute seines Heilandes speiste.

Nachdem er die Orationen gelesen hatte, wandte er sich um und sagte:

„Ite, missa est".

„Deo gratias," antwortete Vinzens.

Dann wandte er sich um, küßte den Altar, kehrte sich wieder um, die linke Hand ruhte auf der Brust, mit der ausgestreckten Rechten segnete er die Kirche, die mit fröhlichem Sonnenschein und lärmenden Spatzen angefüllt war.

„Benedicat vos omnipotens Deus, Pater et Filius et Spiritus Sanctus."

„Amen," sagte der Diener, ein Kreuz machend.

Die Sonne war eben hervorgetreten und die Sperlinge kecker geworden. Während der Priester an der linken Seite von der Papptafel das Evangelium des heiligen Johannes, welches die Ewigkeit des Logos verkündigt, ablas, vergoldete die Sonne den Altar, erhellte die Füllungen des marmorierten Holzes und überstrahlte den Glanz der beiden Kerzen, deren kurze Dochte nur noch wie zwei dunkle Flecken erschienen, und das triumphierende Tagesgestirn umgab mit einem Glorienschein

das Kreuz, die Leuchter, das Meßgewand, den Kelchschleier, und all' das Gold erblaßte unter seinen Strahlen. Und als der Priester den Kelch nahm, eine Kniebeuge machte und bedeckten Hauptes den Altar verließ, um unter Vorantritt des Dieners, der die Kännchen und das Manutergium trug, wieder in die Sakristei zurückzukehren, da blieb die Sonne allein Herrin der Kirche. Sie hatte sich nun ihrerseits auf das Altartuch gesetzt, klebte ihr glitzerndes Gold an der Thür des Tabernakels und feierte die fruchtbare Triebkraft des Mai. Vom Fußboden herauf stieg ein warmer Luftzug in die Höhe. Die angetünchten Mauern, das heilige Jungfrauenbild, das große Kruzifix sogar erschauerten im Frühlingshauche, wie wenn der Tod wäre überwunden worden von der unsterblichen Jugendkraft der Erde.

III.

Die Teuse beeilte sich, die Kerzen auszulöschen. Aber sie kam zu spät, da sie erst noch die Sperlinge fortjagen wollte. So fand sie denn den Geistlichen Mouret nicht mehr in der Sakristei, als sie mit dem Meßbuch ankam; er hatte die geweihten Paramente selbst geordnet, nachdem er sich die Hände gewaschen hatte. Er war schon im Eßzimmer und nahm sein Frühstück ein, das in einer Tasse Milch bestand.

„Sie sollten Ihrer Schwester doch untersagen, Brot in die Kirche zu werfen," sagte die Teuse, als sie eintrat. „Letzten Winter hat sie diese saubere Geschichte angefangen. Sie sagte, daß die Sperlinge frieren müßten, daß der liebe Gott sie ganz gut ernähren könnte . . . Sie werdens erleben, daß sie uns ihre Hühner und Kaninchen mit ins Bett legt."

„Nun, dann würden wir's noch wärmer haben,"

sagte der junge Priester heiter. „Ihr scheltet aber auc fortwährend, Teuse. Laßt doch unsre arme Desirée ihr Thiere lieb haben. Sie hat ja sonst kein anderes Ver gnügen, die liebe Unschuld."

Die Wirtschafterin pflanzte sich mitten im Zimmer hi

„Ja! Sie!" fuhr sie fort; „Sie würden es ger sehen, wenn die Elstern sogar ihre Nester in der Kirch bauten. Da sehen Sie nichts d'rin, sie finden alle ausgezeichnet . . . Ihre Schwester kann von Glü sagen, daß sie bei Ihnen lebt, seit Sie aus dem Semina sind. Kein Vater, keine Mutter! Ich möchte bloß wisser wer ihr gestatten würde, so im Wirtschaftshof herum zukrabbeln, wie sie's thut."

Dann schien sie etwas milder gestimmt und sagt mit verändertem Ton:

„Na, das ist richtig, es wäre schade, ihr zuwide zu sein. Sie ist so ohne alles Falsch und Arg, sie is noch so unschuldig, wie ein Mädchen von 10 Jahren obwohl sie eine der kräftigsten Dirnen im Lande ist . . Sie wissen, ich bringe sie noch abends zu Bett un muß ihr noch vor dem Einschlafen Märchen erzähler wie einem Kinde."

Der Geistliche trank stehend seine Tasse Milch aus seine Finger waren ein wenig gerötet von der Kühl des Zimmers, das aus einem großen, mit Fliesen aus gelegten, grau angestrichenen Raume bestand, in welchen sich keine andern Möbel als ein Tisch und Stühle be fanden. Die Teuse nahm die Serviette, die sie für da Frühstück über eine Tischecke gebreitet hatte, wieder ab

„Sie machen wenig Wäsche schmutzig," murmelt sie. „Man sollte meinen, Sie könnten sich nicht hinsetzen Sie wären immer im Begriff abzureisen . . . Ach wenn Sie den Herrn Caffin, den armen verstorbener Pfarrer, dessen Nachfolger Sie sind, gekannt hätten Das war ein Mann, der weichlich war! Der würd nicht haben verdauen können, wenn er stehend gegesser

itte . . . Es war ein Normanne, aus Cantelen, wie
). O, ich danke ihm nicht dafür, daß er mich hierher
dies Wolfsland gebracht hat! Wie haben wir uns
der ersten Zeit doch gelangweilt, gütiger Himmel!
er arme Pfarrer hatte sehr eklige Geschichten in unserer
eimat gemacht . . . Halt! Herr Mouret Sie haben
wieder ihre Milch nicht süß gemacht. Da sind die
iden Stückchen Zucker.

„Ja," sagte er, „ich glaub', ich hab's vergessen."

Die Teuse sah ihn voll an und zuckte die Achseln.
leichzeitig mit der Serviette nahm sie auch eine Schnitte
n Schwarzbrot, die ebenfalls auf dem Tisch unbe-
hrt lag, fort. Dann lief sie dem Pfarrer, der sich
m Fortgehen anschickte, nach, hockte sich vor ihm nieder
d rief:

„Warten Sie doch, Ihre Schuhbänder sind ja nicht
mal zugebunden . . . Ich begreife nicht, wie Ihre
üße in diesen Bauerschuhen stecken bleiben können.
ie sind so zierlich und sehen so aus, als ob Sie so
ht gehörig verzärtelt worden wären . . . Na, der
schof muß Sie gut gekannt haben, daß er Ihnen diese
arrei, die ärmste der Diöcese, gegeben hat."

„Aber ich habe ja gerade selbst les Artaud ge-
ählt," sagte der Priester, von neuem lächelnd. Ihr
d recht schlecht heute morgen, Teuse. Sind wir hier
ht glücklich? Wir haben Alles, was wir brauchen,
d leben wie im Paradiese so friedlich."

Sie nahm sich jetzt zusammen und antwortete eben-
ls lachend:

„Sie sind ein Heiliger, Herr Pfarrer . . . Kommen
e doch und sehen Sie sich meine Wäsche an. Das
rd besser sein, als sich herumstreiten."

Er mußte ihr folgen, denn sie hätte ihn doch nicht
r wieder losgelassen, bevor er ihr über die Wäsche
was Schmeichelhaftes gesagt hatte. Er ging aus dem

Eßzimmer und stieß sich im Korridor an abgebröckeltem Gipsschutt.

„Was ist denn das?“ fragte er.

„Nichts,“ antwortete die Teuse in ihrer entsetzlichen Weise. „Das Presbyterium stürzt nur ein. Aber Sie finden es ja gut, Sie haben ja alles, was Sie brauchen . . . Ei, bei Gott, an Rissen fehlt's nicht. Sehen Sie sich doch bloß 'mal die Decke an. Die ist doch gehörig voll Spalten. Wenn wir nicht eines schönen Tages unter ihr begraben werden, so sind wir unserm Schutzengel eine extrafeine Wachskerze schuldig. Na, da es Ihnen aber so gefällt . . . Mit der Kirche steht's ebenso. Schon seit zwei Jahren hätte man neue Scheiben einsetzen müssen. Im Winter muß der liebe Gott in der Kirche frieren. Dann würden auch diese lumpigen Spatzen davon bleiben. Ich werde schließlich wohl noch Papier davor kleben, merken Sie sich das.“

„Ei, das ist ein guter Gedanke,“ murmelte der Priester, „man könnte sie ja mit Papier verkleben . . . Was die Mauern betrifft, so sind sie fester, als man glaubt. Nur in meinem Zimmer hat sich der Fußboden ein bischen vor dem Fenster gesenkt. Das Haus wird uns noch alle überleben.“

Als sie unten in dem kleinen Schuppen neben der Küche angelangt waren, that er sehr verwundert und erfreut über die ausgezeichnete Wäsche, nur um der Teuse zu Gefallen zu sein; ja, er mußte die Wäsche sogar beriechen und mit den Händen befühlen. Darüber freute sich die Alte dann sehr und kehrte ihre mütterliche Seite heraus. Sie belferte nicht mehr, sondern lief schnell, um eine Bürste zu holen.

„Sie wollen doch nicht etwa mit dem Schmutz von gestern auf Ihrer Soutane ausgehen? Wenn Sie sie über's Geländer gelegt hätten, wäre sie jetzt rein . . . Sie ist noch ganz gut, diese Soutane, heben Sie sie

nur gut auf, wenn Sie über eine Wiese gehen, die Disteln reißen sonst Löcher ein.“

Dann mußte er sich umdrehen, wie ein Kind, während sie ihn von oben bis unten gehörig mit der Bürste bearbeitete.

„So, nun ist's schon gut,“ sagte er, sich losmachend. „Gebt auf Desirèe Acht, hörr Ihr? Ich will ihr nur sagen, daß ich ausgehe.“

In diesem Augenblicke jedoch rief eine helle Stimme:

„Serge! Serge!“

Desirèe kam laufend herbei; sie war ganz rot vor Freude, im bloßen Kopf, ihre schwarzen, in Zöpfe gebundenen Haare fielen auf ihren Nacken herab. Hände und Arme waren bis zu den Ellbogen mit Kot bedeckt. Sie hatte den Hühnerstall rein gemacht. Als sie ihren Bruder im Begriff sah, mit dem Brevier unterm Arm auszugehen, lachte sie noch lauter und küßte ihm die Backe mit vollem Munde. Dabei streckte sie ihre Arme nach hinten aus, um ihn nicht zu berühren.

„Nein, nein,“ stammelte sie, „ich könnte Dich beschmutzen. Ach, ist das ein Spaß! Du sollst die Tierchen sehen, wenn Du wieder kommst.“

Und fort war sie. Der Pastor Mouret sagte, daß er gegen elf Uhr zum Frühstück wieder da sein werde. Er ging ab, während die Teuse, die ihn noch bis zur Schwelle begleitet hatte, ihm ihre letzten Ermahnungen nachrief:

„Vergessen Sie den Bruder Archangias nicht . . . Sprechen Sie auch bei den Brichets vor, die Frau ist gestern hier gewesen, immer noch wegen der Heirat . . . Herr Pfarrer, hören Sie doch! Ich bin der Rosalie begegnet. Sie will den großen Fortunat gern heiraten. Sprechen Sie doch mit dem alten Bambousse, vielleicht hört er jetzt auf Sie . . . Und kommen Sie nicht erst um zwölf wieder, wie neulich! Um elf Uhr, hören Sie, um elf Uhr, nicht wahr?“

Als der Priester sich jedoch nicht umkehrte, ging sie hinein und sagte zwischen den Zähnen:

„Ob der mich wohl gehört hat! . . . Der ist noch nicht 'mal sechsundzwanzig Jahre alt und handelt bloß nach seinem Kopf. Zwar das stimmt, er übertrifft an Heiligkeit einen Mann von sechzig Jahren, aber er hat noch gar nicht gelebt, er kennt noch nichts, da ist's freilich leicht, vernünftig wie ein Engel zu sein, für so 'nen jungen Menschen."

IV.

Als der geistliche Herr nicht mehr die Teuse hinter sich hörte, blieb er stehen; er war froh, endlich allein zu sein. Die Kirche war auf einem etwas erhabenen Hügel gebaut, der sich nach dem Dorfe zu sanft abflachte; sie lag da wie ein verlassener Schafstall mit ihren breiten Fenstern und ihrem freundlich aussehenden roten Ziegeldach. Der Priester wandte sich um und warf einen Blick auf das Presbyterium, ein graues Gebäude, das sich an die Seite des Kirchenschiffs anlehnte; dann stieg er eilends nach rechts weiter hinauf, als wenn er fürchtete, wieder von dem unversieglichen Geschwätz, das schon den ganzen Morgen über vor seinen Ohren gesummt hatte, eingeholt zu werden. Erst vor dem großen Portal, wo man ihn nicht mehr von der Pfarrei aus sehen konnte, fühlte er sich in Sicherheit. Die rohe Fassade der Kirche, die vom Regen und Sonnenschein verwittert aussah, war von einem kleinen gemauerten Käfig überdacht, in welchem eine kleine schwarze Glocke hing. Man konnte sehen wie das Ende des Glockenstrangs im Ziegeldach verschwand. Sechs zerbrochene Stufen, die an einem Ende halb in die Erde gesunken waren, führten zu der rundlichen Hauptpforte, sie war

voller Spalten, von Staub, Rost und Spinngeweben bedeckt, und hing so jämmerlich in den Angeln, daß man hätte glauben sollen, der leiseste Windstoß müsse sie umwehen. Der Pastor Mouret, der diese Ruine gern hatte, stieg die Treppe hinauf und lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Thürflügel. Von dort aus übersah er mit einem Blick das ganze Land. Mit der Hand über den Augen, hielt er Umschau und beobachtete den Horizont.

Im Mai wucherte auf diesem Kiesboden eine üppige Vegetation. Kolossale Lavendelstauden, Wachholdergebüsche und allerlei Unkraut reichten bis an die Kirchthür mit seinen dunkelgrünen Büscheln. Der erste Aufruhr des Frühlingssaftes regte sich in dem knorrigen Gestrüpp der knotigen Pflanzen und drohte die Kirche zu stürmen. Zu dieser frühen Morgenzeit vernahm man ordentlich wie die Wärme säuselnd an dem Wachstum arbeitete; ihre anhaltende stumme Bewegung hob selbst die Steine etwas in die Höhe. Aber der Geistliche merkte nichts von der Hitze dieses Arbeitens und Kreisens; er glaubte, daß die Thürstufe wanke, und lehnte sich gegen die andere Seite der Pforte. Das Land erstreckte sich zwei Stunden weit und war von einer Mauer gelblicher Hügel abgegrenzt, auf welchen Fichtengehölz sich dunkel abhob; ein schreckliches Land mit wüsten Heidesteppen und mit felsigen Höhenkämmen, die den Boden durchzogen. Ecken fruchtbaren Ackerlandes boten abgelassene Sümpfe und rötlich schimmernde Felder dar, auf denen dünne Mandel- und Olivenbäume mit ihren grauen Wipfeln in langen Reihen standen, sowie Weinpflanzungen, die das Feld mit ihren braunen Stöcken furchten. Nur stellenweise brachte das matte Grün eines Stücks Getreideland eine angenehme Abwechslung dem Auge. Der öde Horizont erschien wie von Durst gequält, ohne einen Wasserstreifen, und beim geringsten Windhauche stiegen große Staubwolken in

Höhe. Ganz am Ende des Horizontes sah man
ch eine Hügellücke, die durch Absturz entstanden war,
htglänzendes Grün in der Ferne, es war dies ein
släufer des benachbarten Thales, das die Viorne
uchtete, ein kleiner Fluß, der mitten von der Seille kam.
Dem Priester schmerzten die Augen vom Hinsehen,
senkte den Blick auf das Dorf, dessen wenige Häuser
it durcheinander unterhalb der Kirche lagen. Die
iden Häuschen, deren Steinwände ohne Mörtel auf-
ihrt waren, lagen längs eines schmalen Weges,
e in Straßen abgeteilt zu sein. Es waren
efähr dreißig an der Zahl, von denen die einen
Misthaufen umgeben waren und vor Elend und
mutz starrten, während andere wieder geräumiger
freundlicher mit ihren rosaroten Ziegeln aussahen.
ecken von Gartenland, das man dem Felsen abge-
nnen hatte, waren mit Gemüsebeeten bepflanzt und
h Wallhecken geschieden. Zu dieser Stunde war les
aud leer; keine Frau stand am Fenster, kein Kind
zte sich im Staub, nur Hühnervolk ging auf und
durchsuchte das Stroh, und spürte den Körnchen
. Ein großer schwarzer Hund saß auf dem Hinter-
und schien den Eingang des Dorfes zu bewachen.
Eine gewisse Schlaffheit bemächtigte sich allmählich
Priesters. Die steigende Sonne umhauchte ihn mit
uer Wärme, daß er sich, in Glück und Frieden
lgend, gegen die Kirchenthür lehnte. Er dachte,
dies Dorf les Artaud da inmitten der Steine auf-
e, wie ein Exemplar des knorrigen Gestrüpps
Thales. Alle Einwohner waren mit einander
andt, alle trugen denselben Namen, so daß man
schon von Jugend auf Zunamen gab, um sie von
der zu unterscheiden. Ein Vorfahr, ein Artaud
gekommen und hatte sich auf dieser Heide festgesetzt
in Paria; dann war die Familie gewachsen mit
unverwüstlichen Lebensfähigkeit der Kräuter, die

auf steinigem Boden wachsen; seine Familie war schließlich ein Stamm geworden, eine Gemeinde, deren Verschwägerungen unendlich mannigfaltig waren und Jahrhunderte zurückgingen. Sie heirateten einander in schamlosem Verwandschaftsgrade; man konnte kein Beispiel anführen, daß ein Artaud sich je ein Weib aus einem benachbarten Dorfe genommen habe; nur die Mädchen wurden mitunter fortgeholt. Sie wurden geboren und starben auf diesem Erdenfleckchen, ohne eine richtige Idee von der weiten Welt jenseits der gelben Felsen zu haben, zwischen denen sie vegetierten. Und dennoch gab es auch schon unter ihnen Arme und Reiche; da Hühner verschwunden waren, waren die Hühnerställe mit großen Vorhängeschlössern versehen, ein Artaud hatte auch schon eines Abends einen Artaud getötet hinter der Mühle. Es war inmitten dieses abgelegenen Hügelgürtels ein gesondertes Völkchen, eine mit dem Boden verwachsene Rasse, eine kleine Welt von dreihundert Köpfen, welche immer wieder von neuem drauflos lebten. —

Der Priester hatte noch ganz die kühle Verschlossenheit des Seminars. Jahre lang hatte er nicht die Welt gekannt. Er kannte sie auch jetzt noch nicht, ging wie mit geschlossenen Augen einher, die nur nach innen schauten auf seinen Seelenzustand. Die menschliche Natur verachtete er als der Verdammung preisgegeben. Lange hatte er in Stunden der Andacht, wenn gottselige Betrachtungen ihn der Welt entrückten, davon geträumt, in eine Einöde, in ein Bergloch zu gehen und als Eremit zu leben, wo nichts Lebendes, kein Wesen, keine Pflanze, kein Wasser ihn von dem gottbeschaulichen Leben abziehen könnte. Es war die Schwungkraft reiner Liebe, ein Abscheu vor physischem Triebe. Dort würde er dann in Abtötung und Weltverachtung gewartet haben, bis er nicht mehr sein würde, bis er ins erhabene weiße Seelenreich aufgenommen worden wäre. Der Himmel erschien ihm ganz weiß, so weiß wie Licht-

strahlen, als wenn's Lilien schneite, wie das Leuchten alles Reinen, alles Unschuldigen, alles Keuschen. Aber sein Beichtvater schalt ihn, wenn er ihm diese Einsiedleranwandlung erzählte und daß er das Bedürfnis habe, göttlicher Reinheit nachzustreben, er erinnerte ihn an die streitende Kirche und die Bedürfnisse des Priestertums. Später nachdem er zum Priester geweiht war, war er nach les Artaud auf seinen eigenen Wunsch geschickt worden, in der Hoffnung seinen Traum menschlicher Abtötung zu verwirklichen. Inmitten dieser Armut und auf diesem unfruchtbaren Boden würde er seine Ohren jedem weltlichen Geräusch verstopfen und das Traumleben eines Heiligen führen können.

Und so lebte er wirklich schon seit mehreren Monaten in heiterer Stille dahin; kaum daß eine Unannehmlichkeit ihn vom Dorfe her hin und wieder berührte, kaum daß ein etwas heißerer Sonnenstrahl ihm den Nacken bräunte, wenn er voll himmlischer Visionen seinen Pfad entlang ging, ohne auf das rastlose Treiben zu achten, in dessen Mitte er sich befand.

Der große schwarze Hund, der les Artaud bewachte, hatte sich entschlossen, zum Geistlichen Mouret hinauf zu kommen. Er hatte sich wieder ihm zu Füßen auf sein Hinterteil gesetzt. Aber der Priester blieb im Anschauen des lieblichen Morgens versunken. Am Abend zuvor hatte er die Andachten des Marien-Rosenkranzes begonnen, und er schrieb die innige Freude, welche sich auf ihn herabließ, der Vermittlung der Jungfrau bei ihrem göttlichen Sohne zu. Wie verächtlich dünkten ihm die Güter der Welt! Mit welcher Dankbarkeit empfand er es, arm zu sein. Als er in den Priesterstand getreten war, hatte er einem ältern Bruder sein ganzes Vermögen überlassen. Vater und Mutter hatte er an ein und demselben Tage in Folge eines Vorganges verloren, dessen schreckliche Seiten er noch nicht kannte. Er gehörte nur noch der Welt durch seine Schwester an.

Er hatte sich ihrer mit einer Art von religiöser Zärtlichkeit und Mitleid für ihren schwachen Kopf angenommen. Die liebe Unschuld war so kindisch, so sehr noch Kind, daß sie ihm im Lichte jener Armen im Geiste erschien, denen das Evangelium das Himmelreich verheißt. Sie beunruhigte ihn jedoch seit einiger Zeit; sie wurde zu stark, zu gesund, sie strotzte zu sehr von Lebenskraft. Aber das war ja kaum ein Uebelstand ... Er brachte seine Tage in jener inneren Beschaulichkeit hin, welche ihm Bedürfnis war, und um derentwillen er alles verlassen hatte. Er schloß das Thor seiner Sinne und suchte seine Leibesbedürfnisse zu beschränken; er war nur noch eine durch Gottanschauungen entzückte Seele. Die Natur legte ihm nur Schlingen, bot ihm nur Gemeinheiten; er setzte seinen Ruhm darein, ihr Gewalt anzuthun, sie zu verachten und sich von ihrem menschlichen Unflat frei zu machen. Der Gerechte muß in den Augen der Welt verrückt erscheinen. Daher betrachtete er sich auch als ein Fremdling auf der Welt; er blickte nur auf die himmlischen Güter und konnte nicht begreifen, wie man eine ewige Glückseligkeit für die Vergänglichkeit weniger Stunden hingeben könne. Und wenn er Fortschritte in der Tugend machte, so geschah dies namentlich durch seine Demut und Obedienz.

In les Artaud hatte Pastor Mouret auf diese Weise das köstliche Entzücken des Klosterlebens gefunden, das er früher so inbrünstig ersehnt hatte, jedesmal wenn er in der „Nachfolge Christi“ las. Noch hatte er in keiner Weise einen Kampf durchzumachen gehabt. Er war vollkommen vom ersten Andachtsergusse ab; ohne mit der Sünde zu ringen und ohne ihr zu erliegen, schien sein Leib von der Gnade gleichsam gefeit, wie sehr er ihn auch vernachlässigte. Er lebte in den Verzückungen des Verkehrs mit Gott, welche manche junge Priester haben; in jenen seligen Stunden, in denen jede

sündige Regung schweigt und nur ein unendliches Bedürfnis nach Reinheit übrig bleibt. Er suchte seinen Trost bei keiner Kreatur. Wenn man glaubt, daß ein Ding alles ist, wie sollte man da zu Schanden werden? Und er glaubte, daß Gott Alles sei, daß Demut, Gehorsam, Keuschheit alles sei. Er erinnerte sich von der Versuchung gehört zu haben, als wenn es eine abscheuliche Folter wäre, der selbst die Heiligsten unterworfen sind. Er lächelte. Gott hatte ihn noch nie verlassen. Er schritt umher in seinem Glauben wie in einem Brustpanzer, der ihn gegen die geringsten sündigen Regungen beschützte. Er erinnerte sich, in seiner Jugend an stillen Orten vor Liebe geweint zu haben; doch wußte er nicht recht, wen er lieb habe; er weinte, weil er Jemanden liebte, der weit in der Ferne war. Er war immer sanftmütig geblieben. Später hatte er Priester werden wollen, um dieses übermenschliche Liebesbedürfnis stillen zu können, das seine einzige Qual ausmachte. Er konnte sich keinen Stand denken, in dem er mehr Liebe hätte spenden können. Hierauf allein beschränkten sich sein ganzes Wesen, seine angeborenen Neigungen, seine Jünglingsträume und ersten Manneswünsche. Wenn die Versuchung kommen sollte, so erwartete er sie mit der ganzen Unbefangenheit eines unerfahrenen Seminaristen.

Man hatte den Mann in ihm getötet, das wußte er wohl, aber er war glücklich, sich als etwas Besonderes zu fühlen, als geschlechtslose Kreatur, die nicht dem großen Haufen folgt, sondern die durch die Tonsur gekennzeichnet ist als ein Lämmlein des Herrn.

IV.

Unterdeß schien die Sonne auf die Hauptpforte der Kirche. Goldfliegen summten um eine große Blume, welche zwischen zwei Stufen der Kirchentreppe wuchs.

Der Geistliche Mouret fühlte seinen Kopf etwas benommen und entschloß sich, weiter zu gehen, als der große schwarze Hund heftig bellend nach dem Gitter des kleinen Kirchhofs, der sich links an der Kirche befand, zulief. Zur selben Zeit hörte man eine rauhe Stimme rufen:

„Ah Taugenichts, du schwänzest die Schule und treibst dich auf dem Kirchhof umher? ... Lüge nicht! Ich beobachte dich schon seit einer Viertelstunde."

Der Priester trat näher. Er sah, wie ein Bruder der christlichen Schulen unsern Vinzens bei den Ohren gepackt hatte. Der Junge befand sich gewissermaßen in der Schwebe über einer tiefen Schlucht, die den Kirchhof durchschnitt und in deren Mitte die Mascla floß, ein Gießbach, dessen weißschäumendes Wasser sich zwei Stunden weiter in die Viorne ergoß.

„Bruder Archangias!" sagte der Pastor milde, um den ungestümen Menschen zur Nachsicht zu bringen.

Aber der Bruder ließ das Ohr nicht fahren.

„Ach, Sie sind's, Herr Pfarrer," knurrte er. „Denken Sie sich, dieser Schlingel steckt fortwährend auf dem Kirchhof. Ich weiß nicht, was für 'nen Streich er wieder ausführen will ... Eigentlich sollte ich ihn loslassen, damit er sich da unten das Genick bricht. Das wäre wohl gethan."

Der Junge, der sich an das Gebüsch klammerte, hatte die Augen tückisch zugekniffen und war mucksstill.

„Nehmen Sie sich in Acht, Bruder Archangias," fuhr der Priester fort; „er könnte ausgleiten."

Und er half selbst dabei, den Jungen wieder herauf zu ziehen.

„Hör' mal, mein kleiner Freund, was hattest du da zu thun? Man soll auf Kirchhöfen nicht spielen."

Der Schlingel hatte die Augen wieder aufgemacht und verzog sich furchtsam vom Bruder Archangias, indem er sich in den Schutz des Pastor Mouret begab.

„Ich will's Ihnen sagen," murmelte er, indem er ihn mit geriebenen Gesichtsausdruck ansah. „Im Brombeerstrauch ist ein Grasmückennest unter diesem Felsen. Da liege ich jetzt schon länger als zehn Tage auf der Lauer . . . Und nun, da die Kleinen ausgeschlüpft sind, bin ich heute morgen, nachdem ich Messe gedient hatte, gekommen . . ."

„Ein' Nest mit Grasmücken!" rief Bruder Archangias. „Warte nur, warte!"

Er ging und hob vor einem Grabstein einen Erdkloß auf, den er in das Brombeergesträuch schleuderte. Aber er traf das Nest nicht. Ein zweiter Erdklumpen mit dem er geschickter zielte, zertrümmerte die schwache Wiege und warf die Jungen in den Strudel.

„So, nun wirst du wohl nicht mehr wie ein Heide dich hier 'rumtreiben kommen," fuhr er fort, während er sich in die Hände schlug, um sie rein zu bekommen. „Die Toten werden dich noch des Nachts an die Füße fassen, wenn du noch einmal auf ihnen herum trampelst."

Vinzens, der mit Vergnügen der Zerstörung des Nestes zugesehen hatte, sah um sich und zuckte die Achseln mit der Miene eines Freigeistes, indem er sagte:

„O, ich hab' keine Furcht, die Toten, die rühren sich nicht mehr."

Der Kirchhof hatte in der That nichts Furchterregendes. Es war ein kahler Platz, dessen schmale Gänge von eindringendem Unkraut überwuchert waren. Stellenweise war die Erde durch Erhöhungen kupiert; nur ein noch ganz neuer Grabstein stand aufrecht da; es war das Denkmal des Pastor Caffin, dessen weißer Ausschnitt in der Mitte des Friedhofs hervorragte. Sonst nichts als abgerissene Kreuzarme, vertrocknete geweihte Kränze, alte geborstene Holzumfriedigung, die von Moos überzogen war. Kaum zweimal im Jahr war Begräbnis. Der Tod schien auf diesem wüsten Boden nicht zu weilen, von welchem die Teufe jeden

Abend eine Schürze voll Gras für Desirées Kaninchen holte. Eine Riesencypresse nur, die an der Thür gepflanzt war, sandte ihren Schatten auf diesen öden Raum. Diese Cypresse, die man drei Stunden weit im Umkreis sehen konnte, war in der ganzen Gegend unter dem Namen „die Einsame" bekannt.

„Da steckt's voller Eidechsen," fügte Vinzens noch hinzu und sah auf die spaltenreiche Mauer der Kirche. „Das wäre ein hübscher Spaß, wenn . . ."

Er sprang jedoch zur Seite, als er sah, wie der Bruder den Fuß aufhob. Derselbe machte den Pfarrer auf den schlechten Zustand der Gitterthüre aufmerksam. Sie war ganz vom Rost zerfressen, eine Angel hing lose und das Schloß war entzwei.

„Das muß repariert werden," sagte er.

Der Pastor Mouret lächelte, sagte aber nichts darauf. Dann wandte er sich an Vinzens, der sich mit dem Hunde balgte und fragte:

„Sag' mal, Kleiner, weißt du, wo Vater Bambousse heute Morgen arbeitet?"

Der Junge sah flüchtig auf die Landschaft vor ihnen.

„Er wird auf seinem Olivenfelde sein," antwortete er und wies mit der ausgestreckten Hand nach links . . . „Uebrigens wird Voriau Sie führen, Herr Pfarrer. Der weiß ganz bestimmt, wo sein Herr ist."

Darauf klatschte er in die Hände und schrie:

„He! Voriau! He!

Der große schwarze Hund stutzte einen Augenblick und wedelte mit dem Schwanze, als suche er in den Augen des Jungen etwas zu lesen. Dann lief er, vor Freude aufheulend, dem Dorfe zu. Der Pastor Mouret und Bruder Archangias folgten ihm plaudernd. Nach hundert Schritten verließ Vinzens sie heimlich und ging wieder zur Kirche zurück, von wo aus er die beiden beobachtete, bereit, sich hinter einen Busch zu verstecken,

falls sie sich umdrehen sollten. Dann kroch er wieder mit der Geschwindigkeit einer Schlange in den Kirchhof, dieses Paradies, wo es Nester gab und Eidechsen und Blumen.

Während nun Voriau ihnen auf der staubigen Landstraße voraneilte, sagte Bruder Archangias mit seiner heisern Stimme zum Priester:

„Lassen Sie doch nur, Herr Pfarrer! Diese Kröten sind alle Teufelsfutter! Man sollte sie alle windelweich peitschen, um sie Gott wohlgefällig zu machen. Sie wachsen im Unglauben auf, wie ihre Väter. Ich bin jetzt fünfzehn Jahre hier und habe noch keinen zum Christen machen können. Sobald sie mir aus den Händen kommen, dann: Gute Nacht! Dann denken sie blos noch an ihr Land, ihr Lebeu und ihre Oelbäume. Keiner setzt den Fuß mehr in die Kirche. Dummköpfe, die sich auf ihrem steinigen Felde abarbeiten . . . Hiebe müssen sie kriegen, Herr Pfarrer, Hiebe mit dem Stock!"

Dann holte er Atem und fügte mit einer fürchterlichen Handbewegung hinzu:

„Sehen Sie, diese Artauds sind wie das Brombeergesträuche, das den Felsboden hier aussaugt. Ein Stamm hat genügt, um das Land zu vergiften. Das klammert sich an, vervielfältigt sich und lebt trotz alledem. Feuer müßte vom Himmel fallen, wie in Gomorrha, um das Nest zu reinigen."

„Man darf nie an den Sündern verzweifeln," sagte der Pastor Mouret, der mit kleinen Schritten dahinging; er war voller Herzensfrieden.

„Nein, die da gehören dem Teufel," fuhr der Bruder noch heftiger fort. Ich bin Bauer gewesen, wie sie. Bis zu meinem achtzehnten Lebensjahre habe ich die Erde behackt. Und später, in dem Institut, habe ich ausgefegt, Gemüse geschält und die niedrigsten Dienste verrichtet. Ich mache ihnen nicht ihre grobe Arbeit zum Vorwurf. Im Gegenteil, Gott bevorzugt die, so

in Niedrigkeit leben . . . Aber sehen Sie, die Artauds führen sich wie Thiere auf! Sie sind wie ihre Hunde, die auch nicht zur Messe gehen und die sich über die Gebote Gottes und der Kirche lustig machen."

„Es giebt in der That beklagenswerte Mißbräuche," sagte der Pastor Mouret. „Mein Vorgänger, der Pastor Caffin . . ."

„Ein armer Mensch," unterbrach ihn der Frater. „Er kam hierher aus der Normandie infolge einer faulen Geschichte. Hier hat er bloß daran gedacht, gut zu leben; er ließ alles drunter und drüber gehen."

„Nein, Pastor Caffin hat sicherlich gethan, was er konnte; aber man muß gestehen, daß seine Bemühungen beinahe fruchtlos geblieben sind. Auch die meinigen bleiben größtenteils ohne Erfolg."

Bruder Archangias zuckte die Achseln. Er schritt einen Augenblick stillschweigend nebenher und wackelte mit seinem großen, magern Oberleibe, der so aussah, als wäre er mit der Axt behauen. Die Sonne verbrannte sein Genick wie gegerbtes Leder und beschattete sein rohes stahlhartes Bauerngesicht.

„Hören Sie, Herr Pfarrer," fuhr er endlich fort, „ich bin zu gering, Ihnen Vorschriften zu geben; aber ich bin fast noch einmal so alt und kenne das Land; das berechtigt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie mit Güte zu nichts kommen werden . . . Verstehen Sie, der Katechismus reicht dazu aus. Gott hat kein Erbarmen mit den Gottlosen. Er verbrennt sie. Halten Sie sich daran.

Und da der Pastor Mouret den Kopf senkte und nicht den Mund öffnete, fuhr er fort:

„Die Religion geht vom Lande fort, weil man sie als eine zu gute Frau darstellt. Sie wurde hochgeschätzt, so lange sie als Herrin ohne Gnade auftrat . . . Ich weiß nicht, was man Ihnen in den Priesterseminarien beibringt; die neuen Pfarrer weinen wie Kinder mit

ihren Pfarreingesessenen. Der Herrgott scheint ganz anders geworden zu sein . . . Ich möchte schwören, Herr Pfarrer, daß Sie nicht einmal mehr Ihren Katechismus auswendig können.

Der Priester fühlte sich von dieser Äußerung eines Willens, der sich ihm in so plumper Weise aufzudrängen versuchte, verletzt; er erhob sein Haupt und sagte ziemlich trocken:

„Schon gut, Ihr Eifer ist löblich . . . Aber haben Sie mir nichts zu sagen? Sie sind heute morgen im Pfarrhause gewesen, nicht wahr?“

Bruder Archangius sagte grob:

„Ich hatte Ihnen das zu sagen, was ich Ihnen gesagt habe . . . Die Artauds leben wie ihre Schweine. Ich habe noch gestern erst erfahren, daß Rosalie, die Älteste des alten Bambousse, schwanger ist. Alle warten das ab, bevor sie sich verheiraten. Seit fünfzehn Jahren hab' ich noch nicht Eine gekannt, die nicht ins Kornfeld gegangen wäre, bevor sie zur Kirche kam . . . Und die Weibsbilder behaupten unter Lachen, daß das so Landesbrauch wäre!“

„Ja,“ murmelte Pastor Mouret, „es ist ein großes Ärgernis . . . Ich suche gerade den Vater Bambousse, um mit ihm dieser Angelegenheit halber zu sprechen. Es wäre wünschenswert, daß nunmehr die Heirat so bald als möglich stattfände . . . Der Vater des Kindes ist, wie es scheint, Fortunat, der große Sohn der Brichets. Unglücklicherweise sind die Brichets arm.“

„Diese Rosalie!“ sagte der Frater, „die ist gerade achtzehn Jahr alt. Das geht aber schon bis auf die Schulbank hinab. Es sind noch keine vier Jahre her, da hatte ich sie noch. Sie war damals schon lasterhaft . . . Jetzt habe ich ihre Schwester Katharine, die noch schamloser zu werden verspricht als die Ältere. Gehen Sie, man kann ihnen die Ohren kneifen, bis

Blut kommt, das Weib steckt zu tief in ihnen. Sie haben die Verdammnis in ihren Röcken."

Der Ekel vor den Weibern und der Haß, den ihm dieselben einflößten, gaben ihm Flüche in den Mund, die kein Fuhrknecht gebrauchte. Der Pastor Mouret, der ihn aufmerksam und mit ruhigem Gesicht angehört hatte, lächelte über seinen Ungestüm. Er rief Voriau herbei, der in ein benachbartes Feld sich verlaufen hatte.

„Da seht mal," rief Bruder Archangias, indem er auf eine Kindergruppe zeigte, welche unten in einer Bergschlucht spielte. „Da sehen Sie meine Taugenichtse, die unter dem Vorwande, ihren Eltern in den Weinbergen helfen zu müssen, die Schule schwänzen! . . . Diese lumpige Katharine ist mitten drunter, verlassen Sie sich darauf! Sie erlustigt sich mit Hinunterglitschen. Sie werden sie gleich mit den Röcken überm Kopfe sehen kommen . . . Da, sagte ich's nicht! . . . Bis heute Abend, Herr Pfarrer! . . . Wartet, wartet, ihr Halunken!"

Er machte sich im Laufschritt davon; sein schmutziges Bäffchen flog über die Schultern, sein großes schmieriges Ordenskleid riß die Disteln ab. Der Pastor Mouret sah noch, wie er auf die Bande Kinder losfuhr, die davon flohen wie ein Schwarm erschreckter Spatzen. Es war ihm jedoch gelungen, die Katharine und einen Buben abzufassen. Er führte sie nach dem Dorf zu, wobei er sie mit seinen dicken schwieligen Fingern bei den Ohren festhielt und sie mit Schimpfwörtern überhäufte.

Der Priester schritt wieder weiter. Bruder Archangias verursachte ihm zuweilen seltsame Skrupel; er erschien ihm in seiner Gemeinheit und Rohheit wie der wahre Mann Gottes, ohne irdischen Anhalt, ganz dem Willen Gottes gemäß lebend, demütig, ungeschliffen, mit schmutzigen Worten die Sünde bekämpfend. Und er geriet in Verzweiflung, daß er sich nicht noch mehr

von seinem Leibe lossagen könne. Der Frater hatte ihn durch zu rohe Ausdrücke und durch manche zu ungenierte Pöbelhaftigkeit anfangs entsetzt, nunmehr beschuldigte er sich selbst, zu zartfühlend, zu stolz von Natur zu sein, als wenn dies wirkliche Fehler wären. Sollte er nicht für alle Schwächen dieser Welt abgestorben sein? Auch diesmal lächelte er betrübt, als er daran dachte, daß er beinahe über die ihm vom Frater erteilte Lektion unwillig geworden wäre. Das mache sein Stolz, dachte er, der ihn zu verderben suche, indem er ihn dazu führe, die Einfältigen zu verachten. Aber trotzdem fühlte er sich doch erleichtert, allein zu sein, in kleinen Schritten weiter zu gehen und sein Brevier lesen zu können, ohne von jener rauhen Stimme belästigt zu werden, die seinen Traum reiner Sanftmut störte.

V.

Die Landstraße wandte sich zwischen Felsabschiesungen hin, in deren Mitte die Bauern hie und da vier oder fünf Meter des kreidehaltigen Bodens nutzbar gemacht und mit Oliven bepflanzt hatten. Unter den Füßen des Pastors krachte der Staub des tiefen Geleises wie Schnee. Manchmal, wenn ein etwas wärmerer Hauch sein Antlitz umfachte, hob er die Augen vom Buche auf, um zu sehen, von wo ihm diese Liebkosung kam; aber sein Blick war starr, ohne etwas Bestimmtes ins Auge zu fassen, auf den von der Sonne beschienenen Horizont, auf die gewundenen Umrisse dieser ausgetrockneten Trauerlandschaft gerichtet, die in der Glut ohnmächtig dalag, wie ein leidenschaftliches und unfruchtbares Weib. Er drückte seinen Hut tiefer auf die Stirn, um die warmen Strahlen abzuhalten und nahm friedlich seine Lektüre wieder auf; während seine Soutane hinter ihm

eine kleine Staubwolke aufwirbelte, die sich am Wegrande wieder verlor.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer," sagte ein Bauer zu ihm beim Vorübergehen.

Spatengeräusch, das längs der Stücke Ackerland ertönte, störte ihn in seiner Andacht ebenfalls. Er wandte den Kopf und bemerkte wettergebräunte Greise inmitten ihres Weinlandes, die ihn grüßten. Die Bewohner von les Artaud buhlten mit der Erde, wie Frater Archangias sich ausdrückte. Da tauchten schwitzende Gesichter hinter den Büschen hervor, keuchende Oberkörper bogen sich langsam in die Höhe; es war ein fleißiges Bemühen, Fruchtbarkeit hervorzurufen; er schritt mit ruhigem Schritt ahnungslos hindurch. Nichts Beunruhigendes drang von der großen Liebesarbeit, von der der lichte Morgen so voll war, an sein Herz.

„He, Voriau, man beißt doch nicht die Leute," rief munter Jemand mit starker Stimme, indem er sich bemühte, den Hund, der heftig bellte, zum Schweigen zu bringen,

Der Pastor Mouret blickte auf.

„Ihr seid's, Fortunat," sagte er und trat an den Rand des Feldes, in welchem der junge Bauer arbeitete. „Euch wollte ich gerade sprechen."

Fortunat war mit dem Priester im gleichen Alter. Er war ein großer Bursche mit kecker Miene und schon gehärteter Haut. Er machte eine Ecke steinigen Bodens urbar.

„Worüber, Herr Pfarrer?" fragte er.

„Über das, was sich zwischen Euch und Rosalie zugetragen hat," antwortete der Priester.

Fortunat fing an zu lachen. Er mußte es komisch finden, daß ein Pfarrer sich mit dergleichen befaßte.

„Der Tausend," murmelte er, „ich habe sie nicht gezwungen. Um so schlimmer, wenn der alte Bambousse sie mir nicht geben will! Sie haben ja gesehen, wie

sein Hund mich noch eben beißen wollte. Er hetzt ihn auf mich.“

Der Pastor war im Begriff, weiter zu sprechen, als der alte Artaud, genannt Brichet, den er anfangs nicht gesehen hatte, aus dem Schatten eines Gebüsches hervorkam, hinter welchem er und seine Frau gegessen hatten. Er war klein, vom Alter zusammengeschrumpft und von unterwürfigem Benehmen.

„Man hat Ihnen Aufschneidereien erzählt, Herr Pfarrer,“ rief er, „der Junge ist gern bereit, die Rosalie zu heiraten . . . Die jungen Leute sind zusammen gegangen. Dafür kann doch niemand etwas. Andere habens ebenso getrieben und doch ganz gut dabei gelebt . . . Die Sache hängt nicht von uns allein ab. Man muß mit dem alten Bamboussе Rücksprache nehmen. Er verachtet uns seines Geldes wegen.

„Ach ja, wir sind zu arm,“ seufzte Mutter Brichet, ein großes Weib, mit weinerlicher Stimme und erhob sich ebenfalls. „Wir haben blos dies Stückchen Land, auf das der Teufel Kieselsteine hat hageln lassen, ganz sicher. Es wirft nicht einmal Brot für uns ab . . . Ohne Sie, Herr Pfarrer, wär' es uns nicht möglich, zu leben.“

Mutter Brichet war die einzige Fromme im Dorfe. Wenn sie kommuniziert hatte, hielt sie sich in der Nähe der Pfarrei auf, weil sie wußte, daß die Teuse ihr stets ein paar Brote vom letzten Backtage aufbewahrte. Zuweilen kam sie sogar mit einem Kaninchen oder Huhn nach Hause, daß ihr Desirée gegeben hatte.

„Das sind fortwährende Ärgernisse,“ äußerte der Priester; „diese Heirat muß so schnell wie möglich stattfinden.“

„Ei, sogleich, wenn die Andern es wollen,“ sagte die alte Frau, die hinsichtlich der Geschenke, die sie erhielt, in Unruhe war. „Nicht wahr, Brichet? wir

werden doch nicht so schlechte Christen sein, um dem Herrn Pfarrer nicht nach Willen zu leben."

Fortunat grifflachte.

„Ich bin ganz bereit," erklärte er, „und die Rosalie auch . . . Ich habe sie gestern hinter der Mühle gesehen. Wir sind uns nicht böse, im Gegenteil! Wir blieben noch zusammen, um darüber zu lachen, daß . . ."

Der Pastor Mouret unterbrach ihn:

„Es ist gut, ich werde Bambousse sprechen. Ich glaube, er ist da bei den Oliven."

Der Priester entfernte sich, während Mutter Brichet ihn fragte, was aus ihrem Jüngsten, dem Vinzens geworden wäre, er sei des Morgens schon weggegangen, um Messe zu dienen; das wäre ein Schlingel, dem der Rat des Herrn Pfarrers sehr not thäte. Und so begleitete sie den Priester noch ungefähr hundert Schritte weit, beklagte sich über ihre Armut, daß die Kartoffeln so rar seien, über den Frost, bei dem die Olivenbäume erfroren seien, und über die Hitze, bei der die armselige Ernte zu Grunde ginge. Sie verließ ihn und versicherte ihm noch, daß ihr Sohn Fortunat noch morgens und abends seine Gebete hersage.

Voriau lief jetzt wieder dem Pastor Mouret voran. Auf einmal stürzte er sich bei einer Biegung des Weges in die Felder. Der Geistliche mußte einen kleinen Fußpfad einschlagen, der auf einen Hügel führte. Er war „bei den Oliven", dem fruchtbarsten Striche des Landes, wo der Maire der Gemeinde, Artaud, genannt Bambousse, mehrere Getreidefelder, Olivenpflanzungen und Weinberge besaß. Der Hund war inzwischen einem großen brünetten Mädchen in die Röcke gefahren, die freundlich kicherte, als sie den Priester bemerkte.

„Ist Ihr Vater da, Rosalie?" fragte er diese.

„Da, gerade gegenüber," sagte sie, indem sie die Hand ausstreckte, ohne daß sie dabei aufhörte zu kichern. Dann verließ sie die Ecke des Feldes, welches sie

ausjätete, und ging vor ihm her. Ihr Nacken war gebräunt und ihre schwarzen Haare hingen wie eine Mähne hernieder. Ihre Hände sahen grün aus vom Gras, daß sie ausgerupft hatte.

„Vater," schrie sie, „der Herr Pfarrer ist da und will Dich sprechen."

Sie kehrte nicht wieder zurück, sondern blieb frech stehen. Bamboussé, ein fetter Mann, wischte sich den Schweiß von dem runden Gesichte, ließ seine Arbeit im Stich und kam munter dem Geistlichen entgegen.

„Ich möchte schwören, daß Sie mit mir wegen Kirchenreparaturen sprechen wollen," sagte er, indem er seine erdigen Hände abklopfte. „Nun denn! Nein, Herr Pfarrer, das ist nicht möglich. Die Kommune hat keinen Pfennig . . . Wenn der liebe Gott Kalk und Ziegeln liefert, werden wir die Maurer stellen."

Bei diesem Witz brach der ungläubige Bauer in ein gewaltiges Lachen aus. Er schlug sich auf die Schenkel, hustete und wäre beinahe erstickt.

„Ich bin nicht wegen der Kirche gekommen," antwortete Pastor Mouret. „Ich wollte mit Ihnen über Ihre Tochter Rosalie sprechen . . ."

„Rosalie? was hat die Ihnen denn gethan?" fragte Bamboussé, mit den Augen zwinkernd.

Das Bauernmädchen sah den jungen Priester keck an, fuhr mit ihren Händen über ihren Busen und belustigte sich damit, ihn ganz rot zu machen. Er aber sprach mit friedlichem Gesicht gerade heraus, als wenn es sich um eine Sache handelte, die ihn gar nicht berührte.

„Sie wissen, was ich sagen will, Vater Bamboussé. Sie ist schwanger, sie muß deshalb heiraten."

„Ach, deshalb ist's," murmelte der Alte in seiner spöttischen Weise. „Danke für den Auftrag, Herr Pfarrer! Die Brichets schicken Sie her, nicht wahr? Die alte Brichet geht zur Messe, und Sie reichen ihr

die Hand, um ihren Sohn unterzubringen, daß läßt sich begreifen. — Aber ich falle darauf nicht 'rein. Die Geschichte paßt mir schlecht, das ist Alles."

Der Priester erklärte ihm überrascht, daß man dem Skandal ein Ende machen müsse, daß er dem Fortunat verzeihen solle, und daß schließlich die Ehre seiner Tochter eine schleunige Hochzeit erfordere.

„Larifari," versetzte Bamboussе, mit dem Kopfe schlenkernd, „wozu noch Worte! Ich behalte meine Tochter, verstehen Sie? All' das geht mich nichts an ... Ein Lump, dieser Fortunat, hat keine zwei Pfennige! Das wäre bequem, wenn man, um ein junges Mädchen zu heiraten, mit ihr bloß zu gehen brauchte. Alle Wetter, da würden morgends und abends Hochzeiten zwischen jungen Leuten stattfinden ... Nein, Gott sei Dank! mit der Rosalie hat's keine Not; man weiß, was ihr passiert ist, das macht sie weder krummbeinig noch bucklig, und sie wird noch Jeden im Lande kriegen, den sie haben will."

„Aber ihr Kind?" unterbrach ihn der Priester.

„Das Kind? Das ist noch nicht da, nicht wahr? Vielleicht wird's auch nie kommen ... Wenn sie ein Kind kriegt, wollen wir sehen."

Rosalie, die wahrnahm, welche Wendung der Schritt des Pfarrers nahm, hielt es für geraten, sich die Fäuste in die Augen zu keilen und zu ächzen. Sie warf sich sogar auf die Erde, wobei ihre blauen Strümpfe, die ihr bis über's Knie reichten, sichtbar wurden.

„Willst Du wohl schweigen, Du Frauenzimmer," schrie der Vater, der wütend geworden war.

Er schimpfte sie weidlich aus, gab ihr Ekelnamen, über die sie unter ihren geballten Fäusten lachen mußte.

Er hob einen Erdkloß auf und warf ihn mit aller Gewalt in einer Entfernung von nur vier Schritten nach ihr. Der Kloß zerbröckelte auf ihrem Haar, glitt in ihren Nacken und bedeckte diesen mit Staub. Sie

sprang betäubt mit einem Satze auf und lief mit dem Kopf zwischen beiden Händen davon, um sich zu schützen. Aber Bambousse hatte noch Zeit, sie zweimal mit andern Erdklumpen zu treffen; der eine streifte ihr nur die linke Schulter, der andere aber traf sie gerade im Rückgrat und zwar so wuchtig, daß sie auf die Knie stürzte.

„Aber Bambousse!“ rief der Pastor und entriß ihm eine Handvoll Kieselsteine, die er soeben aufgehoben hatte.

„Lassen Sie mich nur, Herr Pfarrer!“ sagte der Bauer. „Es war ja bloß weiche Erde. Ich hätte sie mit Kieselsteinen bewerfen sollen . . . Man sieht wohl, daß Sie die Mädchen nicht kennen. Die sind gehörig dickfellig. Wenn ich die da auch in unserm Brunnen einweichte oder ihr die Knochen stückweise bräche, würde sie von ihrer Unflätigkeit nicht ablassen! Aber ich werde ihr auflauern, und wenn ich sie dabei antreffe! . . . Na, so sind sie aber alle.“

Er tröstete sich, trank einen Schluck Wein aus einer großen platten Flasche, die mit Strohgeflecht umwickelt und auf dem glühendheißen Boden warm geworden war. Dann fand er sein plumpes Lachen wieder und meinte:

„Wenn ich ein Glas hätte, Herr Pfarrer, so würde ich Ihnen eins von Herzen gern anbieten.“

„Nun, fragte der Priester wiederum, „und wie steht's mit der Heirat? . . .“

„Nein, das läßt sich nicht machen, man würde mich auslachen . . . Rosalie ist ein kräftiges Frauenzimmer. Sie ist so gut wie ein Mann, sehen Sie. Ich müßte einen Knecht mieten, sobald sie wegginge . . . Davon kann man ja nach der Weinernte reden. Und dann will ich auch nicht bestohlen werden. Geben um Geben, Zug um Zug, nicht wahr?“

Der Priester blieb noch eine gute Viertelstunde da, um dem Vater ins Gewissen zu reden, ihm von Gott zu sprechen und alle Vorhaltungen zu machen, welche

die Sachlage mit sich brachte. Der Alte hatte sich wieder an die Arbeit gemacht, er zuckte die Achseln, machte Späße und steifte sich noch mehr auf seinem Entschluß. Schließlich rief er:

„Na, wenn Sie von mir ein Sack Getreide haben wollen, so müssen Sie mir doch Geld geben. Warum verlangen Sie, daß ich meine Tochter mir nichts dir nichts weggeben soll!“

Der Pastor ging entmutigt davon. Als er den Fußpfad hinabstieg, sah er, wie Rosalie sich mit Voriau unter einem Olivenbaum herumkollerte. Als sie aber den Priester erblickte, machte sie Anstalt rot zu werden, brachte ihre Kleider in Ordnung und stopfte wieder die Fäuste auf die Augen. Er suchte sie zu trösten und versprach ihr bei ihrem Vater wiederum neue Versuche zu machen. Dann fügte er noch hinzu, daß sie so lange noch gehorsam sein und jeden Verkehr mit Fortunat aufgeben müsse, um nicht ihre Sünde noch mehr zu vergrößern.

„O, jetzt,“ murmelte sie, „jetzt hat's keine Gefahr mehr.“

Er verstand sie nicht; er malte ihr die Hölle aus, wo die häßlichen Frauen brennen. Dann, nachdem er seine Pflicht gethan hatte, verließ er sie und war wieder von jener Heiterkeit erfüllt, die ihm gestattete, ohne Anstoß daran zu nehmen, die Angelegenheiten fleischiger Vergehungen zu ordnen.

VII.

Der Morgen wurde glühend heiß. In diesem ungeheuren Felsenzirkus heizte die Sonne, sobald die schöne Jahreszeit ankam, gewaltig ein. Der Pastor Mouret sah an dem Stande der Sonne, daß es gerade Zeit sei, nach dem Pfarrhause zurückzukehren, wenn er um

elf Uhr da sein wollte, um sich nicht von der Teuse ausschelten zu lassen. Sein Brevier hatte er gelesen, seine Pflicht dem Bambousse gegenüber gethan und so ging er nun schnelleren Schrittes nach Hause. In der Ferne tauchte seine Kirche als ein grauer Flecken auf, darunter hob sich die dunkle Cypresse, die Einsame, vom blauen Horizont ab. Er dachte in der einschläfernden Wirkung der Hitze an die Art und Weise, wie er auf das kostbarste heute Abend die Marienkapelle ausschmücken könne für die Andachtsübungen des Marienmonats.*) Der Weg breitete vor ihm einen für die Füße angenehm weichen Teppich von Staub aus, der von auffallender Weiße war.

Am „grünen Kreuz," als der Geistliche gerade über die Landstraße gehen wollte, die von Plassans nach la Palud führt, kam ein Kabriolett den Abhang herunter gefahren und zwang ihn, aus dem Wege zu gehen und sich hinter einen Steinhaufen zu flüchten. Er durchschritt den Kreuzweg, als Jemand ihm zurief:

„Heda, Serge! ei, mein Junge!"

Das Kabriolett wurde angehalten, und ein Mann bog sich aus demselben. Da erkannte der junge Priester einen seiner Oheime, den Doktor Pascal Rougon, welchen das Volk in Plassans, wo er die armen Leute umsonst behandelte, kurzweg „Herr Pascal" nannte. Obwohl er kaum die fünfzig hinter sich hatte, war er doch schon schneeweiß, hatte einen großen Bart und dichte Haare, die sein feines, regelmäßiges Gesicht, das von Wohlwollen strahlte, umrahmten.

„Was, um diese Zeit kriechst Du hier im Staub herum," sagte er munter, indem er sich noch mehr hinaus

---

*) Im Mai pflegen in katholischen Ländern Abendandachten zu Ehren der Jungfrau Maria abgehalten zu werden, die namentlich von Mädchen und jungen Burschen besucht werden.

bog und dem Geistlichen beide Hände gab. „Du also keine Furcht vor dem Sonnenstich?"

„Nicht mehr als Sie, Onkel," antwortete Priester lachend.

„O, ich, ich habe meinen Kutschenschlag, und d kann ich auch die Kranken nicht warten lassen, n Junge."

Er erzählte ihm, daß er zu dem alten Jeanberı hinfahren müßte, dem Aufseher von dem Paradou, ein Schlagfluß des Nachts getroffen hätte. Ein N bar, ein Bauer, der nach Plassans zum Markte kommen war, hätte ihn bestellt.

„Er wird wohl jetzt schon tot sein," fuhr er f „Na, wir müssen doch nachsehen . . . Diese alten tans haben ein ziemlich zähes Leben."

Er nahm die Peitsche in die Hand, aber der Pa Mouret hielt ihn zurück.

„Warten Sie . . . Wie viel Uhr ist es, Onke

„Dreiviertel auf elf."

Der Geistliche zögerte. Er hörte schon vor sei Ohren die keifende Stimme der Teuse, die ihm zusch daß das Frühstück kalt werden würde. Aber er r tapfer; er sagte sofort:

„Ich fahre mit Ihnen, Onkel . . . Dieser Ungl liche möchte sich vielleicht noch mit Gott in seiner let Stunde versöhnen."

Der Doktor Pascal konnte ein schallendes Geläd nicht zurückhalten.

„Wer? der Jeanbernart!" sagte er; „nein! ist zu gut! wenn Du den jemals bekehrst! . . . Sch aber nichts, komm immerhin mit. Dein bloßer Anl ist im Stande, ihn zu kurieren."

Der Priester stieg ein. Der Doktor, welcher sei Scherz zu bereuen schien, zeigte sich sehr zärtlich; schnalzte dem Pferde leicht mit der Zunge zu und obachtete neugierig seinen Neffen von der Seite

Wahrnehmungen geistig zu notieren pflegen. Er examinierte ihn durch leicht hingeworfene launige Fragen über sein Leben, seine Gewohnheiten und über das stille Glück, das er in les Artaud genoß. Und bei jeder zufriedenstellenden Antwort murmelte er, als wenn er mit sich selbst spräche, in beruhigtem Tone:

„Ja wohl, ganz gut, so ist's recht."

Er erkundigte sich besonders genau nach dem Gesundheitszustande des jungen Pfarrers. Dieser gab ihm voll Verwunderung die Auskunft, daß er sich ausgezeichnet wohl befinde, daß er weder Schwindel, noch Uebelkeit oder Kopfschmerzen habe.

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet, wiederholte der Onkel Pascal. „Im Frühling, weißt Du, arbeitet das Blut, Aber Du bist solide . . . Nebenbei gesagt, ich habe Deinen Bruder Octave vergangenen Monat in Marseille gesehen. Er will nach Paris reisen, wo er eine gute Stelle im Großhandel antreten soll. Ach, der Kujon führt ein nettes Leben!"

„Was für ein Leben?" fragte der Priester naiv.

Der Doktor schnalzte, um ihm nicht antworten zu müssen, mit der Zunge. Dann versetzte er:

„Na, Alle sind wohl auf, Deine Tante Felicitas, Dein Onkel Rougon und all' die übrigen . . . Deshalb können wir Deine Gebete doch immer noch gebrauchen. Du bist der Heilige der Familie, mein Lieber; ich rechne darauf, daß Du die ganze Bande in den Himmel bringst."

Er lachte, aber mit soviel Freundlichkeit, daß Serge selber darüber zu scherzen anfing.

„Es giebt unter dem Haufen welche," fuhr der Arzt fort, „die nicht leicht ins Paradies zu bugsiren wären. Du würdest schöne Beichten von ihnen hören, wenn sie aufgerufen würden . . . Ich kenne sie auch ohne Beichte genau, denn ich verfolge sie von weitem; ich habe ihre Akten bei mir liegen, neben einem Herbarium und wissenschaftlichen Notizen als praktischer Arzt.

Ich könnte einmal ein famoses interessantes Gemälde von ihnen liefern."

Er hatte sich, von jugendlicher Begeisterung für die Wissenschaft ergriffen, vergessen. Ein flüchtiger Blick auf die Soutane seines Neffen schloß ihm den Mund. Er pfiff, versetzte dem Pferde einen Schlag mit der Peitsche und sprach von etwas anderem. Das Kabriolett war einen ziemlich steilen Abhang hinauf gefahren und rasselte nun zwischen trostlosen Schluchten dahin; dann gelangte es auf eine Hochebene in einen Hohlweg, den eine hohe unübersehbare Mauer an der einen Seite begrenzte. Les Artaud war verschwunden; man befand sich in einer vollständigen Wüste.

„Sieh, dort liegt das Paradou," antwortete der Doktor, indem er auf die Mauer wies . . . „Du bist wohl noch gar nicht bis hierher gekommen? Wir sind noch keine Stunde von les Artaud entfernt . . . Dies Paradou ist ein Besitztum, das herrlich gewesen sein muß. Die Parkmauer ist auf dieser Seite mindestens zwei Kilometer lang. Aber seit mehr als hundert Jahren verwildert nun Alles."

„Da sind schöne Bäume drin," bemerkte der Geistliche, während er aufblickte und sich über das dichte graue Laub verwunderte, welches über den Mauerrand hinaus ragte.

„Ja wohl, diese Ecke da ist sehr fruchtbar. Der Park ist aber auch ein richtiger Wald inmitten kahler Felsen, die ihn rings umgeben . . . Uebrigens entspringt von hier der Mascalfuß; man hat mir gesagt, aus drei oder vier Quellen, wenn ich nicht irre."

Nur in abgebrochenen Sätzen, die mit Bemerkungen vermischt waren, welche mit dem Gegenstande nichts zu thun hatten, erzählte er die Geschichte von dem Paradou, die eine Art Legende in dem Munde der Landleute geworden war. Zur Zeit Ludwigs XV. hatte ein vornehmer Herr dort ein prächtiges Schloß erbaut mit un-

ermeßlichen Gärten, Weihern, Wasserfällen, Statuen, ganz so als wenn sich Versailles im Kleinen zwischen Felsen und unter die Glutsonne des Südens verirrt hätte. Er hatte dort aber nur einen Sommer in Gemeinschaft mit einer auffallend schönen Frau zugebracht, die dort ohne Zweifel gestorben sein mußte, denn Niemand hatte sie hinausgehen sehen. Im folgenden Jahre brannte das Schloß ab, die Parkthore wurden vernagelt, und die Schießscharten der Mauern füllten sich mit Erde, so daß seit jener fern liegenden Epoche kein Blick mehr in dies ungeheuere mauerumschlossene Gewese gedrungen war, das ganz allein eine der höchsten Ebenen der Steppen einnahm.

„An Brennesseln wird's da drin wohl nicht fehlen,“ sagte lachend der Pastor Mouret . . . „Das riecht nach feuchter Erde längs der ganzen Mauer, finden Sie das nicht auch, Onkel?“

Nach einigem Stillschweigen fragte er sodann:

„Und wem gehört denn das Paradou jetzt?“

„Man weiß das faktisch nicht,“ antwortete der Doktor. „Der letzte Besitzer ist vor etwa zwanzig Jahren ins Land gekommen. Er hat sich aber dermaßen über dies Schlangennest entsetzt, daß er nicht mehr wieder gekommen ist . . . Der eigentliche Herr ist der Wächter des Gehöfts, dieses alte Original, der Jeanbernart, der Mittel und Wege gefunden hat, sich in einem Pavillon einzuquartieren, dessen Steinmauern noch zusammenhalten . . . Halt, siehst Du jenes graue Gebäude dort mit den großen Fenstern, die ganz von Epheu bedeckt sind?“

Das Kabriolett fuhr an einem herrschaftlichen Gitterthor vor, das ganz rot von Rost aussah und auf der innern Seite mit Fachwerk zugemauert war. In den Wolfsgruben wuchs dunkles Brombeergesträuch. Etwa hundert Meter davon befand sich der von Jeanbernart bewohnte Pavillon, der vom Park umschlossen war, auf welchen man von einer der Fassaden sehen

konnte. Aber der Hüter schien seine Wohnung nach dieser Seite hin verbarrikadiert zu haben; er hatte einen kleinen Garten an der Langstraße urbar gemacht und lebte dort an der Südseite, so daß er dem Paradou den Rücken zukehrte ohne sich um den mächtigen grünen Baum- und Pflanzenwuchs, der hinter ihm sich entfaltete, zu kümmern.

Der junge Priester sprang zur Erde, blickte sich neugierig um und fragte den Doktor aus, der schnell das Pferd an einem in der Mauer befindlichen Ringe angebunden hatte.

„Und dieser Greis lebt in diesem abgelegenen Loch *allein*?“ fragte er.

„Ja, mutterseelenallein,“ antwortete der Onkel Pascal. Aber dann verbesserte er sich. „Er hat noch eine Nichte bei sich, die sich bei ihm angefunden hat, ein komisches Mädel, eine Wilde . . . Doch beeilen wir uns. Alles atmet in diesem Hause Totenluft.“

VIII.

Das Haus schlief in der Mittagssonne; die Vorhänge waren herabgelassen, und um das Epheugerank summten dicke Insekten, die bis zu den Dachziegeln kreisten. Ein stiller Friede umhauchte diese sonnenbeschienene Ruine. Der Doktor stieß die Thür des kleinen Gärtchens auf, das von einer recht hohen Wallhecke umfriedigt war. Dort schmauchte im Schatten eines Mauerfragments Jeanbernart ruhig seine Pfeife; er hatte seinen gewaltigen Oberkörper vorgebeugt und sah stillschweigend zu, wie sein Gemüse wuchs.

„Wie! Ihr seid auf, Ihr Spaßvogel!“ rief der Doktor erstaunt aus.

„Ihr kommt also wohl, mich zu begraben,“

brummte der Greis ärgerlich und grob. „Ich brauche Keinen. Ich hab' mir zur Ader gelassen . . ."

Als er den Priester gewahr wurde, hielt er plötzlich inne und machte eine so gräßliche Handbewegung, daß der Onkel Pascal sich beeilte dazwischenzutreten.

„Das ist mein Neffe," sagte er; „der neue Pfarrer von les Artaud, ein braver Junge . . . Was Teufel! Wir haben uns doch nicht in dieser Tageszeit auf der Landstraße umhergetrieben, um Euch zu fressen, Vater Jeanbernart."

Der Alte wurde etwas ruhiger.

„Ich dulde keinen Pfaffen in meinem Hause", brummte er. „Verstehen Sie mich, Doktor? keine Pillen und keine Priester, wenn ich doch einmal abschieben soll; sonst erzürnen wir uns . . . Doch der da mag immerhin mit hier eintreten, da er ja Euer Neffe ist."

Der Pastor Mouret stand ganz starr da und fand kein Wort der Entgegnung. Er blieb in der Mitte des Ganges stehen, um das sonderbare Gesicht dieses Einsiedlers zu betrachten, das von Runzeln gefurcht war und einen Teint hatte wie gekochter Backstein. Die vertrockneten und gewundenen Gliedmaßen hingen an ihm wie zusammengebundene Stricke; er schien die Last seiner achtzig Jahre mit ironischer Lebensverachtung zu tragen. Als der Doktor ihm den Puls fühlen wollte, wurde er von neuem ungehalten.

„Lassen Sie mich doch zufrieden! Ich sage Ihnen doch, daß ich mir mit meinem Messer zur Ader gelassen habe. Jetzt ist's wieder in Ordnung . . . Welcher dumme Bauernlümmel hat Sie denn hierher bemüht? Der Arzt, der Priester, warum nicht gleich noch der Totengräber! . . . Na, das soll uns nicht davon abhalten, einen Schluck zu trinken."

Er brachte eine Flasche und drei Gläser herbei und setzte sie auf einen alten Tisch, den er in den Schatten zog. Dann füllte er die Gläser bis zum Rande und

wollte anstoßen. Sein Zorn hatte einer spöttischen Lustigkeit Platz gemacht.

„Das wird Sie nicht vergiften, Herr Pfarrer“, sagte er. „Ein gutes Glas Wein ist keine Sünde ... Na wirklich, das ist das erste Mal, daß ich mit einem Schwarzrock anstoße, doch deshalb keine Feindschaft. Der arme Pastor Caffin, Ihr Vorgänger, wollte nicht mit mir disputieren ... Er hatte Angst ...“

Nach einem tüchtigen Lachen fuhr er fort:

„Denken Sie sich, daß er sich bemühte, mir zu beweisen, daß es einen Gott gebe ... Nachher konnte ich ihn nie wieder ohne Mißtrauen ansehen, und er ließ die Nase hängen, daß versichere ich Ihnen.“

„Wie, Gott existirt nicht!“ rief Pastor Mouret, aus seiner stummen Betrachtung fahrend, aus.

„O, wie Sie wollen,“ versetzte Jeanbernart scherzend. „Wenn Ihnen das Vergnügen macht, können wir ja zusammen anbinden ... Nur mache ich Sie gleich von vornherein darauf aufmerksam, daß ich sehr beschlagen bin. Da oben in einem Zimmer stehen etliche tausend Bände, die aus dem Schloßbrande von le Paradou gerettet wurden, alles Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, auch eine Menge Scharteken über Religion. Da hab ich nette Geschichten mir herausgelesen. Seit zwanzig Jahren lese ich das ... Ah, der Tausend! Sie werden in mir einen Mann finden, der Bescheid weiß, Herr Pfarrer.“

Er hatte sich erhoben und zeigte mit einer langdauernden Handbewegung auf den gesammten Horizont, die Erde, den Himmel, wobei er mehrmals feierlich ausrief:

„Es giebt nichts, nichts, nichts ... Wenn man auf die Sonne pustet, so ist alles vorbei.“

Der Doktor Pascal hatte den Pastor Mouret unbemerkt mit dem Ellbogen angestoßen. Er blinzelte ihm mit einem Auge zu, während er neugierig den Greis

betrachtete, dem er zunickte, um ihn zu weiteren Aeußerungen aufzumuntern.

„Also Ihr seid ein Materialist, Vater Jeanbernart?“ fragte er.

„Ei was! ich bin nichts weiter als ein armer Mann,“ antwortete der Alte, indem er seine Pfeife wieder in Brand setzte. „Als der Graf von Contiere, dessen Milchbruder ich war, infolge eines Sturzes vom Pferde starb, haben seine Kinder mich hierher geschickt, um diesen Dornröschen-Park zu hüten, bloß um mich los zu werden. Ich war damals sechszig Jahre alt und glaubte mich meinem Ende nahe. Aber der Tod hat mich vergessen. Und ich habe mir ein Loch zurecht machen müssen . . . Sehen Sie, wenn man allein lebt, sieht man schließlich die Dinge von einer sonderbaren Seite an. Die Bäume sind nicht mehr bloß Bäume, die Erde nimmt die Gestalt einer lebenden Person an, und die Steine erzählen Euch Geschichten. Zwar das sind Dummheiten. Ich kenne Geheimnisse, die Jeden zu Boden schmettern würden. Dann aber auch, was soll man in dieser verteufelten Wüstenei thun? Ich habe die Schmöker gelesen, das war unterhaltender als die Jagd . . . Der Graf, der wie ein Heide fluchte, hat immer zu mir gesagt: „Jeanbernart, mein Junge, ich rechne sicher darauf, dich in der Hölle wieder zu finden, damit du mich da unten bedienst, wie du mich hier oben bedient hast.“

Er machte wiederum seine langdauernde Handbewegung rings um den Horizont und fuhr fort:

„Verstehen Sie, nichts, es giebt nichts . . . All das ist Possenspiel.“

Der Doktor Pascal begann zu lachen.

„Ein schönes Possenspiel auf alle Fälle,“ sagte er. „Vater Jeanbernart, Ihr seid ein Fuchsschwänzer. Ich vermute, daß Ihr verliebt seid trotz Eures blasierten

Benehmens. Ihr spracht soeben noch ganz zärtlich von den Bäumen und Steinen."

„Nein, ich versichere Ihnen," murmelte der Greis, das ist bei mir vorüber. Früher allerdings, als ich Sie kennen lernte, und wir zusammen botanisieren gingen, war ich dumm genug, für allerhand Sachen zu schwärmen auf dieser großen Lügnerin der Erde. Glücklicherweise haben die Scharteken das tot gemacht ... Ich wünschte, mein Garten wäre noch kleiner; auf die Landstraße komme ich nicht zweimal im Jahre. Sie sehen hier diese Bank. Da bringe ich meine Tage zu und sehe, wie der Salat wächst."

„Und Eure Streifzüge in den Park?" unterbrach ihn der Doktor.

„In den Park!" wiederholte Jeanbernart mit großer Ueberraschung, „aber es sind ja schon mehr als zwölf Jahre her, daß ich meinen Fuß dort hinein gesetzt hätte. Was sollte ich da auch machen auf diesem Kirchhof? Er ist zu weitläufig. Das ist zu dumm, all diese Bäume, die nicht aufhören wollen, überall mit Moos bedeckt, zerbrochene Bildsäulen und Löcher, in denen man jedes Mal beinahe das Genick bricht. Das letzte Mal, als ich dorthin gegangen bin, war es unter dem Laubwerk so dunkel, und die wilden Blumen hauchten so giftige Dünste aus, und durch die Gänge ging ein so eigentümliches Flüstern, daß ich fast Angst kriegte. Und da habe ich mich denn verbarrikadiert, damit der Park hier nicht eindringt ... Ein Sonneneckchen, drei Fuß mit Salat bewachsen vor mir, eine große Hecke, die mir den ganzen Gesichtskreis absperrt, das ist schon mehr wie genug, um glücklich zu sein. Nichts, das ist's grade, was ich mir wünsche, gar nichts, etwas so Enges, daß die Draußenwelt nicht herbeikommen kann und mir zur Last fällt. Zwei Meter Erde, wenn Sie wollen, um auf dem Rücken zu sterben."

Er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie mit erhobener Stimme dem Pastor Mouret zu:

„Vorwärts, noch einen Schluck, Herr Pfarrer. Der Teufel sitzt nicht auf dem Boden der Flasche, laßt's gut sein!“

Der Priester verspürte eine Anwandlung von Uebelbefinden. Er fühlte sich machtlos, Gott diesen sonderbaren Greis wieder zuzuführen, dessen Verstand ihm in eigentümlicher Weise übergeschnappt zu sein schien. Er erinnerte sich jetzt an gewisse Klatschereien der Teuse über den „Philosophen“, wie ihn die Bauern von les Artaud nannten. Zusammenhangslose Skandalgeschichten kehrten ihm dunkel ins Gedächtnis zurück. Er stand auf und gab dem Doktor ein Zeichen, daß er dies Haus verlassen wollte, in welchem er den Geruch ewiger Verdammnis zu wittern glaubte. Aber in seiner unbestimmten Furcht wurde er durch eine eigentümliche Neugierde zurückgehalten. Er blieb noch da, ging bis zum Ende des Gartens und blickte forschend in die Hausflur, als wenn er darüber hinweg sehen wollte, was hinter den Mauern vorging. Durch die große offene Thür sah er nur das dunkle Treppengeländer. Dann kam er zurück und suchte irgend ein Loch, irgend welchen Ausgang auf dies Blättermeer, dessen Nachbarschaft er an dem lauten Rauschen merkte, das sich am Hause wie Wellenschlag brach.

„Und der Kleinen geht's gut?“ fragte der Doktor, als er nach seinem Hut griff.

„Nicht schlecht,“ antwortete Jeanbernart, „Sie ist nie da. Sie verschwindet manchmal während des ganzen Vormittags . . . Vielleicht ist sie aber doch oben in den Zimmern.“

Er sah hinauf und rief: „Albine! Albine!“ Dann zuckte er die Schultern und sagte: „Schon gut! Ja, das ist eine gehörige Herumstreicherin ... Auf Wiedersehen Herr Pfarrer. Ganz zu Ihren Diensten.“

Aber der Pastor Mouret hatte nicht Zeit, das Mißtrauen des Philosophen zu beschwichtigen. Eine Thür war plötzlich hinten im Hausflur aufgerissen worden und dadurch im dunklen Gemäuer eine helle Oeffnung entstanden. Es war gleichsam die Vision eines Urwaldes, das Panorama eines unermeßlichen Hochwaldes, der vom Sonnenschein getränkt da lag. Der Priester unterschied deutlich von Ferne genau in die Augen fallende Einzelheiten: eine große gelbe Blume in der Mitte eines Rasenplatzes, einen Wasserfall, der von hohem Gestein herabfiel und einen Riesenbaum, der von einem Vögelschwarm bevölkert war. Das Ganze leuchtete auf, verlor sich und war überwuchert von einem solchen Wirrwarr von Grün und einer solchen Ueberfülle der verwilderten Vegetation, daß der ganze Horizont nur noch wie ein Frühlingsbild aussah. Die Thür flog zu und alles war verschwunden.

„Ach, die Kanaille!“ rief Jeanbernart, „sie war wieder einmal im Paradou!“

Albine kicherte auf der Schwelle der Hausflur. Sie trug ein orangefarbenes Kleid mit einem großen roten Brusttuche, das hinter der Taille zugeknöpft war; das gab ihr das Aussehen einer Zigeunerin im Sonntagsstaat. Sie kicherte noch immer mit umgekehrtem Kopfe; ihre Brust war von Heiterkeit geschwellt, sie freute sich über ihre Blumen; Wald- und Wiesenblumen waren es, die sie in ihre blonden Haare geflochten, an ihren Busen und in ihr Mieder gesteckt hatte und die sie in ihren entblößten gebräunten Armen trug. Sie sah wie ein lieblich duftender, großer Blumenstrauß aus.

„Na, Du siehst schön aus!“ zankte der Alte. „Du riechst nach [illegible] zum Ersticken... Sollte man's glauben, daß sie schon sechszehn Jahr alt ist, diese Zierpuppe!“

Albine kicherte ohne Scheu noch lauter. Der Doktor Pascal, der ihr guter Freund war, ließ sich von ihr umarmen.

„Du spürst also keine Furcht im Paradou?“ fragte er sie.

„Furcht? Weshalb denn?“ sagte sie und sah ihn verwundert an. „Die Mauern sind zu hoch, da kann Niemand hereinkommen . . . Nur ich bin da. Das ist mein Garten, der nur mir allein gehört. Er ist hübsch groß. Ich habe noch nicht das Ende davon gefunden.“

„Und die Tiere?“ unterbrach sie der Doktor.

„Die Tiere? die sind nicht bösartig, die kennen mich ganz gut.“

„Aber es ist so dunkel unter den Bäumen!“

„Nun ja, es ist schattig; sonst würde mich auch die Sonne zu sehr verbrennen . . . Im Schatten und unter dem Laube ist man gut aufgehoben.“

Sie eilte davon und lief im engen Garten umher, daß ihre Röcke flogen, und schüttelte gewissermaßen den durchdringenden Wald- und Blumengeruch, der von ihr ausging, ab. Sie hatte den Pastor Mouret ohne irgend welche Blödigkeit angelächelt, doch kümmerte sie sich nicht um die überraschten Blicke, mit denen er ihr folgte. Der Priester fühlte, daß er zerstreut war. Das blonde Kind mit dem länglichen Antlitz, das vor Lebenslust glühte, erschien ihm als die geheimnißvolle, sinnberückende Tochter dieses Waldes, die am hellen Tage vor ihm auftauchte.

„Sagen Sie, ich habe ein Amselnest! wollen Sie es haben?“ fragte Albine den Doktor.

„Nein, danke,“ antwortete dieser lachend. „Du mußt es der Schwester des Herrn Pfarrer geben, die die Tiere recht gern hat . . . Adieu, Jeanbernart.“

Aber Albine hatte sich des Priesters bemächtigt.

„Sie sind der Pfarrer von les Artaud, nicht wahr? Sie haben eine Schwester? Ich werde sie besuchen . . . Aber Sie müssen zu mir nicht von Gott sprechen, mein Onkel will das nicht.“

„Du bist uns hier im Wege! Geh ab!“ sagte Jeanbernart, die Achseln zuckend.

Mit einem Sprung war sie wie eine Gazelle verschwunden und ließ einen Blumenregen hinter sich. Man hörte das Zuschlagen einer Thür, dann Gelächter hinter dem Hause, ein herzliches Lachen, das sich allmählich verlor, und das tolle Dahinsausen eines Wesens, wie wenn ein Tier auf dem Rasen einhersprang.

„Sie werden sehen, daß sie schließlich im Paradou noch die Nacht zubringt,“ brummte der Alte in seiner gleichgültigen Weise.

Und als er den Besuchern das Geleite gab, äußerte er: „Doktor, wenn Sie mich eines schönen Morgens tot finden, so leisten Sie mir nur den Dienst, mich in das Loch zu werfen, dorthin, hinter meinen Salatstauden . . . Guten Abend, meine Herren.“

Er ließ die hölzerne Barriere, welche die Hecke schloß, zurückfallen. Das Haus nahm wieder in der Mittagshitze sein friedliches, glückliches Aussehen an.

IX.

Inzwischen rollte das Kabriolett wieder auf dem Hohlweg längs der unabsehbaren Mauer von dem Paradou hin. Der Pastor Mouret hob schweigend seine Augen und betrachtete die dichten Zweige, welche sich über der Mauer wie versteckte Riesenarme in die Luft streckten. Vom Park her ertönte Rauschen und Flügelschlag; ein Flüstern ging durch die Blätter. Verstohlene Sprünge, dann das Brechen von Zweigen. Die jungen Schößlinge bogen sich unter lautem Seufzen, und frischer Lebenshauch umschwebte die Wipfel der Baumversammlung. Manchmal wendete der Priester bei einem eigentümlichen Vogellockruf, der wie menschliches Lachen klang, den Kopf fast beunruhigt zur Seite.

„Ein merkwürdiges Mädel!“ sagte der Onkel Pascal, indem er die Zügel ein wenig locker ließ. „Sie war neun Jahr alt, als sie diesem Heiden in die Hände fiel. Ein Bruder von ihr, der sich ruinirt hat, ich weiß nicht mehr womit, hat sie ihm hergebracht. Die Kleine befand sich irgendwo in Pension, als der Vater sich tötete. Es war schon ein halbes Fräulein, gelehrt, konnte lesen, sticken, plappern und Klavier klimpern. Und wie kokett! Ich sah, wie sie ankam mit durchbrochenen Strümpfen, gesticktem Unterrock, Schleier, Manschetten und einem Haufen Putz. Na, die Garnierungen haben lange gedauert!“

Er lachte. Ein dicker Stein hätte beinahe das Kabriolett umgeworfen.

„Wenn ich nur nicht noch ein Wagenrad auf diesem erbärmlichen Wege lasse,“ murmelte er. „Halte Dich nur fest, mein Junge.“

Die Mauer war noch immer nicht zu Ende. Der Priester horchte.

„Du begreifst,“ sagte der Doktor, „daß das Paradou mit seinem Sonnenbrand, seinen Kieselwegen und Diesteln täglich einen eleganten Anzug abnutzen würde. Die schönen Kleider der Kleinen waren auf drei oder vier Ausflügen dahin. Jetzt kleidet sie sich wie eine Wilde. Heute war sie noch möglich. Aber manchmal hat sie bloß noch Schuhe und Hemd an . . . Hast Du's gehört? Das Paradou gehört ihr. Vom ersten Tage ihrer Ankunft ab hat sie Besitz davon ergriffen. Sie muß in dieser Wüste ein nettes Leben führen.“

„Hören Sie doch, Onkel,“ unterbrach ihn Pastor Mouret. „Ist das nicht das Traben eines Füllens hinter dieser Mauer.

Der Onkel Pascal horchte.

„Nein,“ sagte er nach einer Weile, „das ist nur das Geräusch des Wagens, das sich an den Steinen bricht . . . Na, die Kleine klimpert jetzt nicht mehr

Klavier. Ich glaube sogar, daß sie das Lesen vergessen hat. Stelle Dir ein fein erzogenes Mädchen vor, daß zur freien Vagabondin geworden ist und sich zur Erholung auf einer verlassenen Insel herumtreibt. Nur ihr feines, kokettes Lächeln hat sie beibehalten, wenn sie will ... Ah, alle Wetter, wenn Du je ein Mädchen erziehen lassen sollst, so rate ich Dir nicht, es dem Jeanbernart anzuvertrauen. Er hat die Methode, der Natur vollständig freie Hand zu lassen. Als ich mit ihm auf Albine zu sprechen kam, gab er mir zur Antwort, daß man die Bäume nicht hindern solle, nach Belieben zu wachsen. Das geschieht, sagte er, wegen der normalen Entwickelung der Charaktereigentümlichkeiten. Schadet nichts, alle beide sind recht interessant. Wenn ich in die Nähe komme, verfehle ich nicht, ihnen meinen Besuch zu machen"

Das Kabriolett kam jetzt endlich aus dem Hohlweg heraus, dort machte die Mauer von dem Paradou eine Biegung und erstreckte sich dann in unabsehbarer Länge auf dem Hügelgrat weiter. In dem Augenblick, als Pastor Mouret den Kopf umwandte, um noch einmal die graue Mauer zu betrachten, dessen undurchdringliche Wildheit ihm schließlich ein eigentümliches Interesse abgewonnen hatte, ließ sich das Geräusch von heftig geschüttelten Baumzweigen hören, während ein Strauß von frischen Maien die Vorüberfahrenden vom Mauerrande her zu grüßen schien.

„Ich dachte mir gleich, daß ein Tier da hinter der Mauer lief," sagte der Priester.

Aber, ohne daß man Jemand sah, ohne daß man etwas anderes in der Luft gewahrte, als die Maien, welche immer heftiger hin und her geschwenkt wurden, hörte man eine helle Stimme zwischen Lachen rufen:

„Adieu, Doktor! Adieu, Herr Pfarrer! ... Ich umarme den Baum, der Baum sendet Euch meine Küsse."

„Ei, das ist Albine," sagte der Doktor Pascal.

„Sie wird unserm Gefährt im Trabe gefolgt sein. Sie macht sich nichts daraus, über Gebüsche hinwegzusetzen, diese kleine Fee!“ Dann rief er seinerseits: „Adieu, Liebchen! . . . Du bist ja recht groß, daß Du uns auf die Art grüßt.“

Ihr Lachen wurde lauter, das Maienreis verneigte sich tiefer und streute einige Blätter hinab bis auf das Kutschenverdeck.

„Ich bin so groß wie die Bäume, alle Blätter, die herabfallen, sind Küsse,“ versetzte die Stimme, die aus der Ferne ganz verändert klang, so musikalisch, so verschmolzen mit dem wogenden Rauschen des Parkes, daß es den jungen Priester heiß und kalt überlief.

Die Landstraße wurde besser. Am Abhange war wieder les Artaud in Sicht inmitten der brennendheißen Ebene. Als das Kabriolett aber die Dorfstraße befuhr, ließ der Pastor Mouret es nicht zu, daß sein Onkel ihn bis vors Pfarrhaus abbringe, sondern sprang zur Erde.

„Wie Du willst,“ meinte der Doktor; dann schüttelte er ihm die Hand: „Nicht wahr, wenn Du lauter solche Pfarrkinder hättest, wie dieses Vieh, den Jeanbernart, so brauchtest Du Dich nicht viel zu bemühen. Na, Du hast ja selbst mitkommen wollen . . . Gehab' Dich wohl.“

X.

Als der Pastor Mouret sich allein befand auf dem staubigen Wege, fühlte er sich wohler. Diese steinigen Felder gaben ihm wieder seinen Traum von einem anspruchslosen, nur innerlich bewegten Eremitenleben zurück. Längs des Hohlweges hatten die Bäume auf sein Haupt frische Blätter gestreut, das hatte ihn be-

unruhigt; jetzt trocknete sie die glühende Sonne. Die kleinen Mandelbäume, das schlecht stehende Getreide, die elenden Weinberge zu beiden Seiten beruhigten und zogen ihn aus der Verwirrung, in welche ihn das zu üppige Rauschen des Paradou versetzt hatte. Und inmitten der blendenden Helle, welche vom Himmel auf diese nackte Erde floß, erschienen ihm Jeanbernarts Blasphemien kaum noch als ein dunkler Fleck. Er empfand eine lebhafte Freude, als er aufsah und am Horizonte die „Einsame" erblickte, wie sie neben dem roten Ziegeldache der Kirche unbeweglich Wacht hielt. Aber je näher er kam, um so mehr wurde der Priester von einer andern Unruhe erfaßt. Die Teuse würde ihm einen netter Empfang bereiten wegen des kalt gewordenen Frühstücks, das schon seit zwei Stunden auf ihn wartete! Er stellte sich ihr entsetzliches Gesicht vor, den Wortschwall, mit dem sie ihn überschütten würde, und dachte an das Geschirrklappern, daß er den ganzen Nachmittag hindurch von der gereizten Wirtschafterin zu hören bekommen würde. Nachdem er durch les Artaud gegangen war, wurde seine Furcht so lebhaft, daß er vor Feigheit unentschlossen stehen blieb und darüber nachdachte, ob es nicht klüger sei, einen Umweg zu machen und durch die Kirche heimzukehren. Aber als er noch überlegte, erschien die Teuse in Person auf der Schwelle des Pfarrhauses mit verschobener Haube, die Hände in die Seiten gestemmt. Er machte sich krumm, er mußte nun den Abhang unter wütenden Blicken, die schwer auf ihm lasteten, hinaufsteigen.

„Ich glaub' wohl, daß ich zu spät komme, meine liebe Teuse," stotterte er hervor, als er noch an der letzten Biegung des Fußpfades sich befand.

Die Teuse wartete, bis er ihr ganz nahe gegenüber stand. Dann nahm sie ihn wütend ins Kreuzfeuer ihrer Augen, drehte sich darauf, ohne etwas zu sagen, um und ging vor ihm her ins Eßzimmer, wobei sie

mit ihren plumpen Hacken auftrampelte; der Zorn hatte sie so steif gemacht, daß sie nur wenig hinkte.

„Ich habe soviel zu thun gehabt," begann der Priester, dem diese Aufnahme schrecklich vorkam. „Ich laufe schon seit heute Morgen . . ."

Sie schnitt ihm jedoch das Wort mit einem neuen so festen und so ärgerlichen Blick ab, daß ihm fast die Füße versagten. Er setzte sich und fing an zu essen. Sie bediente ihn mit automatischer Langsamkeit und setzte die Teller jedesmal so heftig auf den Tisch, daß sie fast zerbrachen. Das Schweigen wurde so unausstehlich, daß er kaum drei Bissen vor Erregung hinunterwürgen konnte.

„Hat meine Schwester schon gefrühstückt?" fragte er. „Das ist recht. Wenn ich draußen abgehalten werde, soll sie immerhin frühstücken."

Keine Antwort. Die Teuse stand hinter ihm und wartete, bis er seinen Teller leer gegessen haben würde, um ihm denselben dann fortzunehmen. Da er jedoch fühlte, daß er unter diesem unversöhnlichen Augenpaar daß ihn zermalmte, nicht essen konnte, schob er seinen Teller fort. Diese unwillige Bewegung hatte die Wirkung eines Peitschenhiebes, der die Teuse aus ihrer hartnäckigen Steifheit brachte. Sie sprang ordentlich in die Höhe.

„Ach, so steht's!" schrie sie. „Sie sind auch noch aufgebracht? Na gut, ich mache das ich fortkomme. Sie bezahlen für mich die Reisekosten, damit ich wieder nach Hause kann. Ich hab' genug von les Artaud, von Ihrer Kirche und von Allem."

Sie band ihre Schürze mit zitternden Händen ab.

„Sie hätten doch ganz gut merken können, daß ich nicht sprechen wollte . . . Ist das ein Leben! Kein Seiltänzer handelt so, Herr Pfarrer. Es ist elf Uhr, nicht wahr? Schämen Sie sich nicht, nach zwei Stunden

noch am Tische zu sitzen? Das ist nicht christlich, nein, das ist nicht christlich!"

Dann pflanzte sie sich vor ihm hin und rief:

„Na, von wo kommen Sie? Wen haben Sie gesehen? Welche Angelegenheit hat Sie denn zurückhalten können? . . . Sie sind beinahe wie ein Kind, dem man die Rute geben müßte. Ein Priester hat nichts auf der Landstraße am hellen Mittage zu thun, wie die Vagabonden, die kein Obdach haben."

Der Pastor Mouret fühlte sich durch diesen Ausbruch erleichtert und ließ das Unwetter vorüber gehen.

„Laßt's gut sein, meine liebe Teuse," sagte er; „Sie müssen zuförderst Ihre Schürze wieder umbinden."

„Nein, nein," schrie sie, „damit ist's aus, ich gehe ab!"

Aber er stand auf und band ihr die Schürze unter Lachen um die Taille.

Sie wehrte sich und stotterte:

„Ich sage Ihnen: nein! . . . Sie wollen mich bloß beschwatzen mit Ihren honigsüßen Worten . . . Wo sind Sie gewesen?"

Er setzte sich wieder zu Tisch, so froh wie ein Mann, der einen Sieg gewonnen hat.

„Zuvörderst," versetzte er, „bitte ich um die Erlaubnis, essen zu dürfen . . . Ich sterbe vor Hunger."

„Ohne Zweifel," murmelte sie mitleidig. „Liegt da aber auch Sinn und Verstand drin? . . . Soll ich noch zwei Setzeier bringen? Das dauert nicht lange. Na, wenn Sie genug haben . . . Und alles ist kalt geworden! Ich habe so auf Ihre Eieräpfel aufgepaßt! Jetzt sind sie wie alte Schuhsohlen . . ."

Sie legte ihm mit mütterlicher Aufmerksamkeit vor, wobei sie fortwährend schwatzte. Dann lief sie in die Küche, um zu sehen, ob der Kaffee noch heiß sei. Sie opferte sich auf und hinkte in der Freude der Versöhnung auf übertriebene Weise. Gewöhnlich verschmähte

der Pastor Mouret den Kaffee, weil er ihm große nervöse Beklemmungen verursachte; aber bei dieser Gelegenheit nahm er, um den Frieden zu besiegeln, die Tasse an, die sie ihm brachte. Und da er einen Augenblick schweigend vor sich hinbrütete, setzte sie sich vor ihm hin und fragte nochmals, gerade wie eine Frau, die von Neugierde gefoltert wird:

„Wo sind Sie gewesen, Herr Pfarrer?"

„Ei," antwortete er lächelnd, „ich habe die Brichets aufgesucht, habe mit Bamboussé gesprochen . . ."

Dann mußte er ihr erzählen, was die Brichets gesagt, wozu sich Bamboussé entschlossen, und was für ein Gesicht sie dazu gemacht hätten, und auch die Stelle an welcher sie gearbeitet haben. Als sie die Antwort von Rosaliens Vater erfuhr, rief sie aus:

„Haben Sie aber schwatzen müssen, Herr Pfarrer! um zu diesem schönen Resultate zu gelangen! . . . Und Sie sind dann ganz langsam zurückgekommen? Es muß verteufelt heiß auf der Landstraße sein."

Der Geistliche hatte sich erhoben und antwortete nicht. Er war im Begriff, von dem Paradou zu sprechen und um Aufklärung zu ersuchen. Aber die Furcht, zu genau inquiriert zu werden, eine Art unbestimmter Scham, die er sich selbst nicht eingestand, ließen ihn seinen Besuch bei Jeànbernart verschweigen.

Bis zum Abend herrschte im Pfarrhause tiefes Schweigen. Die Teuse besorgte ihre Wäsche vollends unter dem Waschschuppen. Der Priester saß hinten im kleinen Garten mit dem Brevier auf dem Schoße; er war in fromme Betrachtungen vertieft, während von den blühenden Pfirsichbäumen rosige Blätter herabschneiten.

XI.

Gegen sechs Uhr gab's ein plötzliches Erwachen. Lärm von geöffneten und zugeworfenen Thüren, dazwischen scholl helles Gelächter durch das Haus, und Desirée, welche auf dem Sopha in der Wohnstube geschlummert hatte, erschien mit fliegenden Haaren und mit bis zum Ellbogen bloßen Armen; sie rief: „Serge! Serge!" Dann lief sie, als sie ihren Bruder im Garten gesehen hatte, herbei, hockte sich einen Augenblick zu seinen Füßen nieder und bat ihn inständigst: „Komm doch und sieh die Tiere! . . . Wenn Du wüßtest, wie hübsch sie jetzt sind!"

Er ließ sich lange bitten. Der Wirtschaftshof flößte ihm Schrecken ein. Aber als er Thränen in den Augen Desirées sah, gab er nach. Sie warf sich mit ungestümer Freude an seinen Hals und lachte noch lauter, ohne sich erst die Wangen zu trocknen.

„Ach, Du bist nett!" stammelte sie, indem sie ihn mit sich fortzog. „Du sollst die Hennen sehen, die Kaninchen, die Tauben und meine Enten, die frisches Wasser bekommen haben, und meine Ziege, deren Raum jetzt so rein ist, wie mein eigener . . . Du weißt, ich habe drei Gänse und zwei Truthennen. Komm schnell! Du sollst Alles sehen." —

Desirée war damals zweiundzwanzig Jahre alt. Aufgewachsen auf dem Lande bei ihrer Amme, einer Bäuerin aus Saint-Eutrope, war sie gewissermaßen im Stall erzogen. Von schwachem Verstande, ohne irgend welche höhere Gedanken, hatte sie sich den fetten Boden, die frische Luft des Landes zu Nutze gemacht, so daß sie sich körperlich gut entwickelt hatte und ein frisches schönes Tier geworden war, mit ihrer weißen Haut, ihrem rosigem Blut und dem festen Fleisch. Zweifelsohne war es ihre Geistesarmut, die sie zu den Tieren hinzog. Ihr war nur wohl in deren Gesellschaft; sie

verstand ihre Sprache besser, als die der Menschen und sorgte mit mütterlicher Zärtlichkeit. Sie hatte bei dem Mangel folgerichtigen Denkens einen Instinkt, der sie mit ihnen auf gleiche Stufe stellte. Beim ersten Schrei, den sie ausstießen, wußte sie, was ihnen fehlte. Sie machte ihnen Leckereien zurecht, über die sie begierig herfielen. Sie brachte mit einer Handbewegung Ruhe in ihre Streitigkeiten, schien mit einem Blicke zu wissen, ob ihr Charakter gut oder schlecht sei, erzählte wichtige Geschichten über sie und gab so reichliche und genaue Einzelheiten über die Art und Weise, wie selbst das kleinste Küchel sich benahm, daß sie aufs höchlichste die Leute in Erstaunen setzte, für welche ein kleines Huhn sich in nichts von einem andern kleinen Huhn unterscheidet.

Als Desirée sechszehn Jahre alt und mannbar geworden war, hatte sie weder Schwindel noch die Uebelkeit wie andere junge Mädchen. Von da ab rundeten sich ihre Formen; ihre Glieder glichen in ihrem kräftigen Bau denen von Statuen und ihr ganzer Wuchs einem kräftigen Tiere.

Und trotz dieser Ueberfülle stieg doch kein fleischliches Begehren in ihr auf. Sie fand eine beständige Genugthuung, ein Gewimmel um sich zu sehen. Sie war zufrieden während der Brütezeit der Hennen; sie trug die weiblichen zu den männlichen Kaninchen mit herzlich frohem Kinderlachen. Nichts war gesunder. Sie nahm unschuldig den Gestank, die Hitze, das Leben als selbstverständlich hin. Keine verdorbene Neugierde trieb sie zum Nachdenken über das Werden, wenn sie den Hahn mit den Flügeln schlagen sah, oder die Weibchen Junge geworfen hatten. Sie bewahrte ihre Ruhe als schönes Tier, ihren gedankenlosen Blick, und war glücklich, zu sehen, wie ihre kleine Welt sich vermehrte.

Seitdem Desirée in les Artaud war, verbrachte sie ihre Tage in völliger Glückseligkeit. Endlich hatte

sie den genügsamen Traum ihres Daseins verwirklicht, das Sehnen, das ihren kindisch-schwachen Geist gequält hatte, war gestillt. Sie besaß einen Wirtschaftshof, einen Winkel, den man ihr überließ, wo sie Tiere aufziehen konnte nach ihrer Weise.

Im Hintergrund stand ein Schuppen, unter dem das Kaninchenhaus und der Hühnerstall sich befanden; rechts war die Ziege in einem kleinen Stall einquartiert...

„Hörst Du sie?" sagte sie zu ihrem Bruder schon an der Thür des Eßzimmers.

Aber als sie ihn hineingelassen und die Barriere hinter sich geschlossen hatte, wurde sie so heftig bestürmt, daß sie kaum noch gesehen werden konnte. Die Enten und Gänse schnatterten mit den Schnäbeln und zogen sie an ihren Röcken, die gefräßigen Hennen sprangen auf ihre Hände und pickten sie weidlich, die Kaninchen kauerten sich auf die Füße und machten Sätze, die ihr bis an die Knie gingen, während die drei Katzen auf ihre Schultern sprangen und die Ziege hinten im Stall meckerte, weil sie nicht mit dabei sein konnte.

Sie konnte nichts thun, um sich von ihnen zu befreien. Wie sie selbst sagte, könnte sie sich von ihnen auffressen lassen, so angenehm wäre es ihr, zu fühlen, wie diese lebendigen Wesen sich an ihr abzappelten und es ihr warm machteu. Schließlich blieb nur noch eine Katze hartnäckig sitzen.

„Das ist Mimi," sagte sie. „Sie hat Pfötchen wie Sammt."

Dann zeigte sie stolz ihrem Bruder den Wirtschaftshof. Derselbe war gefegt, gespült und gescheuert. Aber von diesem schmutzigen aufgerührten Wasser, von dieser mit der Forke gewendeten Streu stieg ein starker Geruch auf, der so penetrant war, daß der Pastor Mouret fast erstickte. Der Düngerhaufen erhob sich an der Kirchhofmauer in kolossaler Form und dampfte.

Er ging auf die Barriere zu, aber sie hielt ihn

zurück und zog ihn unter den Schuppen vor den Kaninchenstall.

„Es sind Junge in allen Kästchen,“ sagte sie, begeistert mit den Händen klatschend.

Dann erzählte sie ihm weitläufig die Abstammung der verschiedenen Tierchen. Er mußte sich bücken und mit der Nase das Gitterwerk berühren, während sie ihre ausführlichen Angaben machte. Die Mütter mit ihren großen Ohren, die sie ängstlich bewegten, betrachteten sie von der Seite, pfauchten und saßen vor Furcht wie angenagelt.

„Vor Dir haben sie Furcht,“ sagte Desirée. „Mich kennen sie schon ganz gut.“

Sie rief sie herbei und zog aus ihrer Tasche etwas Brotkruste. Die kleinen Kaninchen faßten Mut und kamen linkisch eins nach dem andern mit schnuppernder Nase herbei und reckten sich am Gitterwerk in die Höhe. Sie ließ sie so einen Augenblick, um ihrem Bruder den rosigen Flaum ihres Bauches zu zeigen, dann gab sie die Kruste den Verwegensten. Nun lief die ganze Bande herbei, kollerte sich und drängte sich, ohne sich zu schlagen; manchmal nagten drei Junge an ein und derselben Kruste; andere liefen mit ihrer Beute davon und drehten sich der Wand zu, um ungestört fressen zu können. Die Mütter aber, die noch immer im Hintergrund pfauchten, trauten dem Frieden nicht und wollten keine Kruste haben.

Der Priester hatte sich wieder aufgerichtet; sie aber konnte nicht genug die reizenden Kleinen liebkosen.

„Siehst Du da den Dicken, den der ganz weiß ist, mit den schwarzen Ohren . . . Na, der frißt für sein Leben gern Mohrblätter. Er sucht sie sich recht geschickt aus dem andern Kraut heraus . . . Neulich hat er Leibschneiden bekommen, da streckte er alle vier von sich; aber ich nahm ihn und erwärmte ihn in meiner Tasche. Seit der Zeit ist er recht munter.“

Der Pastor Mouret konnte es in der Hitze, die von der jungen Brut ausströmte, nicht länger aushalten. Eine scharfe Ausdünstung drang von diesen lebenden Wesen herauf, die in buntem Gewimmel unter den Haaren, die sie ihrer Mutter ausgerauft hatten, umherkrochen; er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. Desirée, die sich gewissermaßen in einen Freudenrausch hineingesprochen hatte, wurde noch fröhlicher und sah noch rosiger und gesundheitstrotzender aus als sonst.

„Aber Dich treibt ja Niemand fort!" rief sie; Du siehst immer aus, als ob Du davon laufen müßtest . . . Aber erst meine kleinen Küchlein! Sie sind erst heute Nacht ausgekrochen."

Sie nahm Reis und warf ihnen eine Handvoll vor. Die Henne lockte sie gluckend herbei und kam gravitätisch heranstolziert, von den piepsenden ganzen Küchelschwarm gefolgt. Als sie sodann auf der Stelle angekommen waren, wo die Reiskörner lagen, zerhackte die Mutter eifrig mit dem Schnabel die Körner und warf sie den Kleinen hin, die sie vor ihr rasch aufpickten.

Desirée lachte behaglich bei ihrem Anblick, nahm zwei davon, in jede Hand eins, und bedeckte sie mit ungestümen Küssen. Der Priester mußte sie von allen Seiten ansehen während sie ruhig sagte:

„Es ist nicht leicht, die Hähnchen heraus zu kennen. Aber ich irre mich nicht . . . Dies ist eine Henne, und das ist auch eine Henne."

Sie setzte sich wieder auf die Erde. Nun kamen die anderen Hennen, um auch den Reis aufzupicken. Ein großer roter Hahn mit strahlenden Schwanzfedern folgte denselben und hob seine breiten Klauen mit vorsichtiger Majestät auf.

„Alexander wird prächtig," sagte der Geistliche, um doch seiner Schwester Freude zu machen.

Der Hahn hieß nämlich Alexander. Er sah das junge Mädchen mit seinem Auge, das wie eine Kohle

glühte, an, drehte den Kopf um und breitete den Schwanz aus. Dann kam er und postierte sich am Saum ihres Kleides.

„Er hat mich lieb," sagte sie. „Nur ich allein darf ihn anrühren . . . Es ist ein guter Hahn. Er hat vierzehn Hennen, und doch finde ich nie ein dotterloses Ei im Nest . . . Nicht wahr, Alexander?"

Sie hatte sich niedergebückt und streichelte den Hahn, der nicht vor ihr davonlief. Sein Kamm schien wie mit Blut begossen. Er schlug seine Flügel, streckte den Hals aus und stieß ein langes Kikeriki aus, das sich anhörte wie Trompetengeschmetter. Viermal krähte er, während alle Hähne von les Artaud von fern antworteten.

Desirée lachte herzlich über das entsetzte Gesicht ihres Bruders.

„Nicht wahr? das zerreißt Dir die Ohren," sagte sie. „Er hat eine famose Kehle . . . aber ich versichere Dir, er ist nicht böse. Die Hennen die sind böse . . . Du denkst doch noch an die dicke Gesprenkelte, die gelbe Eier legte? Vorgestern hatte sie sich die Klaue zerschunden. Als die andern nun das Blut sahen, wurden sie wie verrückt. Alle liefen ihr nach, hackten nach ihr, sogen ihr das Blut aus, so daß sie am Abend ihr die ganze Klaue abgefressen hatten . . . Ich fand sie mit dem Kopf hinter einem Stein, wo sie sich, ohne einen Laut von sich zu geben, wie eine Blödsinnige auffressen ließ."

Sie mußte über die Gefräßigkeit der Hennen lachen. Sie erzählte gelassen von andern Grausamkeiten, von jungen Hühnchen, denen sie das Hintertheil zerhackt und die Eingeweide herausgerissen hatten so daß sie nur noch den Hals und die Flügel vorgefunden hätte; auch hätten sie in wenigen Stunden einen Wurf kleiner Kätzchen verzehrt.

„Du könntest ihnen einen Menschen vorwerfen, sie würden doch damit fertig werden . . . Und standhaft

sind sie im Leiden; sie leben ganz gut noch, auch wenn ihnen ein Glied zerbrochen ist. Grade deshalb habe ich sie gern; ihr Fleisch wächst in zwei Tagen zusammen, ihr Körper ist stets warm, als wenn sie einen Vorrat von Sonne unter den Federn hätten . . . Wenn ich sie traktieren will, schneide ich für sie rohes Fleisch zurecht. Und die Würmer erst! Du wirst gleich sehen, ob sie die gern mögen."

Sie lief zum Düngerhaufen, wo sie einen Wurm fand, den sie ohne Widerwillen aufnahm. Die Hennen stürzten auf ihre Hände los. Sie aber hielt den Wurm ganz hoch und lachte über ihre Gierigkeit. Endlich machte sie die Finger auf. Die Hennen stießen und bissen sich; dann lief die eine mit dem Wurme im Schnabel davon, von den andern gefolgt. So wurde er gepackt, verloren, wieder gepackt, bis eine Henne ihn mit gewaltigem Schlingen hinunterschluckte. Dann hielten alle inne und drehten den Hals herum und schauten mit ihrem runden Auge nach einem andern Wurme aus. Desirée rief sie hocherfreut bei ihren Namen und gab ihnen freundliche Worte; während der Pastor Mouret einige Schritte angesichts der gefräßigen Tiere zurückwich.

„Nein, das ist mir zuwider," sagte er zu seiner Schwester, die ihm eine Henne, die sie mästete, zum Wiegen in die Hand geben wollte. „Ich mag lebende Tiere nicht anfassen."

Er versuchte zu lächeln, aber Desirée behandelte ihn als Hasenfuß.

„Na, meine Enten, Gänse und Truthühner! Wie würdest Du das anfangen, wenn Du alles das zu besorgen hättest? . . . Die Enten die sind schmutzig . . . Hörst Du, wie sie mit dem Schnabel im Wasser schnattern? Und wenn sie untertauchen, sieht man nur noch ihren Schwanz, der wie ein Kiel gerade in die Höhe steht . . . Auch die Gänse und Truthühner sind

nicht leicht zu regieren; ich würde Dir nicht raten, ihnen Deinen Finger anzuvertrauen. Sie würden ihn Dir mit einem Satz abbeißen . . . Mir aber spielen sie nur um die Finger.“

Sie hatte ihre Rede abgebrochen bei dem freudigen Meckern der Ziege, welche eben die schlecht verschlossene Thüre des Stalles gewaltsam geöffnet hatte. In zwei Sprüngen war das Tier bei ihr, beugte sich auf die Vorderfüße und liebkoste sie mit seinen Hörnern.

Desirée nahm die Ziege beim Hals, faßte sie um den Kopf und lief mit ihr um die Wette.

„Geh, ich werde Dir die Freiheit wiedergeben,“ sagte Desirée, welche den wachsenden Ekel gewahr wurde, mit dem der Geistliche kämpfte. „Aber zuvor muß ich Dir noch etwas zeigen . . . Du versprichst mir doch, mir nicht zu zürnen? Ich habe mit Dir noch nicht darüber gesprochen, weil Du es nicht würdest zugegeben haben . . . Wenn Du nur wüßtest, wie zufrieden ich bin.

Sie stellte sich bittend, faltete ihre Hände, und legte den Kopf an die Schulter ihres Bruders.

„Noch irgend eine Thorheit,“ murmelte dieser und konnte sich nicht enthalten zu lächeln.

Und laufend öffnete sie eine niedrige Thür unter dem Schuppen. Ein kleines Schwein sprang mit einem Satze in den Hof. Es war ein reizendes Tierchen, ganz rosig, die Schnauze mit Spülwasser gewaschen, mit dem Schmutzkreise, welchen sein beständiges Wühlen in dem Troge ihm bei den Augen zurückließ. Es trabte umher, trieb die Hennen fort, fraß ihnen weg was ihnen hingeworfen war, und lief in ungestümen Sätzen über den engen Hof. Die Ohren schlugen ihm gegen die Augen, und mit der Schnauze schnüffelte es auf der Erde; mit seinen kleinen Pfoten glich es einem Rolltierchen und sein Schwanz hinten sah aus wie ein Aufhängsel.

„Ich will nichts mit diesem Tiere zu schaffen haben," schrie der Priester sehr verstimmt.

„Serge, mein guter Serge," bat Desirée von neuem inständig, „sei nicht böse . . . Sieh, wie unschuldig es ist, das arme kleine Tierchen! Ich werde es waschen, ich werde es halten wie mein eigen. Die Teuse hat es sich für mich geben lassen. Man kann es jetzt nicht zurückschicken . . . Halt, es sieht Dich an, es beriecht Dich. Fürchte Dich nicht, es wird Dich nicht fressen."

Aber sie unterbrach sich und lachte wie toll. Das kleine Schwein hatte sich erschreckt zwischen die Füße der Ziege gestürzt, welche es umgeworfen hatte. Es begann wieder zu laufen, grunzte, wälzte sich und brachte den ganzen Wirtschaftshof in Aufregung. Desirée gab ihm, um es zu beruhigen, eine Schüssel mit Wasser. Dann steckte es sich bis über die Ohren in die Schüssel und plätscherte und grunzte, während kleine Schauer ihm über die rosenfarbene Haut liefen. Der Schwanz hing ihm, ohne gekräuselt zu sein, nieder.

Dem Pastor Mouret war es schließlich ekelhaft geworden, das Plätschern dieses schmutzigen Wassers zu hören. Seit er da war, überkam ihm eine Beklemmung; seine Hände brannten ihm, und das Blut schoß ihm ins Gesicht und nach der Brust. Er hatte langsam den Kopf weggewendet. Jetzt trug ihm der Wind einen muffigen warmen Hauch zu, der aus der Ausdünstung der Kaninchen und des Geflügels, aus dem Gestank der Ziege und dem faden Geruch des Schweines zusammengesetzt war. Es war gewissermaßen eine mit dem Hauche der Fruchtbarkeit geschwängerte Luft, die zu schwer auf seinen jungfräulichen Schultern lastete. Desirée schien im größer geworden zu sein, ihre Hüften breiter, ihre Arme riesig, und mit ihren den Boden streifenden Röcken schien sie ihm jenen penetranten Geruch zuzuwehen, der ihn halb ohnmächtig machte. Er

hatte nur gerade noch Zeit, den Holzverschlag aufzumachen. Seine Füße klebten noch an dem mit Mist bedeckten, feuchten Boden, sodaß er glaubte, man halte ihn gewaltsam zurück. Und plötzlich kam ihm die Erinnerung an das Paradou zurück mit den großen Bäumen, den dunklen Schatten und würzigen Gerüchen, ohne daß er dieselben verscheuchen konnte.

„Du bist ja ganz rot geworden," sagte Desirée, während sie von der andern Seite der Barrière ihn einholte. „Bist Du nicht zufrieden alles gesehen zu haben? . . . Hörst Du, wie sie schreien?"

Die Tiere stürzten sich, als sie fortging, mit kläglichem Geschrei gegen das Gitter. Namentlich das kleine Schwein quiekte fortwährend, als wenn man eine Säge schärfte. Desirée lehnte sich an ihren Bruder und begleitete ihn zum Garten.

„Ich hätte gern eine Kuh," sagte sie ihm ins Ohr und wurde dabei rot.

Er sah sie an und drückte durch eine Kopfbewegung seine Mißbilligung aus.

„Nein, nein, jetzt noch nicht," sagte sie lebhaft. „Später werde ich Dich darum bitten . . . Eine schöne weiße Kuh mit fuchsigen Flecken. Du würdest dann auch stets gute Milch haben. Eine Ziege ist für die Dauer zu klein . . . Und wenn die Kuh kalbte! . . ."

Sie tanzte umher, klatschte in die Hände, während der Priester fand, daß sie eine Verkörperung des Wirtschaftshofes sei, dessen Geruch sie in ihren Kleidern mit sich führte. Er ließ sie daher hinten im Garten allein, wo sie sich im vollen Sonnenschein vor einem Bienenkorb auf die Erde gesetzt hatte, dessen Bewohner wie Goldbällchen über ihrem Nacken, auf ihren bloßen Armen und um ihr Haar summten, ohne sie zu stechen.

VII.

Bruder Archangias speiste alle Donnerstage in der Pfarrei. Er war frühzeitiger als gewöhnlich gekommen und um über Pfarrangelegenheiten zu sprechen. Er hielt seit drei Monaten den Pastor auf dem Laufenden und unterrichtete ihn über die Angelegenheiten des ganzen Thales. An diesem Donnerstage spazierten sie gemächlich vor der Kirche auf und ab, bis die Teuse sie rufen würde. Der Priester war, als er seine Zusammenkunft mit Bambousse erzählte, sehr überrascht zu hören, daß der Frater die Antwort des Bauern ganz natürlich fand.

„Er hat Recht, dieser Mensch," sagte der Ignorantiner. „Man giebt sein Hab und Gut nicht so leicht weg . . . Die Rosalie taugt nicht viel, aber es ist immer hart für ihn zu sehen, wie sich seine Tochter einem Lump in die Arme wirft."

„Indessen," erwiderte der Pastor Mouret, „nur die Heirat kann diesem Skandal ein Ende machen."

Der Frater zuckte seine breiten Schultern. Er lächelte bedenklich.

„Wenn Sie glauben," rief er, „daß Sie das Land mit dieser Heirat kurieren werden! . . . Es dauert noch keine zwei Jahre, so ist Katharina auch soweit; dann kommen die andern alle an die Reihe. Diese Artauds wachsen auf wie die Bastarde. Nur ein Mittel giebt es, das ich Ihnen gesagt habe, nämlich, diesen Weibsbildern das Genick umzudrehen, wenn man nicht will, daß das Land von ihnen vergiftet werde . . . Keinen Mann, Stockschläge, Herr Pfarrer, Stockschläge!"

Und er sprach über die Regelung der Katechismusstunde. Aber der Pastor Mouret antwortete zerstreut. Er blickte auf das Dorf zu seinen Füßen, während die Sonne unterging. Die Bauern kehrten heim, stumme Menschen, die langsam einherschritten, so wie abge-

mattete Rinder, welche wieder in den Stall gehen. Vor den Hütten standen die Frauen, riefen sie an und unterhielten sich gestikulierend von Thür zu Thür, während ein Schwarm von Kindern, die sich stießen, balgten und im Kote wälzten, die Straße mit dem Klappern ihrer schweren Pantoffeln anfüllte.

„Halt,“ schrie jetzt Frater Archangias und wies auf ein großes Mädchen, das sich von ihrem Geliebten hinter einem Strauche umarmen ließ; „sieh, da unten, noch eine Kröte da unten!“

Er bewegte seine langen Arme heftig hin und her, bis er das Paar verscheucht hatte. In der Ferne lag auf der roten Erde, auf dem kahlen Felsen die Sonne im Sterben in einem letzten feurigen Auflodern. Allmählich brach die Nacht herein. Der warme Duft der Lawendelstauden wurde frischer, durch leichte Winde, die sich erhoben, getragen. Zeitweise vernahm man ein starkes Seufzen, als wenn diese schreckliche, ganz von Leidenschaft verbrannte Erde sich endlich unter dem grauen Nebel der Dämmerung besänftigt hätte. Der Pastor Mouret hielt froh über das kühle Wetter seinen Hut in der Hand und fühlte, wie der Friede der Nacht sich auf ihn herabsenkte.

„Herr Pfarrer! Bruder Archangias!“ rief die Teuse. „Schnell! die Suppe ist aufgetragen.“

Es war eine Kohlsuppe, deren würziger Dampf das Eßzimmer des Pfarrhauses füllte. Der Frater setzte sich und leerte gemütlich den großen Teller, den ihm die Teuse soeben vorgesetzt hatte. Er aß viel und schluckte dabei so stark, daß man hören konnte, wie die Speise in den Magen glitt. Die Augen hatte er auf den Löffel geheftet und sprach kein Wort.

„Meine Suppe ist wohl nicht gut, Herr Pfarrer?“ fragte die alte Wirtschafterin. „Sie rühren soviel in Ihrem Teller.“

„Ich habe eben keinen Hunger, meine gute Teuse," erwiderte der Priester lächelnd.

„Alle Wetter! das ist nicht zu verwundern, wenn man sich über Gebühr angestrengt hat! — Sie würden Hunger haben, wenn Sie nicht erst vor zwei Stunden gefrühstückt hätten."

Desirée, die ebenfalls ihre Suppe erst gegessen hatte, ohne ein Wort zu reden, hatte sich erhoben, um der Teuse in die Küche zu folgen. Der Frater, der mit Pastor Mouret allein geblieben war, schnitt sich lange Schnitte Brot zurecht, die er in Erwartung des Hauptgerichtes verschlang.

„Also Sie haben einen langen Weg gemacht?" fragte er.

Der Priester hatte nicht Zeit zu antworten. Ein Geräusch von Schritten, Ausrufungen, hellem Lachen klang vom Ende des Korridors von der Hofseite herüber. Es hörte sich wie ein kurzer Streit an. — Eine sanfte Stimme, die den Geistlichen beunruhigte, sprach erregt, schnell und verlor sich inmitten eines lustigen Gelächters.

„Was giebts denn da?" sagte er und stand vom Stuhle auf.

Desirée kam mit einem Sprunge wieder herein. Sie verbarg etwas unter ihrem aufgehobenen Kleide und sagte lebhaft mehrmals:

„Wie drollig sie ist! Sie wollte nicht hineinkommen. Ich hielt sie an ihren Kleidern fest; aber sie ist gehörig stark, sie lief mir fort."

„Von wem spricht sie?" fragte die Teuse, die aus der Küche mit einer Schüssel Kartoffeln, auf welcher sich ein großes Stück Speck befand, herbeieilte.

Das junge Mädchen hatte sich hingesetzt. Mit unendlicher Vorsicht zog sie aus ihrem Kleide ein Amselnest, indem drei Junge ruhten, hervor. Sie setzte es auf ihrem Teller. Sobald die Kleinen das Licht spürten, streckten sie ihre dünnen Hälschen aus, sperrten ihre

blutroten Schnäbel auf und wollten zu fressen haben. Desireé klatschte erfreut in die Hände, sie war angesichts dieser Tiere, die sie nicht kannte, ganz außer sich.

„Das ist das Mädchen aus dem Paradou!" rief der Geistliche, dem auf einmal ein Licht aufging.

Die Teuse hatte sich dem Fenster genähert.

„Das stimmt," sagte sie. „Ich hätte sie an ihrer Zikadenstimme wiedererkennen sollen . . . Ach, die Zigeunerin! Seht mal, da steht sie ja noch und spioniert."

Der Pastor Mouret trat näher. Er glaubte in der That hinter einem Wachholdergebüsch das gelbe Kleid Albinens zu sehen. Aber Bruder Archangias hatte sich hinter ihm auf den Fußspitzen aufgerichtet, drohte ihr heftig mit geballter Faust und donnerte ihr, während sein klobiges Gesicht hin- und herwackelte, zu:

„Der Teufel soll dich holen, Banditentochter! Ich werde dich bei den Haaren um die Kirche schleifen, wenn ich dich noch einmal dabei betreffe, hier Unheil anzurichten!"

Helles Gelächter, frisch wie das Rauschen der Nacht, klang vom Fußpfade herauf.

Dann hörte man noch, wie sie leichtfüßig davonrannte, wie ihr Gewand raschelnd das Gras streifte, als wenn eine Schlange dahinglitt. Der Pastor Mouret der noch vor dem Fenster stand, verfolgte von weitem einen blonden Streifen, der zwischen den Fichtenstämmen schimmerte. Der Hauch der vom Lande zu ihm wehte, hatte den penetranten Geruch nach Gras, Laub und Wiesenblumen, wie sie Albine von ihren Haarzöpfen geschüttelt hatte.

„Eine Verdammte! eine Tochter der Hölle!" knurrte Bruder Archangias dumpf, indem er sich wieder an den Tisch setzte. Er aß gierig seinen Speck, zu dem er ganze Kartoffeln wie Brot hinunterschluckte.

Der alten Wirtschafterin fuhr etwas wie ein Verdacht durch den Kopf. Sie stellte sich auf ihr gesundes Bein und sah den jungen Pfarrer voll an.

„Sie kennen also die Leute im Paradou? sagte sie.

Er erzählte dann einfach die Wahrheit und sprach von dem Besuche, den er dem alten Jeanbernart gemacht hatte. Die Teuse wechselte mit Bruder Archangias erstaunte und empörte Blicke. Anfangs sagte sie nichts darauf. Sie hinkte wütend um den Tisch herum, wobei sie wütend mit den Hacken aufschlug, als wollte sie den Fußboden durchbrechen.

„Sie hätten mir wohl von diesen Leuten etwas sagen können in diesen drei Monaten," sagte der Priester zum Schluß. „Ich würde dann wenigstens gewußt haben, zu wem ich mich begab."

Die Teuse blieb auf einmal stehen, als wenn ihre Beine gelähmt wären.

„Lügen Sie nicht, Herr Pfarrer," stammelte sie, „das würde Ihre Sünden nur noch größer machen . . . Wie wagen Sie es zu sagen, daß ich Ihnen nicht von dem Philosophen gesprochen hätte, von diesem Heiden, der der Skandal für die ganze Gegend ist! Die Wahrheit ist, daß Sie mich nie anhören, wenn ich spreche. Das geht in ein Ohr hinein, und durchs andre wieder 'raus . . . Ah! wenn Sie auf mich hörten, würden Sie sich viel Unannehmlichkeiten ersparen!"

„Ich habe Ihnen auch schon einiges über sein abscheuliches Betragen gesagt," bestätigte der Frater.

Der Pastor Mouret zuckte leicht mit den Achseln.

„Nun, ich kann mich nicht daran erinnern," versetzte er. „Erst im Paradou stieg eine dunkle Erinnerung an gewisse Geschichten in mir auf . . . Uebrigens würde ich mich auf alle Fälle zu diesem Unglücklichen, den ich in Todesgefahr glaubte, begeben haben."

Bruder Archangias, der den Mund voll hatte, schlug erst heftig mit dem Messer auf den Tisch und rief dann: „Jeanbernart ist ein Hund. Er muß wie ein Hund krepieren."

Er nahm wieder einige Kartoffeln und begann, mit

den Ellbogen auf dem Tisch und dem Kinn auf dem Teller, in wütiger Art zu kauen. Die Teuse stand mit gekniffenen Lippen und ganz bleich vor Zorn da und sagte nur trocken:

„Lassen Sie doch, der Herr Pfarrer will doch nur nach seinem Kopfe handeln! der Herr Pfarrer hat jetzt Geheimnisse für uns.“

Ein langes Schweigen entstand. Einen Augenblick hörte man nur das Geräusch der Kinnbacken des Fraters, das von einem seltsamen Rauschen in der Gurgel begleitet war. Desirée hatte mit ihren bloßen Armen das Amselnest, das noch auf ihrem Teller lag, umgeben, beugte sich mit dem Gesicht darüber hin, lächelte den Vögelchen zu und sprach zu ihnen, ganz leise, Langes und Breites in einem Gezwitscher, das sie nicht zu verstehen schienen.

„Man sagt, was man thut, wenn man nichts zu verbergen hat!“ rief die Teuse rücksichtslos. „Aber lügen . . .“

„Nun nun,“ unterbrach sie sanft der Pastor Mouret, der sich anstrengte, etwas zu essen, um die Teuse nicht noch mehr aufzubringen, „niemand hat mich darnach gefragt, ob ich nach dem Paradou gegangen bin, ich habe also nicht lügen können.“

Die Teuse fuhr, als ob sie nichts gehört hätte, fort:

„Man versteckt sich wie ein Duckmäuser, macht seine Soutane im Staub zu Schanden und kommt wie ein Dieb zurück. Und wenn sich dann eine gute Person für Sie interessiert, Ihnen Fragen vorlegt, die Gutes bezwecken, dann stößt man sie beiseite und behandelt sie wie einen Strohwisch, der kein Vertrauen verdient.“

Sie wandte sich dem Priester zu und sah ihm ins Gesicht.

„Ja, das geht Sie an, all' das . . . Sie sind ein Geheimniskrämer; Sie sind ein böser Mann!“ Und

sie fing zu weinen an. Der Geistliche mußte sie trösten. „Herr Caffin, der erzählte mir immer alles," rief sie dann noch.

Aber bald wurde sie ruhiger. Bruder Archangias aß ein großes Stück Käse auf, ohne im geringsten durch diese Scene sich berührt zu fühlen. Nach seiner Meinung bedurfte der Pastor Mouret einer richtigen Führung: die Teuse that wohl daran, ihn den Zaum fühlen zu lassen. Er trank noch ein letztes Glas Pikett, lehnte sich zurück und verdaute.

„Nun," fragte die alte Wirtschafterin „was haben Sie denn in dem Paradou gesehen? Erzählen Sie uns das wenigstens!"

Der Pastor Mouret erzählte lächelnd in wenigen Worten die sonderbare Art, mit welcher ihn Jeanbernart empfangen hatte. Die Teuse, die ihn mit Fragen bestürmte, stieß unwillige Ausrufungen aus; Bruder Archangias ballte die Fäuste und schwang sie vor sich.

Alsdann versuchte der Geistliche seinerseits, nochmals Auskunft über die Leute im Paradou zu erhalten. Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Frater zu, der monströse Dinge erzählte.

„Ja, die Teufelin kam sogar eines Morgens in die Schule. Es ist schon lange her, sie konnte zehn Jahre alt sein. Ich ließ sie gewähren; ich dachte, daß ihr Onkel sie schickte wegen ihrer ersten Kommunion. Zwei Monate hindurch hatte sie die Klasse revolutioniert. Sie ließ sich vergöttern, diese Metze! Sie kannte allerlei Spiele, erfand Putzsachen aus Laub und Papier, und klug war sie, das muß man sagen, wie alle Töchter der Hölle. Sie wußte den Katechismus auswendig ... Da, eines Morgens überfällt mich der Alte mitten im Unterricht. Er sprach davon, Alles zu demolieren, und schrie, daß die Priester ihm das Kind entrissen hätten. Der Feldhüter mußte kommen und ihn vor die Thüre setzen. Die Kleine war davon gelaufen.

Ich sah sie durchs Fenster, wie sie in einem Felde schrägüber ihren Onkel auslachte . . . Sie war seit zwei Monaten aus freien Stücken zur Schule gekommen, ohne daß er es ahnte. Das geht doch über die Hutschnur."

„Sie ist nie zur ersten Kommunion gekommen," sagte die Teuse halblaut, während ihr eine Gänsehaut überlief.

„Nein, niemals!" versetzte Bruder Archangias. „Sie muß 16 Jahre alt sein. Sie ist wie ein Stück Vieh aufgewachsen. Ich habe sie auf allen Vieren kriechen sehen in einem Dickicht nach Palud zu."

„Auf allen Vieren?" murmelte die Wirtschafterin und wandte sich ängstlich dem Fenster zu.

Der Pastor Mouret wollte einen Zweifel laut werden lassen, aber der Frater bekräftigte:

„Jawohl! auf allen Vieren! Und sie sprang wie eine wilde Katze. Hätte ich eine Flinte gehabt, so hätte ich sie niederstrecken können. Man tötet ja Tiere, die doch Gott wohlgefälliger sind . . . Und überdieß weiß man sehr wohl, daß sie jede Nacht um les Artaud herummiaut. Wenn der einmal ein Mann in die Klauen fällt, dem würde sie gewiß die Haut über die Ohren ziehen."

Sein ganzer Weiberhaß kam zum Vorschein. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und brachte seine gewöhnlichen Schimpfereien vor.

Der Priester nickte seine Zustimmung. Die rohen Ausbrüche des Bruders Archangias und die geschwätzige Tyrannei der Teuse waren ihm gleichsam Geißelgiebe, deren Prickeln er oft auf seinen Schultern fühlte. Er verspürte eine fromme Freude, sich in die Gewohnheit zu versenken, geleitet von diesen grobkörnigen aber volkstümlichen Seelen. Der himmlische Friede schien ihm am Ende der Weltverachtung, der Erniederung seines ganzen Selbst zu liegen. Es war eine Beleidigung, die

er sich freute, seinem Körper anbieten zu können, ein Rinnstein, durch welchen es ihm gefiel, seine zarte Natur zu schleifen.

Die Teuse deckte den Tisch ab. Sie wollte auch den Teller, auf welchem Desirée das Amselnest gelegt hatte, mit fortnehmen. Aber Desirée ließ sie nicht an den Teller herankommen. Sie bedeckte das Nest mit ihren bloßen Armen und hörte auf zu lachen, da sie über diese Störung ungehalten wurde.

„Ich hoffe, daß man nicht diese Vögel behält," rief Bruder Archangias, „das würde nur Unglück bringen . . . Man muß ihnen den Hals umdrehen."

Er griff schon mit seinen plumpen Händen darnach. Das junge Mädchen aber stand auf und wich bebend zurück, das Nest an ihrem Busen bergend.

„Rührt mir nicht die Tierchen an," stammelte sie, „Ihr seid ein häßlicher Mensch!"

Sie betonte diesen Satz mit so seltsamen verächtlichem Nachdruck, daß der Pastor Mouret erschüttert wurde; ihm war, als wäre die Häßlichkeit des Fraters ihm jetzt zum ersten Mal aufgefallen. Dieser begnügte sich in den Bart zu brummen. Er haßte Desirée instinktmäßig, da ihr schöner körperlicher Wuchs ihm zuwider war. Als sie, rückwärtsgehend, ohne ihn aus den Augen zu lassen, hinausgegangen war, zuckte er mit den Achseln und verschluckte halb eine unanständige Bemerkung, so daß sie niemand verstehen konnte.

„Es ist besser, sie geht zu Bett," sagte die Teuse. „Sie würde uns auch in der Kirche im Wege sein."

„Sind sie schon da?" fragte der Pastor Mouret.

„Es ist schon eine geraume Zeit, daß die Mädchen da draußen sind mit Armen voll Laubwerk . . . Ich werde die Lampen anzünden. Dann können Sie anfangen, wenn Sie wollen."

Einige Sekunden später hörte man in der Sakristei wettern, weil die Streichhölzchen feucht seien. Bruder

Archangias, der mit dem Priester allein zurückgeblieben war, fragte in verdrießlichem Tone:

„Ist's wegen des Marienmonats?"

„Ja," antwortete der Pastor Mouret. „Diese letzten Tage konnten die Landmädchen, die viel zu thun hatten, nicht kommen, um, wie es herkömmlich ist, die Marienkapelle auszuschmücken. Die Ceremonie ist bis heute verschoben worden."

„Ein nettes Herkommen," brummte der Frater. Es ist eine Schande, zu dulden, daß Frauenzimmer mit ihren Kleidern so nahe an heiligen Reliquien vorbeifegen können."

XIII.

In der Kirche fand der Pastor Mouret etwa ein Dutzend große Mädchen vor, die Oliven-, Lorbeer- und Rosmarinzweige in den Armen hielten. Da Gartenblumen fast gar nicht auf dem felsigen Boden von les Artaud wuchsen, so war es üblich, den Altar der Jungfrau mit dauerndem Grün, das den ganzen Monat Mai aushielt, zu schmücken. Die Teuse fügte dann noch Mauerlevkojen hinzu, deren Stengel in alten Wasserflaschen standen.

„Wollen Sie, daß ich es besorgen soll, Herr Pfarrer?" fragte sie. „Sie sind's nicht gewöhnt . . . Halt, stellen Sie sich dahin, vor den Altar. Dann können Sie mir sagen, ob Ihnen die Dekoration gefällt."

Er gab seine Zustimmung, und so leitete in Wirklichkeit sie die Ceremonie. Sie war auf einen Tritt gestiegen und rüffelte die großen Mädchen, die nach der Reihe mit ihrem Laubwerk herankamen.

„Nicht so rasch doch! Ihr werdet mir doch wohl noch soviel Zeit lassen, um die Zweige festzumachen. Es ist nicht nötig, daß all diese Büschel dem Herrn Pfarrer auf den Kopf fallen . . . Na, Babette, jetzt ist die Reihe

an Dir. Was guckst Du mich denn mit Deinen Glotzaugen an? Dein Rosmarin ist wirklich nett! Der ist so gelb wie Disteln. Jetzt Du, Rote! Ah, das ist doch wenigstens ein schöner Lorbeer!"

Die großen Mädchen legten ihr Laubwerk auf den Altar den sie küßten. Sie blieben einen Augenblick daneben stehen, reichten der Teuse die Zweige, vergaßen dann aber bald ihr andächtig-duckmäuserisches Wesen, das sie beim Hinaufsteigen zum Altar angenommen, lachten schließlich, und stießen sich mit den Knien. Und über ihnen neigte die große Jungfrau von vergoldetem Alabaster ihr gemaltes Antlitz und lächelte mit Rosen*lippen* dem kleinen Jesukindlein zu.

„So ist's recht, Lisa!" rief die Teuse, „setz' Dich nur auf den Altar, da Du ja dabei bist! Willst Du wohl Deine Röcke herunterlassen! . . . oder ich haue Dir mit den eigenen Zweigen um die Ohren . . . Ihr könnt mir das also nicht einmal ruhig zureichen!"

Dann drehte sie sich um und fragte:

„Ist das so nach Ihrem Geschmack, Herr Pfarrer? Finden Sie, daß das gut aussieht?"

Sie arrangierte hinter der Jungfrau eine Nische aus Grünem mit Blätterspitzen, die darüber hinausragten, sie wiegten und nach Art der Palmen herabfielen. Der Priester sprach kurz seine Zufriedenheit aus und wagte noch eine Bememerkung:

„Ich glaube," murmelte er, „daß ganz oben ein Strauß von zarten Blättern kommen müßte."

„Ohne Zweifel," brummte die Teuse. „Sie bringen mir aber nichts als Lorbeer und Rosmarin . . . Wer von Euch hat Oliven. Nicht Eine, geht mir ab! Sie haben Furcht, ihre Oliven zu verlieren, diese Heidinnen."

Aber Katharina stieg die Stufen hinauf mit einem enormen Olivenzweig, unter dem sie ganz verschwand.

„Ah, du hast welche? Du Galgenstrick!“ sagte die alte Wirtschafterin.

„Alle Wetter,“ sagte eine Stimme, „sie hat ihn gestohlen. Ich habe Vinzens gesehen, als er den Zweig abbrach, während sie auf der Lauer stand und aufpaßte.

Katharina war wütend und schwur, daß es nicht wahr sei. Sie hatte sich, ohne den Zweig loszulassen, umgedreht und machte ihren braunen Kopf von dem Laubwerk frei, das sie trug; sie log mit außergewöhnlichem Geschick und erzählte eine lange Lügengeschichte, um zu beweisen, daß der Olivenzweig ihr gehöre.

„Und dann gehören auch,“ sagte sie zum Schluß, „sämmtliche Bäume der heiligen Jungfrau.“

Der Pastor Mouret wollte dazwischentreten, aber die Teuse fragte, ob man sie zum Narren haben wolle, da sie ja so lange die Arme leer in die Luft strecke. Und sie steckte den Olivenzweig gehörig fest, während Katharine, die auf den Tritt geklettert war, hinter ihrem Rücken die mühsame Art, mit der sie ihre riesige Gestalt mit Hülfe ihres guten Beines umdrehte, nachmachte, was selbst dem Priester ein Lächeln entlockte.

„Da,“ sagte die Teuse, nachdem sie hinabgestiegen war und sich neben ihn gestellt hatte, um ihr Werk zu überschauen; jetzt kommen nur noch Büschel zwischen die beiden Leuchter, wenn Sie nicht lieber eine Guirlande, die längs dem Altaraufsatz hinlaufen würde, vorziehen.“

Der Priester entschied sich für dicke Büschel.

Die Teuse schüttelte jetzt all ihren Zorn auf Rosalie aus, welche jetzt plötzlich zum Altar mit ihrem Bündel hinaufgestiegen kam, wie die Andern.

„Willst Du wohl 'runter!“ rief sie ihr zu. „Nun, an Dickfelligkeit fehlt's Dir nicht, meine Tochter! . . . Na, ein bischen rascher, nimm Dein Päckchen nur gleich mit.“

„Ei, wie so denn?“ sagte Rosalie keck. „Man kann mir doch nicht etwa nachsagen, daß ich gestohlen habe?“

Die großen Mädchen näherten sich, stellten sich dumm und wechselten leuchtende Blicke.

„Mach, daß Du fort kommst,“ wiederholte die Teuse; „Dein Platz ist nicht hier, verstehst Du?“

Dann verlor sie ihr bischen Geduld und warf ihr rücksichtslos ein recht grobes Wort an den Kopf, worüber die Landmädchen vor Behagen schmunzelten.

„Nun, sonst nichts?“ sagte Rosalie. „Wißt Ihr vielleicht, was die Andern thun? Ihr seid nicht dabei gewesen, nicht wahr?“

Dann hielt sie es für geraten, in Schluchzen auszubrechen. Sie warf ihre Zweige zur Erde und ließ sich einige Schritte vom Pastor Mouret führen, der ihr strenge ins Gewissen redete. Er hatte versucht, die Teuse zum Schweigen zu bringen; er fing schon an, sich inmitten dieser großen frechen Mädchen, die mit ihrem grünen Laub die Kirche anfüllten, beengt zu fühlen.

„Hurtig, hurtig,“ sagte er und klatschte leicht in die Hände.

„Alle Wetter: ich möchte auch lieber schon im Bett liegen,“ murmelte die Teuse; „glauben Sie vielleicht, daß das so leicht geht, alle Zweige festzubinden?“

Unterdessen war sie damit fertig geworden, zwischen den Leuchtern große Laubbüschel zu befestigen. Sie klappte den Tritt zu, den Katharina hinter den Haupt-Altar trug. Sie hatte nur noch zwei Hauptstämme zu beiden Seiten des Altartisches fest zu machen. Die übrig gebliebenen Bündel Grün genügten hierzu; ja, es blieben noch Aeste übrig, mit denen die Mädchen den Boden bestreuten bis zur Holzbalustrade. Der Marienaltar sah wie ein Blumenbeet aus, mit Buschwerk verziert und vorn mit grünem Rasen versehen.

Dann überließ die Teuse den Platz dem Pastor

Mouret. Dieser stieg zum Altar hinauf und schlug wiederum leise in die Hände.

„Ihr Mädchen,“ sagte er, „wir werden morgen die Exercitien des Marienmonats wieder aufnehmen. Die, welche nicht kommen können, sollten wenigstens den Rosenkranz zu Hause beten.“

Er kniete sich hin, während die Landmädchen mit großem Kleidergeräusch sich zu Boden warfen und auf ihren Hacken niederließen. Sie folgten seinem Gebet mit verworrenem Gemurmel, das von Kichern unterbrochen wurde. Eine von ihnen fühlte, daß sie von hinten gezwickt werde, und kreischte auf, was sie dann gleich wieder durch einen Hustenanfall zu vertuschen suchte; das machte den Andern aber soviel Spaß, daß sie einen Augenblick gleich nach dem Amen mit der Nase auf den Dielen sich vor Lachen wälzen mußten, ohne im Stande zu sein, aufzustehen.

Die Teuse wies diese frechen Wesen hinaus, während der Priester, der ein Kreuz geschlagen hatte, noch vor dem Altar im Gebet versunken blieb, als wenn nichts von dem, was hinter ihm vorgehe, ihn anginge.

Dann stieß sie die Stühle zurecht, sah überall nach, ob nichts Verdächtiges zu sehen sei, bevor sie zu Bett ging. Im Beichtstuhl hob sie eine Hand voll Aepfelschalen auf, die sie hinter den Hauptaltar warf. Auch ein Stück Band fand sie, das von einer Haube abgerissen zu sein schien, nebst einer Locke von schwarzem Haar .... Nun schien ihr die Kirche in guter Ordnung zu sein. Die ewige Lampe hatte Oel für die Nacht, und die Dielen des Chors konnten noch bis Sonntag, ohne gescheuert zu werden, aushalten.

„Es ist gleich zehn Uhr, Herr Pfarrer,“ sagte sie, indem sie sich dem jungen, noch immer knieenden Priester näherte. „Sie würden gut thun, hinaufzugehen.“

Er antwortete nicht; er neigte nur leise sein Haupt.

„Gut, ich weiß, was das heißen soll,“ fuhr die

Teuse fort. „Nach einer Stunde ist er noch da, auf der Steinfliese, und holt sich die Kolik . . . Ich gehe weg, weil ich ihm im Wege bin. Schadet nichts, da liegt kein Sinn und Verstand drin; frühstücken, wenn andre Leute Mittag essen, und zu Bett gehen, wenn die Hühner guten Morgen wünschen! . . .“

Sie entschloß sich endlich zu gehen; aber sie kam noch einmal zurück, um eine der beiden Lampen auszulöschen; sie murmelte dabei, daß so spät zu beten dem Oel schädlich sei. Endlich ging sie davon, nachdem sie noch mit dem Aermel das Altartuch abgewischt hatte, das ihr staubig zu sein schien.

Der Pastor Mouret war nun allein mit vor der Brust gefalteten Händen und erhobenen Augen.

XIV.

Von einer einzigen Lampe erleuchtet, die vor dem Marienaltar inmitten von Laubwerk brannte, schien die Kirche an beiden Enden mit großen einherschwebenden Schattenbildern angefüllt. Die Kanzel warf einen dunklen Streifen bis zu den Balken an der Decke, der Beichtstuhl stand in Dunkel gehüllt. Das ganze Licht umgab gemildert, und gewissermaßen durch das Laub grün gemacht, die große vergoldete Jungfrau, die mit königlicher Haltung herabzuschweben schien, von Wolken getragen, in denen geflügelte Engelsköpfchen spielten. Zwischen den Blättern in der breiten Spitzbogennische längs den hohen Büscheln bis hernieder zu den auf die Erde gestreuten Zweiglein schimmerte es wie Sternstrahlen und glitzerte wie bei jenem Nebelglanz, der in lichten Nächten um die Büsche schwebt. Unbestimmtes Geräusch und Krachen ertönte von den beiden dunklen Enden der Kirche; die große Wanduhr zur linken Seite des Chors schlug langsam und dumpf, als wenn die Mechanik

drin schon schlafen gegangen wäre. Und die strahlende Wundererscheinung, die Mutter mit den kleinen kastanienbraunen Haarwellen, stieg noch mehr herab, als wenn sie beruhigt sei durch das tiefe Stillschweigen in der Kirche; sie streifte kaum das Laub der Lichtungen in ihrem leichten Wolkenfluge.

Der Pastor Mouret blickte zu ihr auf. Dies war die Zeit, in der er gern in der Kirche weilte. Er dachte nicht an das jammererregende Crucifix, an den Gekreuzigten, der mit Ocker und Lack bemalt, hinter ihm in der Todtenkapelle in Todesqualen hing. Jetzt störte ihn nicht mehr die blendende Helle der Fenster, das heitere Leben des Morgens, daß mit der Sonne seinen Einzug hielt, nicht mehr das Leben da draußen, die Spatzen und die durch zerbrochene Scheibeneinlugenden Baumzweige.

Zu dieser Nachtstunde war die Natur tot. Der Schatten überzog mit schwarzem Flor die geweißten Mauern; die Kühle legte ihm um die Schultern ein heilsames Bußgewand. Die Morgenmesse hatte ihm niemals die überirdischen Verzückungen gegeben, wie seine Abendandachten, in denen er ganz in der unbeschränkten Liebe aufgehen konnte.

Leise betend sah der Priester zur großen Jungfrau auf. Er sah, wie sie aus ihrer grünen Nische, blendender wie je, sich zu ihm neigte. Das war kein Mondlicht mehr, das über Waldwipfeln schwebt; ihr Kleid schien ihm wie die Sonne zu leuchten, sie nahte sich in ihrer Majestät, Glorie und überirdischen Größe so allmächtig, daß er einen Augenblick versucht war, sich mit dem Gesicht auf die Erde zu werfen, um das Flammen dieser offnen Himmelpforten nicht zu sehen.

In dieser andächtigen Versenkung seines ganzen Wesens, welche ihm die Worte auf seinen Lippen raubte, erinnerte er sich des letzten Zurufs des Bruders Archangias wie einer Gotteslästerung. Oft hatte der Frater

ihm diese besondere Verehrung der Jungfrau vorgeworfen, die er einen richtigen Diebstahl an der Verehrung Gottes nannte. Nach seiner Ansicht verweichlichte das die Seelen, bringe Weiberregiment in die Religion und rufe eine frömmelnde Sentimentalität hervor, die starker Seelen unwürdig sei. „Sie wird Sie noch weit bringen!“ hatte er eines Tages dem jungen Priester zugerufen, weil er in ihr schon den Beginn einer menschlichen Leidenschaft erblickte, eine Sehnsucht nach dem köstlichen Anblick schöner brauner Haare, großer klarer Augen und nach dem Geheimnis des Gewandes, das vom Halse herunter bis auf die Füße fällt.

Aber der Pastor Mouret leistete Widerstand, warf sich nieder und versuchte die Rohheiten des Fraters zu vergessen. Er schwelgte in dem Gedanken an die unbefleckte Reinheit Mariens, welche ihn aus der gemeinen Atmosphäre zog, in die er dennoch aufzugehen suchte. Sobald er allein war vor der großen vergoldeten Jungfrau, erhitzte sich seine Phantasie, er glaubte zu sehen, wie sie sich zu ihm herabneigte und ihm die Stirn zum Kusse darbot. Dann wurde er ganz jugendlich, ganz gut, ganz stark, ganz gerecht, ganz beseelt von zärrtlicher Lebenskraft.

Die Hingebung des Pastor Mouret für die Jungfrau stammte aus seiner Jugendzeit. Wie er noch ganz klein und ein bischen wild war, flüchtete er sich in die Winkel, und es war ihm angenehm, sich zu denken, daß eine schöne Dame ihn beschützte, daß zwei milde Augen ihm zulächelten und überallhin folgten. Oft, wenn er des Nachts einen leichten Hauch über seine Haare hin gefühlt hatte, erzählte er, daß die Jungfrau gekommen sei, um ihn zu küssen. So war er unter dieser Weibesliebkosung, in dieser Atmosphäre göttlicher Weiblichkeit groß geworden. Von seinem siebenten Jahre an genügte er seinem Bedürfnis nach zärtlicher Liebe dadurch, daß er jeden Groschen, den man ihm gab,

dazu verwandte, sich Heiligenbildchen zu kaufen, die er sorgfältig versteckte, um damit, wenn er allein war, zu spielen. Und niemals waren ihm die Jesuskindlein mit dem Lamm, die Kreuzbilder oder Gottvater, wie er sich mit seinem großen Barte auf den Wolkenrand stützt, verlockend vorgekommen; er griff immer wieder zu den zarten Abbildungen Marias mit ihrem lächelnden Mündchen und ihren feinen ausgestreckten Händen. Allmählich hatte er alle gesammelt: Maria zwischen einer Lilie und einem Spinnrocken; Maria, die wie eine große Schwester das Kindlein trägt; Maria mit Rosen gekrönt; Maria mit der Sternenkrone. Das war für ihn eine Gesellschaft schöner junger Mädchen, die sich hinsichtlich der Anmut ähnlich sahen; sie hatten alle dasselbe gütige Gesicht, dieselben süßen Züge, die so jung aus ihrem Schleier hervorschienen, daß er, trotz des Namens Gottesmutter, doch keine Furcht vor ihnen hatte, wie vor großen Personen. Sie schienen ihm Mädchen in demselben Alter zu sein, wie er, die er gern angesprochen hätte; sie waren ihm nichts als kleine Mädchen des Himmels, mit welchen die kleinen Jungen von sieben Jahren, wenn sie tot sind, ewig in einem Paradiesecken spielen dürfen. Aber er war schon vernünftig, als er größer wurde, bewahrte er treu das Geheimnis seiner religiösen Liebe in herber Jünglingsscham.

Maria wurde mit ihm zugleich älter, immer ein oder zwei Jahre älter, wie es einer so hehren Freundin zukam. Sie war zwanzig, als er achtzehn Jahr alt war. Sie küßte ihm Nachts nicht mehr die Stirn; sie stand jetzt einige Schritte seitwärts mit gekreuzten Armen und lächelte ihn züchtiglich und anbetungswürdig-milde an. Er sprach nur noch ganz leise ihren Namen aus, und jedesmal, wenn in seinen Gebeten der holde Name ihm über die Lippen kam, fühlte er etwas wie eine Herzbeklemmung. Er dachte nicht mehr an Kinderspiele

im himmlischen Garten, sondern an ein beständiges Anschauen und andächtiges Versunkensein vor diesem blassen, reinen Gesicht, daß er nicht einmal mit dem Hauche seines Atems hätte berühren mögen. Er verheimlichte es sogar seiner Mutter, daß er sie so innig lieb habe.

Als er dann einige Jahre später im Seminar war, machte ihm seine schöne Zuneigung für Maria, die ihm so natürlich, so richtig vorkam, manche Unruhe. War der Marienkultus zum Seelenheil erforderlich? Nahm er nicht Gott etwas fort, wenn er der Maria einen Teil seiner Liebe, ja den größten Teil, seine Gedanken, sein Herz, sein Alles hingab? Diese Fragen störten ihn, er kämpfte innerlich voll Leidenschaft, die ihn jedoch noch fester zu Marien hinzog. Dann versenkte er sich in die Subtilitäten seiner Liebe. Es gereichte ihm zu unsagbarem Entzücken, die Rechtmäßigkeit seiner Gefühle zu erörtern; die Andachtsbücher zur heil. Jungfrau entschuldigten ihn, rissen ihn mit sich fort und gaben ihm diejenigen Gründe, welche er sich andächtig wiederholte. Da lernte er denn, daß er der Sklave Jesu durch Maria sei. Er ging zu Jesus durch Maria. Dann geriet er auf knifflige theologische Seltsamkeiten: die Hochzeit des himmlischen Gemahls, der heilige Geist, der das Gefäß der Erwählung siegelt, der die jungfräuliche Mutter mit einem ewigen Wunder umgiebt, und ihre unverletzliche Reinheit den Menschen zur Verehrung darbietet; das war die über alle Häresien triumphierende Jungfrau, die unversöhnliche Feindin des Satans, die neue Eva, welche der Schlange das Haupt zertreten soll, die hehre Pforte der Gnade, durch welche der Heiland zum ersten Mal eingezogen sei und durch die er wiederum einziehen werde am jüngsten Tage; eine unbestimmte Prophezeihung wies Marien eine noch größere Aufgabe zu und Serge träumte sehnsuchtstrunken von außerordentlichen Dingen. Die Aufnahme des Weibes in den eifersüchtigen und grausamen Himmel des alten

Testaments, diese leuchtende Gestalt, die zu Füßen der großartigen Trinität stand, war für ihn die wahre Milde der Religion, tröstete ihn in seiner Furcht des Glaubens, war seine Zuflucht als Mensch, der sich in den Mysterien des Dogmas nicht zurechtfinden kann. Und wenn er sich selbst bewiesen hatte, daß sie der bequeme, kurze, vollkommene und sichere Weg sei, der zu Jesus führt, dann übergab er sich wiederum gänzlich und ohne Gewissensbisse ihrem Schutz; er bemühte sich, ihr wahrer Anhänger zu sein, sich selbst abtötend und in Ehrfurcht ersterbend.

Das waren Stunden göttlicher Wollust. Die Andachtsbücher zur heiligen Jungfrau wurden in seinen Händen heiß. Sie sprachen ihm eine Liebessprache, die wie Weihrauch duftete. Maria war nicht mehr bloß die weißverschleierte Jungfrau mit gekreuzten Armen, wie sie einige Schritte von seinen Kissen entfernt stand; sie erschien nun inmitten eines Glanzes, wie sie Johannes sah, strahlend wie die Sonne, gekrönt mit zwölf Sternen, den Mond zu ihren Füßen; sie teilte ihm von ihrem Balsamdufte mit, entflammte ihn mit himmlischer Begierde und verzückte ihn bis in die Sternensphäre, die ihre Stirn umglänzte. Er warf sich vor ihr nieder, rief aus, daß er ihr Sklave sei; und nichts war süßer als dies Wort Sklave; er wiederholte es, kostete es immer mehr aus bei jedem Stammeln, wenn er sich zu ihren Füßen krümmte, um nichts weiter zu sein, als ihr Ding, ihr Nichts, der von ihrem blauen Gewande aufgewirbelte Staub. Sie war die Willkommene, die Königin des Himmels, der die neuen Engelschöre dienten, die Mutter der schönen Liebe, der Schutz des Herrn.

Jeden Morgen, sobald er aufgestanden war, hatte er im Seminar Maria mit hundert Verneigungen begrüßt, wobei sein Gesicht nach dem Stückchen Himmel gerichtet war, daß er von seinem Fenster aus sehen konnte; am Abend nahm er Abschied von ihr mit der-

selben Zahl von Verneigungen, wobei er zu den Sternen aufblickte. Oft, in heitern Nächten, wenn Venus hold und träumerisch in der lauen Luft glitzerte, vergaß er sich und summte zwischen den Lippen das Ave maris stella, die zarte Hymne, die ihm von weitem blaue Wogen, ein sanftbewegtes Meer, das kaum von liebkosendem Hauche gefurcht ist, zeigte, wie darauf ein lächelnder Stern herabschwimmt, so groß wie eine Sonne.

Er recitierte auch das Salve Regina, das Regina coeli und O gloriosa Domina, alle Gebete, alle Gesänge. Er las das Officium der Jungfrau, die heiligen, ihr zu Ehren verfaßten Bücher, den kleinen Psalter des heil. Bonaventura, daß so frommer Zärtlichkeit voll ist, daß er vor Thränen oft nicht die Blätter wenden konnte. Er fastete, tötete sich ab, um ihr das Opfer seiner Kasteiungen darzubringen. Von seinem zehnten Jahre an trug er ihre Livree, das heil. Skapulier auf der bloßen Haut, das doppelt auf Tuch genähte Bildnis Marias, dessen Wärme er auf seinem Rücken und seiner Brust mit freudigem Beben spürte. Später hatte er auch noch das Kettchen genommen, um damit seine liebevolle Sklaverei anzuzeigen. Aber sein großer Andachtsakt war immer der englische Gruß, das Ave Maria, das seinem Herzen am meisten zusagende Gebet.

Wenn er in seiner Zelle allein war und Zeit zu liebevoller Versenkung hatte, kniete er auf dem Boden nieder, und rund um ihn erwuchsen dann im Mariengarten die hohen Keuschheitsblumen. Wenn er den Rosenkranz zwischen seinen Fingern gleiten ließ als eine Reihe von Aves vermischt mit Vaterunsern, so erschien ihm das als eine Guirlande von weißen Rosen vermischt mit den Lilien der Verkündigung, den blutroten Kalvarienblüten und den Sternblumen der Krönung. Er ging mit kurzen Schritten die balsamisch duftenden Alleen entlang, stand bei jedem der fünfzehn mal zehn Aves still und schwelgte in dem Mysterium, in dem er

mitwirkte; er fühlte sich ganz eingenommen von Freude, Schmerz und Glorie, je nachdem die Mysterien in einer der folgenden drei Abteilungen auftraten als freudenreiche, als schmerzreiche und als glorreiche. Die unvergleichliche Legende, die Geschichte Marias, ihr vollständiges irdisches Leben mit seiner Freude, seinem Leide und seinem Triumphe erschien greifbar vor seinen Augen im Nu. Zuerst beschäftigte er sich mit der Freude, mit den fünf freudenreichen Mysterien, die von der Heiterkeit des Morgenhimmels betaut sind; es sind dies: die Verkündigung des Erzengels, eines befruchtenden Strahles, der vom Himmel kam und die anbetungswürdige, unbefleckte Empfängnis zu Stande brachte; zweitens, die Heimsuchung der Elisabeth an einem lichten Hoffnungsmorgen, als die Frucht ihres Leibes zum ersten Mal in Marien hüpfte; dann die Geburt in einem Stalle zu Bethlehem, wo eine lange Reihe von Hirten ihrer göttlichen Mutterschaft sich neigte; dann die Darbringung des Neugebornen im Tempel auf den Armen der lächelnden Wöchnerin, die zwar noch matt ist, aber doch schon glücklich, ihr Kind der Gerechtigkeit Gottes, der segnenden Umarmung Simeons und dem inbrünstigen Verlangen der Welt darzubringen, zuletzt den großgewordenen Jesusknaben, der mit den Schriftgelehrten disputiert, in deren Mitte ihn seine besorgte Mutter, die sich dann aber tröstet und stolz auf ihn ist, wiederfindet. Nach diesem heiterm Morgen jedoch schien es ihm, als wenn der Himmel sich plötzlich bedeckte. Sein Weg ging über Dornengestrüpp, daß ihm die den Rosenkranz haltenden Finger blutig rieß; er krümmte sich unter den furchtbaren Eindrücken der fünf schmerzreichen Mysterien: wie Maria mit ihrem Sohn den Todesschmerz im Ölberg durchmacht, wie sie mit ihm die Peitschenhiebe der Geißelung erträgt, auf ihrer eignen Stirn die tief eindringende Dornenkrone fühlt, mit ihm die wuchtige Last des Kreuzes trägt und zu seinen

Füßen auf dem Kalvarienberge stirbt. Daß es solcher Schmerzen, eines so gräßlichen Martyriums für eine so angebetete Königin bedurfte, für die er sein Blut gern, wie Jesus, hingegeben hätte, verursachte ihm eine Aufregung und ein Entsetzen, das zehnjähriges Beten derselben Gebote und Exercitien nicht hatte beruhigen können.

Aber die Perlen rollten noch immer, eine plötzliche Unterbrechung kam nach der Finsternis des Kreuzestodes. Die blendende Glorie der letzten fünf Mysterien that sich vor ihm auf mit der herrlichen Geschwindigkeit eines Meteors.

Maria sang in anderer Kleidung und Haltung das Halleluja der Auferstehung, den Sieg über den Tod und die Ewigkeit des Lebens; sie war mit ausgebreiteten Händen, in Bewunderung ganz versenkt, beim Triumph ihres Sohnes zugegen, der gen Himmel auffuhr auf Goldgewölk, das purpurn glühte; sie versammelte die Apostel um sich und genoß wie am Tage der Empfängnis das Glühende, Herabsteigende des Geistes der Liebe, der in feurigen Flammen daherkam; sie war wiederum entzückt über einen Chor von Engeln, die sie auf ihren weißen Flügeln, wie eine unbefleckte Arche, davontrugen, um sie sanft inmitten des Glanzes, der von den himmlischen Thronen ausging, niederzusetzen; und da, als höchste Glorie, krönte Gott sie, die so blendendhell erstrahlte, daß die Sonne dagegen finster war, mit den Sternen des Firmaments.

Sehr viele Male hatte der junge Mann so seine Nächte verbracht, indem er wohl zwanzigmal die Dekaden des Aves hersagte und immer wieder den Augenblick hinausschob, an welchen er von seiner lieben Herrin scheiden sollte. Wenn der Tag anbrach, betete er noch leise. Seine Vorgesetzten mußten ihn wegen dieser Nachtwachen schelten, aus denen er ermattet und so bleich hervorging, daß es schien, als habe er Blut verloren.

Lange Zeit hatte an der Wand seiner Zelle ein

kolorierter Stahlstich des heil. Herzens Marias gehangen. Die Jungfrau hatte heiter lächelnd ihr Oberkleid verschoben und zeigte auf ihrer Brust ein rotes Loch, wo ihr Herz, durch das ein Dolch ging, brannte und das mit weißen Rosen geschmückt war. Dieser Dolch war seine Qual; er verursachte ihm jene unerträgliche Empfindung von Entsetzen über das Leiden eines Weibes, die allein hinreichte, ihn aus der Fassung zu bringen, wenn er betete. Er dachte ihn sich weg, er betrachtete nur das geschmückte und flammende Herz, halb zu diesem köstlichen Herzen hingerissen, daß sich ihm als Opfer darbot. In solchen Augenblicken fühlte er sich geliebt. Marie gab ihm ihr Herz, ihr lebendes Herz, wie es in ihrer Brust schlug und an dem noch Tropfen rosigen Bluttaues hingen. Das war dann nicht mehr bloß fromme Phantasie, nein, Wirklichkeit, ein Liebeswunder, so daß er, wenn er vor dem Stahlstich betete, seine Hände emporstreckte, um andächtig das aus dem fleckenlosen Busen hüpfende Herz zu empfangen. Er sah es, er hörte sein Schlagen. Und er ward geliebt, dies Herz schlug für ihn.

Sein ganzes Sein glich einem Liebestaumel, er fühlte das Bedürfnis, das Herz zu küssen, mit ihm Eins zu sein, bei ihm zu ruhen an dieser offnen Brust. Er liebte es wirklich, so daß er in der Ewigkeit nur bei ihm sein und immer ihm angehören wollte. Er liebte es eifrig, war unaufhörlich mit ihm beschäftigt, folgte ihm überall, hin und vermied die geringsten untreuen Regungen. Er liebte es zärtlich, mehr als alle Weiber zusammengenommen, mit einer treuen, tiefen und unbegrenzten Liebe. Wo hätte er jemals eine so begehrenswerte Herrin gefunden? Welche irdische Liebkosung wäre dem Atem Marias, der ihn anhauchte, gleichgekommen?

Alsdann ertönte das Magnificat wie eine Weihrauchwolke aus seinem Munde. Er sang das Lied von dem

Frohlocken Marias, von ihrer jubelnden Freude beim Herannahen des göttlichen Gemahls. Er rühmte den Herrn, der die Mächtigen vom Throne stößt, und der ihm, dem armen bloßen Kinde, das auf dem eisigkalten Boden lieber hätte sterben mögen, Maria zusandte.

Und wenn er alles Maria gegeben hatte, seinen Leib, seine Seele, seine irdischen Güter, wenn er bloß vor ihr stand nach all dem Beten, dann strömten die Litaneien der Jungfrau von seinen verschmachteten Lippen, mit ihrem immer wiederholten hartnäckigen, inbrünstigen Aufruf, als ob ihre himmlische Hülfe auf das Allerdringlichste begehrt werde. Es schien ihm, als ob er eine Leiter des Verlangens erklimme; bei jeder Wallung seines Herzens stieg er eine Stufe höher. Zuerst nannte er sie die Heilige. Dann nannte er sie die allerreinste, allerkeuscheste, liebenswerte, bewunderungswürdige Mutter. Er nahm dann wieder einen Aufschwung und betonte sechsmal ihre Jungfräulichkeit, wobei sein Mund jedesmal von dem Wort „Jungfrau“ erquickt wurde, mit dem er Gedanken von Macht, Güte und Treue verknüpfte . . .

Wie häufig hatten die Litaneien der Jungfrau, wenn sie gemeinschaftlich in der Kapelle hergesagt worden waren, dem jungen Mann außer zerbrochenen Knieen und einem leeren Haupte die Empfindung zurückgelassen, als hätte er einen großen Fall gethan! Seitdem er das Seminar verlassen hatte, empfand der Pastor Mouret noch größere Liebe zur Jungfrau. Er widmete ihr jenen leidenschaftlichen Kultus, in dem Bruder Archangias Spuren von Ketzerei gewittert hatte. Nach seiner Ansicht konnte nur sie die Kirche durch irgend ein großartiges Wunder erretten, dessen Erscheinung nahe bevorstand und die Welt entzünden würde. Sie war das einzige Wunder unserer glaubenslosen Zeit, die blaue Dame, die sich kleinen Hirtenkindern zeigt, die nächtliche Strahlenhalle, die man zwischen zwei Wolken gesehen

hatte und deren Schleierrand bis auf die Bauernhütten herniederhing. Wenn Bruder Archangias ihn rücksichtslos fragte, ob er sie schon jemals gesehen habe, begnügte er sich damit, mit zusammengepreßten Lippen zu lächeln, als wenn er sein Geheimnis für sich behalten wolle. Die Wahrheit war, daß er sie jede Nacht sah. Sie erschien ihm nicht mehr als freundliche Schwester oder als glühendes junges Mädchen; sie trug jetzt ein Brautkleid und in den Haaren weiße Blüten. Unter den halb gesenkten Augenliedern warf sie ihm hoffnungsfeuchte Blicke zu, die seine Wangen erleuchteten.

Dreimal des Tages, wenn die Betglocke läutete, beim Morgengrauen, in der Mittagsschwüle und in der wehmutsweichen Abenddämmerung entblößte er sein Haupt und sprach ein Ave, wobei er sich umsah, ob die Glocke ihm nicht bald die Ankunft Marias anzeigen werde. Er war erst fünfundzwanzig Jahre alt. Er wortete auf sie.

Im Monat Mai war die Erwartung des jungen Priesters voll seliger Hoffnung. Die Schimpfereien der Teuse beunruhigten ihn nicht weiter. Wenn er so spät noch in der Kirche blieb, so geschah dies mit der tollen Idee, daß die große, vergoldete Jungfrau schließlich doch herabsteigen würde. Und trotzdem fürchtete er sich vor dieser Jungfrau, die wie eine Prinzessin aussah. Er liebte nicht alle Jungfrauenstatuen in derselben Weise. Diese flößte ihm einen hohen Respekt ein. Sie war die Mutter Gottes; sie war von mütterlicher Rundung, hatte ein majestätisches Gesicht und trug mit ihren starken Armen als Gottesbraut das Jesuskindlein . . .

An diesem Abende blieb der Pastor Mouret länger als eine Stunde in der leeren Kirche, auf den Knien. Mit gefalteten Händen, den Blick zur vergoldeten Jungfrau wie zu einem durch's Grün blinkenden Stern erhoben, suchte er die Abspannung der Begeisterung und eine Beruhigung über all diese seltsamen Verwirrungen,

die er den Tag über empfunden hatte. Aber heute ging's nicht so glatt in dem Halbschlummer des Gebetes, wie er es gewöhnt war. Das mütterliche Aussehen Marias, die sich ruhmreich und rein ihm enthüllte, das Kind, das sie im Arm trug, beunruhigte ihn, und es schien ihm, als ob man im Himmel ebenso wachse, wie die Generation, in deren Mitte er seit dem Morgen sich bewegt hatte. Und das Gebet wurde matter auf seinen Lippen, er gab sich zerstreuten Betrachtungen hin, sah Dinge, die er bisher noch nie gesehen hatte, die sanfte Welle der kastanienbraunen Haare, das leichte Schwellen des rosigen Kinnes. Alsdann mußte sie ernster dreinschauen, ihn unter dem Glanz ihrer Allmacht begraben, um ihn wieder zu der Stelle seines ununterbrochenen Gebetes zurückzuführen.

Bis um elf Uhr träumte er, fortwährend in jenem Zustand ekstatischer Seligkeit; er fühlte nicht mehr seine Knie, er glaubte, daß er in der Schwebe sich befinde, wie ein Kind gewiegt, daß man einschläfern will; er überließ sich dieser Ruhe, während er doch das Bewußtsein des Gewichts, das sein Herz schwer machte, empfand. Um ihn herum lag die Kirche im Schatten, die Lampe kohlte, und das hohe Laubwerk verdüsterte das gefirnißte Antliß der großen Jungfrau.

Als die Wanduhr, bevor sie schlug, mit einem Ruck knarrte, überlief ein Schauer den Pastor Mouret. Er hat nicht gespürt, wie die frische Kühle der Kirche ihm sich um die Glieder gelegt hatte. Nun schlotterte er. Als er das Kreuz machte, kreuzte eine plötzliche Erinnerung sein dumpfes Erwachen; sein Zähneklappern erinnerte ihn nämlich an die auf dem Steinboden seiner Zelle dem heiligen Herz Marias gegenüber zugebrachten Stunden, in denen sein Körper ebenfalls vor Fieberfrost bebte. Er erhob sich mühsam und unzufrieden mit sich selbst. Gewöhnlich verließ er den Altar reinen Herzens mit dem süßen Atem Marias auf der Stirn. Heute

Nacht schien es ihm, als er die Lampe ergriff, um sich in sein Schlafzimmer zu begeben, als ob seine Schläfe zerspringen wollten. Das Gebet war unwirksam geblieben, er fand wieder nach einer kurzen Erleichterung, wie dieselbe Hitze, die seit dem Morgen noch zugenommen hatte, ihm ums Herz und zum Gehirn stieg.

XV.

Das Schlafzimmer des Pastor Mouret war in einer Ecke des Presbyteriums gelegen und bestand aus einem geräumigen Gemach, das an den beiden Giebelseiten ungeheure Quadratfenster hatte; eins dieser Fenster ging auf den Wirtschaftshof Desirées und das andere auf das Dorf les Artaud hinaus mit dem Thal in der Ferne, den Hügeln und dem ganzen Horizont vor sich. Das mit gelben Vorhängen versehene Bett, die Kommode von Nußbaumholz, die drei Strohstühle nahmen sich sehr vereinsamt unter der hohen weiß angestrichenen Balkendecke aus. Ein leichter muffiger Geruch, wie er alten Landhäusern eigen zu sein pflegt, stieg vom Boden auf, der, rot angestrichen, wie ein Spiegel glänzte. Auf der Kommode stand eine kleine Statue der unbefleckten Empfängnis und brachte mit ihrem milden Grau eine Abwechslung zwischen den beiden Faiencetöpfen, welche die Teuse mit weißem Flieder gefüllt. Der Pastor Mouret stellte die Lampe vor die Jungfrau hin auf den Rand der Kommode. Er fühlte sich so unwohl, daß er sich entschloß, noch das Feuer anzuzünden, da Weinrebenstümpfe im Kamin bereit lagen. Er blieb da stehen mit der Kohlenzange in der Hand und sah wie der Kolben brannte, während die Flamme sein Gesicht beleuchtete. Unter sich nahm er die tiefe Stille, in der das Haus sich befand, wahr. Das Schweigen welches vor seinen Ohren summte, nahm

schließlich zischelnde Laute an. Langsam aber unwiderstehlich drangen diese Laute auf ihn ein und verdoppelten die Aengstlichkeit, die schon im Laufe des Tages mehrfach seine Brust beklemmt hatte. Wovon kam denn diese Angst? Was konnte das für eine unbewußte Verirrung sein, die langsam zugenommen hatte und nun unerträglich geworden war? Er hatte doch keine Sünde begangen. Es schien ihm, als sei er am Tage zuvor aus dem Seminar gekommen mit allem Eifer glühenden Glaubens, so stark fühlte er sich gegen die Welt, daß er selbst im Menschengewühl nichts sah als Gott.

Da kam es ihm vor: er sei in seiner Zelle eines Morgens um fünf Uhr im Begriff aufzustehen. Der diensthabende Diakon schlug im Vorbeigehen mit dem Stock an seine Thür und rief vorschriftsmäßig:

— Benedicamus Domino!

— Deo gratias! antwortete er, noch nicht ganz wach und mit schlaftrunkenen Augen.

Dann sprang er auf den kleinen Teppich, zog sich an, machte sein Bett, fegte das Zimmer aus, goß frisches Wasser in seine Kruke. Die kleinen Wirtschaftsbesorgungen waren ein Vergnügen in dem kalten Morgenschauer, der ihm über die Haut lief.

Er ging dann in den Beetsaal hinab, wo er nach den Orationen eine halbe Stunde lang auf den Knien blieb, um über folgenden Gedanken des Ignatius zu meditieren: „Was hilft es dem Menschen wenn er die ganze Welt gewänne, und Schaden litte an seiner Seele?"

Das war ein für gute Vorsätze ergiebiges Thema, das ihn aufmunterte, auf alle Güter der Erde zu verzichten, ihm dagegen den so oft gehegten Traum vorführte, als Eremit in der Wüste zu leben, unter der herrlichen Pracht des freien Himmels, bloß gekleidet mit einem härenen Kittel, der ihm den Rücken wund reibt. Aber die Messe zog ihn von seinen Phantasien ab, die für ihn eine schöne Wirklichkeit waren, die er schon

einmal in früheren Zeiten durchgemacht hatte. Er kommunizirte, sang den Psalm des Tages ganz eifrig mit, ohne eine andere Stimme als seine eigene zu hören, die so rein, so klar wie Krystall klang, und er fühlte, wie sie bis zu den Ohren des Herrn empordrang. Und wenn er dann wieder in seine Kammer hinaufstieg, nahm er jedesmal nur eine Stufe, wie es der heilige Bonaventura und Thomas von Aquino empfehlen; er ging langsam voll Andacht, mit leicht gesenktem Haupte und fand in der Befolgung der kleinsten Vorschriften einen unsäglichen Genuß. Dann kam das Frühstück. Im Refektorium entzückten ihn die Brotschnitte, die neben den Gläsern mit Weißwein in langen Reihen dalagen; denn er hatte einen guten Appetit und war von guter Laune beseelt. Das hinderte ihn aber nicht, wieder ernsten Sinnes ins Kolleg zu gehen. Er machte sich Notizen auf seinen Knieen, während der Professor mit den Fäusten auf dem Rande des Katheders sein übliches Latein sprach, das manchmal von französischen Worten untermischt war. Hierauf erhob sich eine Diskussion; die Schüler führten ihre Beweise in einer seltsamen Kunstsprache, ohne darüber zu lachen. Dann gab es um 10 Uhr eine Vorlesung aus der heiligen Schrift, die zwanzig Minuten währte. Er holte das hehre Buch, das reich eingebunden war und küßte es mit ganz besonderer Verehrung, las es barhäuptig, wobei er jedesmal, wenn die Namen Jesu, Maria und Joseph vorkamen, sich verneigte. Die zweite Meditation fand ihn dann ganz bereit, aus Liebe zu Gott ein neues Hinknieen zu ertragen, das länger als das erste dauerte. Er vermied es, sich auch nur eine Sekunde lang auf seine Hacken zu setzen. Er verwandte dreiviertel Stunde auf die Gewissenserforschung, wobei er sich Mühe gab, seine Sünden zu entdecken, und sich verdammt glaubte, weil er des Abends zuvor vergessen hatte, die beiden Bilder seines Skapuliers zu küssen, oder weil er auf

der linken Seite eingeschlafen sei: und doch wieder glückselige Fehltritte, weil er ohne sie nicht gewußt haben würde, womit sein reines Herz, das durch das makellose Leben, das er führte, eingelullt war, hätte beschäftigen sollen. Er betrat das Refektorium wieder erleichterten Herzens, als wenn er von seiner Brust ein großes Verbrechen gewälzt hätte. Die diensthabenden Seminaristen, welche die Aermel ihrer Soutanen aufgekrempelt und eine Schürze von braunem Zwillig an den Gürtel geknüpft hatten, trugen die Nudelsuppe, das in kleine Quadratstücke geschnittene Fleisch und die Portionen Hammelkarbonade mit Bohnen auf. Dann folgte ein Schweigen während dem man nur ein Gabelklappern hörte, und manche lüsterne Blicke auf die hufeisenförmige Tafel bemerken konnte, an welcher die Direktoren besseres Fleisch aßen und röteren Wein tranken. Man aß noch, während durch ein Klopfen die Erholungszeit angekündigt wurde. Der Hof war mit Sand bestreut und von acht großen Platanen bestanden, welche im Sommer kühlen Schatten verbreiteten; nach Süden zu war eine fünf Meter hohe, mit Flaschenfragmenten gespickte Mauer, über welche hinaus man von Plassans nur die Spitze des Sankt Markuskirchturms sah, der wie eine kurze Steinnadel in den blauen Himmel ragte.

Langsam ging er von einem Ende des Hofes zum andern mit einer Gruppe Kameraden immer auf ein und demselben Wege; nur jedesmal, wenn er umkehrte und mit dem Gesicht nach der Mauer zu ging, betrachtete er den Kirchthurm, der für ihn die ganze Stadt, ja die ganze Erde war, unter dem freien Fluge der Wolken. Lärmende Kreise disputierten am Fuße der Platanen; Freunde zogen sich je zwei und zwei zurück in die Ecken, wo sie von irgend einem Direktor, der hinter den Vorhängen seines Fensters verborgen stand, beobachtet wurden; Ball- und Kegelspiele wurden plötzlich arrangiert, und ruhige, halb auf die Erde vor ihre

Karten gekauerte Lottospieler wurden durch eine Kugel oder einen Ball, der zu heftig geschleudert war, gestört und mit Sand bespritzt. Wenn die Glocken ertönten, verstummte das Geräusch, und ein Schwarm Spatzen flog von den Platanen herab. Die Zöglinge, die noch ganz außer Atem waren, begaben sich zum Gesangskursus mit gekreuzten Armen und in würdiger Haltung. So vollendete er friedlich sein Tagewerk; er ging wieder ins Kolleg, vesperte um vier Uhr und machte darauf wieder die alte Promenade mit der Aussicht auf den Turmkopf von Sankt Markus; er aß sein Abendbrot, ging hierauf zur Kapelle, um das Abendgebet zu sagen, und war um ein Viertel nach acht Uhr im Bett; vorher hatte er sich mit Weihwasser besprengt, um sich vor bösen Träumen zu bewahren.

Wieviel solcher Tage hatte er doch in dem altertümlichen Kloster des alten Plassans zugebracht, dem altersgrauen Zeugen von so vieler Andacht! Fünf Jahre hindurch war ein Tag nach dem andern verstrichen, sie waren dahingeflossen wie klares Quellwasser, das über Kieselsteine dahinmurmelte. Zu dieser Stunde erinnerte er sich an tausend kleine Umstände, die ihn wehmütig stimmten. Er gedachte seiner ersten Ausstattung, die er mit seiner Mutter zusammen eingekauft hatte: seine zwei Sutanen, zwei Gürteltücher, sechs Kragen, acht paar Strümpfe, ein Chorhemd und einen dreieckigen Hut. O, wie hatte sein Herz gepocht, als an einem wilden Oktoberabende die Thür des Seminars sich hinter ihm geschlossen hatte! Er war dahingekommen im Alter von zwanzig Jahren, nachdem er das Gymnasium durchgemacht hatte, nur von dem Bedürfnis geleitet, zu glauben und zu lieben. Vom andern Tage ab hatte er alles vergessen und war in dem alten stillen Gebäude wie begraben. Er sah wieder die enge Zelle vor sich, in der er seine zwei Jahre als Philosoph zugebracht hatte; es war eine Bude, die mit einem Bett, einem

Tisch und einem Stuhl möbliert und von der andern Bude nebenan nur durch schlecht zusammengefügte Bretter getrennt und in einem ungeheuren Saal gelegen war, in welchem sich zirka fünfzig ähnlicher Klausen befanden. Er sah auch seine Zelle, die er als Theolog die nächsten drei Jahre inne gehabt hatte, im Geiste vor sich; sie war größer, hatte einen Lehnsessel, Waschtisch und Bücherschrank; ein glückliches Zimmer, das er so oft mit den Gebilden seines Glaubens angefüllt hatte! Längs der unabsehbaren Korridore, der Steintreppen hatte er in gewissen Ecken plötzliche Offenbarungen und unverhoffte Erscheinungen gehabt. Von dem hohen Deckengewölbe tönten Stimmen von Schutzengeln herab. Da gab es kein Fenster im Saal, keinen Stein in den Mauern, keinen Zweig an den Platanen, der ihm nicht von den Genüssen seines beschaulichen Lebens erzählt hätte: von seinem zärtlichen Stammeln, seinem langsamen Durchbruch zur Gnade, den Liebkosungen die ihm als Ersatz für die Aufopferung seines ganzen Ichs zu Teil geworden, von all der Glückseligkeit seiner ersten göttlichen Liebe. An einem Tage hatte er beim Erwachen einen strahlenden Schein gesehen, der ihn mit Freuden erfüllt hatte. An einem Abend, als er die Thür seiner Zelle schloß, fühlte er sich so zärtlich um den Hals gefaßt von warmen Händen, daß er, als als er wieder auf der Erde zur Besinnung kam, weinte und schluchzte. Einige Male auch, namentlich in dem kleinen gewölbten Gang, der zur Kapelle führt, hatten seine Hüften weiche Arme umschlungen und in die Höhe gehoben. Damals beschäftigte sich der ganze Himmel mit ihm, ging um ihn herum und brachte selbst in seine gewöhnlichsten Handlungen, in die Verrichtung selbst seiner allergewöhnlichsten Bedürfnisse ein besonderes Etwas, einen überraschenden Wohlgeruch, von dem seine Kleider, ja selbst seine Haut für immer zu duften schienen . . .

Der Pastor Mouret lächelte und näherte sich der Kohlenglut. Er fand in dieser seiner Vergangenheit nur vollkommene Reinheit und strikten Gehorsam. Er konnte sich auf keine schlechte Handlung besinnen. Niemals machte er sich die völlige Freiheit bei den Spaziergängen zu Nutze, um etwa, während die beiden Direktoren, welche die Aufsicht führten, zu einem Pfarrer in der Nachbarschaft plaudern gingen, hinter einer Ecke zu rauchen oder rasch mit einem Freunde Bier trinken zu gehen. Niemals hatte er Romane unter seiner Matratze versteckt, oder Likörflaschen in seinem Nachttische verschlossen. Lange Zeit hindurch hatte er gar keine Ahnung von all den Sünden, die um ihn herum getrieben wurden, von den während der Fastenzeit eingeschmuggelten Hühnerflügeln und Kuchen, von verbotenen Briefen, die durch die Diener zugesteckt wurden, von den abscheulichen Unterhaltungen, die im Flüstertone in gewissen Winkeln des Hofes gepflogen wurden. Er hatte heiße Thränen an dem Tage geweint, an welchem er merkte, daß nur wenige von seinen Kameraden Gott um seiner selbst willen liebten.

Und doch erinnerte sich der Geistliche, daß er eines Tags in der Klasse die Beine übereinandergeschlagen hatte. Der Professor hatte ihm das verwiesen, und er war ganz rot geworden, als wenn er eine Unanständigkeit begangen hätte. Er war einer der besten Zöglinge nicht im Disputieren, sondern im Auswendiglernen. Er konnte die Existenz und die Ewigkeit Gottes durch Stellen aus der heiligen Schrift, aus den Aussprüchen der Kirchenväter und aus der Tradition, d. h. der gemeinsamen der Uebereinstimmung aller Völker, beweisen. Derartige Beweisführungen erfüllten ihn mit unerschütterlicher Zuversicht. Während seines ersten philosophischen Jahres arbeitete er seinen logischen Kursus mit solchem Fleiß aus, daß sein Professor ihm ein Halt hatte zugerufen und ihm sogar bemerken müssen, daß

e Gelehrtesten nicht immer die Heiligsten sind. Nach inem zweiten Jahre gab er nachher auch das Studium r Metaphysik auf, wie man eine vorgeschriebene Pflicht ıfgiebt, auf die nur wenig Gewicht gelegt wird. Hierıch geriet die Wissenschaft bei ihm in Mißkredit; er ollte unwissend bleiben, um die Demut seines Glaubens h zu bewahren. Später, als Theolog, las er die ilige Schrift leidenschaftlich. In ihr fand er das behrenswerte Wissen, eine Geschichte von unbegrenzter ebe, die als Lehre für den Menschen, die guten Willens ıd, genügen durfte.

Und so war er Schritt für Schritt bis zur Posirwürde gelangt. Hierbei wurden seine Erinnerungen ufiger, wehmütiger und reicher an himmlischen Freun. In jedem Jahre war er Gott näher. Die Ferien achte er bei einem Oheim in frommer Weise zu; er ichtete alle Tage und kommunizierte zweimal in der oche. Er legte sich Fasten auf, hatte unten in seinem ffer grobkörniges Salz versteckt, auf welchem er ganze tunden hindurch mit nackten Knien kniete. Er blieb ihrend der Erholungszeit in der Kapelle oder besuchte ıen der Direktoren in seinem Zimmer, der ihm fromme, ınderliche Anekdoten erzählte. Dann wenn der Trinitissonntag herannahte, fühlte er sich über alles Maß ohnt und von jener Erregung mit ergriffen, die sich Seminaristen kurz vor den Weihen bemächtigt. es war das große Fest, an welchem der Himmel sich fthat und seinen Auserwählten einen neuen Staffel ihm emporklimmen ließ. Vierzehn Tage vorher schon ıaß er nichts als Wasser und Brot. Er zog die rhänge seines Fensters vor, um nicht einmal das geslicht sehen zu müssen, warf sich im Finstern darder und flehte Jesu an, sein Opfer anzunehmen. In letzten vier Tagen wurde er von Angst und schreckem Zweifel geplagt, so daß er nicht schlafen konnte mitten in der Nacht an die Thür des fremden

Priesters klopfte, der die „Zurückgezogenheit“ leitete, wozu gewöhnlich ein Barfüßermönch, oft auch ein konvertierter Protestant genommen wurde, von dem man sich eine wunderbare Geschichte erzählte. Ihm legte er eine große Generalbeichte über sein ganzes Leben unter Schluchzen ab. Nur die Absolution beruhigte und erquickte ihn, als wenn er ein Gnadenbrot genommen hätte. Er war ganz rein am Morgen des festlichen Tages und war von dieser Reinheit so durchdrungen, daß es ihm schien, als ob Strahlen von ihm ausgingen. Und die Seminarglocke läutete dann mit ihrem klaren Schalle, während die Juniusdüfte der Resedas und Heliotropen über die hohe Mauer des Hofes stiegen.

In der Kapelle harrten die Verwandten in großer Toilette und dermaßen in Aufregung, daß die Frauen hinter ihren kleinen Schleiern schluchzten. Dann kam der feierliche Zug: Die Diakonen, welche die Priesterweihe empfangen sollten, schritten in goldenen Kaseln einher, die Subdiakonen in der Dalmatika, die Minoren und Tonsurierten in einfachem Chorhemd mit dem schwarzen Barett in der Hand. Die Orgel rauschte in freudigbewegten Flötenakkorden. Am Altar hielt der Bischof unter Assistenz von zwei Kanonikern das Hochamt, mit dem Krummstab in der Hand. Auch das Domkapitel war anwesend, zahlreiche Priester aus allen Pfarreien standen dichtgedrängt in prachtvollen Luxuskostümen, deren Gold in dem freundlichen Sonnenschein, der durch ein Kirchenfenster drang, hell aufflammte. Nach der Epistel kam die Ordination an die Reihe.

In dieser Stunde erinnerte sich der Pastor Mouret noch der kalten Schere, mit der man seine Tonsur im Anfang seines ersten theologischen Jahres vorgenommen hatte. Ein leichter Schauer war über ihn gekommen. Aber die Tonsur war damals noch sehr klein,

kaum von der Rundung eines Zwei-Sousstückes. Später beim Empfang jeder neuen Weihe war sie vergrößert worden bis sie schließlich seinen Scheitel wie ein weißer Fleck, der so groß wie eine Hostie war, krönte. Und die Orgel rauschte leiser, die Weihrauchfässer wurden geschwungen, daß die kleinen Silberkettchen daran klirrten, und ließen einen dichten weißen Dampf heraus, der sich kräuselte wie Spitzenwerk. Er sah sich im Chorhemd als junger Tonsurierter, wie er vom Ceremonienmeister zum Altar geführt wurde; er kniete nieder und senkte tief sein Haupt, während der Bischof ihm mit einer goldenen Schere die Haarlocken abschnitt, eine von der Stirn und die beiden andern nahe den Ohren. Ein Jahr darauf sah er sich von neuem in der weihrauchduftenden Kapelle, wie er die vier niederen Weihen empfing, er ging von einem Archidiakon geführt, und schlug die Portalthür zu, die er gleich wieder aufmachte, um zu zeigen, daß ihm die Bewachung der Kirchen anvertraut sei; er läutete mit der rechten Hand die Glocke, um anzudeuten, daß er die Pflicht habe, die Gläubigen zum Gebet zu rufen; er kam dann zum Altar zurück, wo der Bischof ihm neue Privilegien erteilte, nämlich die die Lektionen zu singen, das Brot zu segnen, die Kinder zu katechisieren, die Teufel auszutreiben und den Diakonen beim Anzünden und Löschen der Lichter behilflich zu sein.

Dann kam die Erinnerung an die nächstfolgende Weihe ins Gedächtnis zurück, die noch feierlicher, noch erhabener war, wo die Orgel noch lauter erbrauste, so daß ihr Rauschen der Donner Gottes selbst zu sein schien. An jenem Tage trug er die Dalmatika als Subdiakon auf den Schultern und verpflichtete sich für immer durch das Gelübde der Keuschheit; er bebte am ganzen Leibe trotz seines Glaubens bei dem fürchterlichen Accedite des Bischofs, welches zwei seiner Genossen, die an seiner Seite erbleichten, in die Flucht trieb.

Seine neuen Pflichten waren jetzt, dem Priester am Altar zu helfen, die Meßkännchen zurecht zu machen, die Epistel zu singen, den Kelch zu reinigen und das Kreuz bei Prozessionen zu tragen. Und dann zog er noch einmal zuletzt in die Kapelle ein im strahlenden Glanz der Juniussonne; aber dieses Mal schritt er an der Spitze des Zuges mit der gegürteten Alba und der über die Brust gekreuzten Stola im Kaselschmuck: vor Aufregung halb ohnmächtig, sah er das blasse Gesicht des Bischofs, der ihm die Priesterweihe erteilte und ihm die Vollmacht des Priestertums durch das dreifache Handauflegen verlieh. Nachdem er den kirchlichen Obedienzen-Eid geleistet hatte, fühlte er sich gleichsam von der Erde losgelöst und in die Höhe gehoben, als die vieltönende Stimme des Prälaten den lateinischen Satz aussprach:

„Accipe Spiritum sanctum: quorum remiseris peccata, remittantur eis, et quorum retineris, retenta sunt.“ *)

XVI.

Durch die Erinnerung an all' die glücklichen Tage seiner Jugend hatte der Pastor Mouret sich ein leichtes Fieber zugezogen. Es war ihm nicht mehr kalt. Er ließ die Kohlenzange fallen und ging auf das Bett zu, als wenn er schlafen gehen wolle; dann lehnte er sich mit der Stirn an eine Fensterscheibe und blickte in die Nacht hinaus, ohne etwas zu sehen. War er denn krank, daß er eine solche Mattigkeit in den Gliedern fühlte, während doch das Blut in seinen Adern kochte? Zweimal hatte er im Seminar ähnliche Krankheitssymp-

---

*) „Nimm hin den heiligen Geist! wem Du die Sünden nachläßt, denen werden sie nachgelassen, und wem Du die Sünden vorbehalten wirst, denen sind sie vorbehalten.“

tome gehabt: eine Art von physischer Unruhe, die ihn ganz unglücklich machte; einmal hatte er sich sogar zu Bett legen müssen mit einem gehörigen Nervenfieber. Dann dachte er an ein junges besessenes Mädchen, von welchem Bruder Archangias erzählte, er habe es mit dem einfachen Kreuzzeichen an einem Tage, als sie steif vor ihm hingefallen war, geheilt. Daß ließ ihn an den geistlichen Exorzismus denken, den einer seiner Lehrer ihm früher einmal empfohlen hatte: Gebet, Generalbeichte, häufiges Kommunizieren und die Wahl eines weisen Beichtvaters, der einen großen Einfluß auf den Geist seines Beichtkindes ausübt. Und ohne Uebergang, mit einer plötzlichen Wendung, die ihn selbst überraschte, tauchte im Hintergrunde seines Gedächtnisses das runde Gesicht eines seiner ehemaligen Freunde, eines Chorknaben von acht Jahren auf, dessen Pension im Seminar von einer Dame, die ihn protegierte, gezahlt wurde. Er war immer guter Dinge und hatte schon im voraus naiverweise seine Freude an all' den kleinen Emolumenten des Standes: an den zwölfhundert Franken Gehalt, am Pfarrhaus, das in einem Garten stände, an den Geschenken, den Einladungen zu Mittagsessen, den kleinen Abfällen und Nutzen bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen. Der mußte in seiner Pfarre glücklich sein.

Das melancholische Bedauern, daß er bei dieser Erinnerung fühlte, war dem Priester selbst zu überraschend. War er denn nicht auch glücklich? Bis zu dem heutigen Tage hatte er nichts vermißt, nichts begehrt und keinen beneidet. Und selbst in diesem Augenblicke, wenn er sich fragte, fand er keinen Stoff zur Bitterkeit in sich. Er war, wie er glaubte, noch so wie in den ersten Zeiten seines Diakonats, als die Verpflichtung, sein Brevier zu lesen, ihn fast den ganzen Tag mit Beten beschäftigt hatte. Seit dieser Zeit flossen die Wochen, Monate und Jahre dahin, ohne daß er

Muße gehabt hätte, einen schlechten Gedanken zu fassen. Zweifel quälte ihn nicht; er fühlte sich als Nichts den Mysterien gegenüber, die er nicht begreifen konnte, und brachte gern die Opfer seines Intellekts, dem er mißtraute. Seitdem er das Seminar verlassen hatte, sah er mit stiller Freude sich als Fremdling unter den andern Menschen, er hatte einen andern Freund wie sie, trug seinen Kopf anders, seine Gesten, Worte und Gefühle waren besondere. Er fühlte sich weiblich, mehr dem Engelzustande sich nähernd, von seinem Geschlechte befreit und ohne die Schroffheit als Mann. Das machte ihn beinahe stolz, daß er nicht zur Gattung gehöre, daß er für Gott erzogen, sorgfältig gereinigt von den menschlichen Schlacken sei durch eine behutsame Erziehung.

Er sagte mitunter lächelnd, daß er seine Kindheit fortsetze und sich einbilde, ganz klein geblieben zu sein, mit denselben Empfindungen, denselben Gedanken und denselben Vorteilen; so kam es, daß er mit sechs Jahren Gott ebenso kannte, wie mit 25 Jahren; wenn er betete, that er es mit der männlichen Modulation der Stimme, und hatte noch dieselbe Freude daran, die Hände genau aufeinander zu legen, wie als Kind. Auch die Welt kam ihm ähnlich der Welt, wie er sie sonst gesehen hatte, vor, als seine Mutter ihn noch an der Hand geführt hatte. Er war zum Priester geboren und war auch einer geworden. Als er vor der Teufe sich einige grobe Unwissenheiten bezüglich des Lebens zu Schulden kommen ließ, sah ihn diese ganz verdutzt in die Augen und sagte mit seltsamem Lächeln, „daß er wirklich der Bruder des Fräulein Desirée sei.“ So lange er lebte, erinnerte er sich nur an eine Schamverletzung. Das war während der letzten sechs Monate im Seminar gewesen, zwischen dem Diakonat und der Priesterweihe. Man hatte ihm das Werk des Abbee Crousson, des Superiors des großen Seminars zu Valence, zur Lektüre gegeben:

De rebus venereis ad usum confessariorum.*)

Erschrocken und schluchzend hatte er das Buch niedergelegt. Diese gelehrte Kasuistik des Lasters, welche die Greuel des Menschen hervorhob und bis auf die monströsesten Fälle von unnatürlichen Leidenschaften sich erstreckte, verletzte in roher Weise die Jungfräulichkeit seines Körpers und seiner Seele. Er blieb für immer besudelt, wie eine junge Frau, die von Stunde zu Stunde immer mehr in die Gewaltthätigkeiten der Liebe eingeweiht wird . . .

Der Mond ging hinter den Garrigueshügeln auf. Der Pastor Mouret, der das Fieber noch mehr brennen fühlte, öffnete das Fenster und stützte sich auf seine Ellbogen, damit die Frische der Nacht sein Gesicht kühle. Er wußte nicht mehr genau, in welcher Stunde ihn dieses Unwohlsein ergriffen hatte. Er erinnerte sich jedoch, daß er am Morgen, als er die Messe las, ganz ruhig und gesetzt gewesen sei. Das mußte also später, vielleicht während des langen Marsches in der Sonnenhitze gekommen sein, oder unter dem Schauer, den ihm die Bäume des Paradou verursacht hatten, oder auch in der stickigen Luft von Desirées Wirtschaftshof. Und er ließ den Tag an seinem geistigen Gesicht wieder vorüberziehen.

Ihm gegenüber streckte sich die große Ebene aus, die im bleichen Mondenscheine noch traumvoller aussah. Die Oliven- und Mandelbäume, sowie die dünnen Bäumchen erschienen wie graue Flecken, die von einem Chaos großer Felsen umgeben waren, bis zur dunklen Hügelreihe, die den Horizont begrenzte. Breite Streifen von Schatten sah man, bucklige Hügelkämme, rotschimmernde Wasserteiche, in denen rote Sterne sich zu spiegeln schienen. Die Nacht lag, wie eine verbuhlte Frau, bang vor Leidenschaft da. Sie schlief laut und formlos mit

*) Ueber geschlechtlich Ding zum Gebrauche für Beichtiger.

verrenkten Gliedern, während ihr laut linde Seufzer entfuhren und sie Wohlgerüche aushauchte, wie eine in Schweiß gebadete Schläferin. Niemals hatte ihn die Landschaft so wie zu dieser nächtlichen Stunde beunruhigt; mit ihrer Riesenbrust, ihren weichen Schattierungen, ihrer blendendweißen, ambraduftenden Haut, erschien sie wie eine Göttin, die sich nur dürftig mit dem Silbermusselingewande des Mondes verhüllt hatte.

Der junge Priester senkte seine Augen und betrachtete das Dorf les Artaud. Das Dorf lag in tiefem Schlummer, wie er der Erschöpfung der Arbeit folgt, regungslos da, inhalts- und phantasielos wie der Traum eines Bauern. Kein Licht. Die Hütten sahen wie dunkle Haufen aus, die von den hellen Streifen der sich kreuzenden Gäßchen durchschnitten waren, die der Mond beschien. Sogar die Hunde schienen auf den Schwellen der geschlossenen Thüren zu schnarchen. Hinter sich hörte er noch immer, wie das Gebrause, daß ihm soviel Beklemmung verursachte, stärker wurde. Jetzt überraschte es ihn, wie das Getrampel einer Heerde, und eine Staubwolke umgab ihn, in der sich die Ausdünstungen einer Menge von Tieren fühlbar machte. Seine Gedanken vom Morgen her kamen ihm wieder bezüglich dieser paar Menschen, welche immer von neuem darauf loslebten und zwischen den kahlen Felsen wie ein paar Distelstauden, die der Wind gesähet hat, gediehen; er fühlte, wie er der langsamen Entwickelung der Rasse beiwohnte. Als er noch klein war, überraschte und erschreckte ihn nichts mehr als jene Myriaden von Insekten, die er aus irgend einer Spalte hervorschlüpfen sah, wenn er manche feuchte Steine aufhob. Auch die Bewohner dieses Dorfes, die im Schatten der Nacht wie zerschlagen dalagen und schliefen, beunruhigten ihn selbst in ihrem Schlafe, dessen Atemzüge er in der Luft, welche er einatmete, wahrzunehmen glaubte. Er hätte am liebsten nur Felsen vor seinem Fenster gehabt. Das

Dorf war nicht tot genug, die Strohdächer blähten sich; die Thürspalten ließen Seufzer durch, leichtes Knarren, belebtes Schweigen, das in diesem Loche das Vorhandensein einer wimmelnden Brut anzeigte, welche die dunkle Nacht in Schlaf gewiegt hatte. Ohne Zweifel war es nur dieser Geruch, der ihm Unwohlsein erregte.

Oft jedoch hatte er denselben penetranten Geruch verspürt, ohne ein anderes Bedürfnis zu haben, als die Erquickung im Gebet.

Mit vor Schweiß triefenden Schläfen ging er und öffnete das andere Fenster, durch das vielleicht eine frische Luft wehte. Da unten links lag der Kirchhof mit der hohen Grenzscheide der Einsamen, deren Schatten kein Lüftchen bewegte. Von dem leeren Felde stieg ein Heugeruch empor. Die große graue Kirchenmauer, diese Mauer, die voll Eidechsen kribbelte und von Levkojen bewachsen war, lag kalt im Mondenglanz da; eines der großen Fenster erglänzte, so daß die Scheiben wie Stahlplatten schimmerten. Die eingeschlafene Kirche konnte zu dieser Stunde nur vom außermenschlichen Leben des Gottes der Hostie, die im Tabernakel eingeschlossen war, belebt sein. Er dachte bei dem gelben Licht der ewigen Lampe, die im Schatten hing, daran hinab zu gehen, um sein krankes Haupt inmitten dieser Finsternis, die rein von aller Besudelung war, zu erleichtern. Aber ein seltsamer Schrecken hielt ihn zurück; er glaubte plötzlich, als er die Augen auf die vom Mondstrahl erhellten Scheiben heftete, zu sehen, wie die Kirche inwendig wie mit Ofenglut erleuchtet werde und in höllischem Festglanze erstrahle, in dem sich der Monat Mai, die Pflanzen, die Tiere und die Mädchen von les Artaud im tollen Tanze drehten; letztere fuchtelten wie unsinnig mit den Baumzweigen herum, die sie in ihren bloßen Armen trugen.

Als er sich sodann niederbeugte, sah er Desirées Wirtschaftshof, ganz in Dunkel gehüllt, rauchend vor

sich. Er konnte die Kaninchenkasten, die Hühnerstiegen und das Entenhäuschen nicht ordentlich unterscheiden. Es war bloß eine zusammengehäufte Masse, die ihm stinkende Ausdünstungen zuwehte. Unter der Stallthür zwängte sich der scharfe Ziegengeruch hindurch, während das kleine Schwein, das sich auf dem Rücken fühlte, schwerfällig neben einem geleerten Napf schnarchte. Mit eherner Kehle schmetterte der große gelbliche Hahn Alexander ein Kikeriki, das in der Ferne die leidenschaftlichen Zurufe aller Hähne des Dorfes, einem nach dem andern, wachrief.

Auf einmal ging dem Pastor Mouret ein Licht auf.

Das Fieber, daß er immer mehr spürte, hatte er sich von Desirées Wirtschaftshof geholt, von jenen Hennen, die noch vom Brüten warm waren und von jenen Kaninchenmüttern, die sich die Bauchhaare ausgezupft hatten. Alsdann brach ihm ein solcher Schweiß in der Halsgegend aus, daß er sich umwandte, um zu sehen, wer ihn denn so am Genick gepackt hätte. Und er dachte an Albine, wie sie außerhalb des Paradou einhersprang, nebst der Thür, die sich auf einen Zaubergarten öffnete; er dachte daran, wie sie längs der unabsehbaren Mauer dahingaloppierte, um dem Kabriolett im Laufe zu folgen, dem sie Maienblätter wie ebensoviel Küsse zuwarf; er dachte auch noch an die Dämmerung, in welcher er die Zornesausbrüche des Bruders Archangias gehört, und an die den Weg streifenden Mädchenkleider, die eine kleine Staubwolke in die Abendluft aufgewirbelt hatten.

Sie war sechzehn Jahr alt; sie sah so seltsam aus mit ihrem ein wenig länglichen Gesicht; sie duftete nach frischer Luft, nach Gras und Erde. Und er konnte sie sich so genau vorstellen, daß er wieder eine Schramme an einem der kleinen geschmeidigen Händchen sah, die wie eine Rose auf der weißen Hand sich ausnahm.

Warum lachte sie doch wohl, als sie ihn mit ihren blauen Augen betrachtete? Er wurde von diesem Lachen ergriffen wie von einer klaren Welle, die sich überall an seinem Leibe brach; er sog ihren Hauch ein, fühlte ihr Vibrieren in seinem Herzen. Ja wohl, all sein Uebel kam von diesem Lachen, daß er in sich aufgenommen hatte.

So stand er schlotternd in der Mitte des Zimmers, dessen beide Fenster offen standen, und wurde von einer Beklemmung erfaßt, daß er den Kopf in beide Hände nehmen mußte. Der ganze Tag hatte also zum Schlußtableau ein blondes Mädchen mit länglichem Gesicht und blauen Augen. Und der volle Tag drang wiederum durch die beiden offnen Fenster. Aus der Ferne waren es die verbrannten Äcker, die großen Felsen in ihrer Leidenschaft, Olivenbäume, die auf Steinen wuchsen, Reben, die ihre Arme um den Wegrand klammerten; näher zu waren es die menschlichen Ausdünstungen, welche die Luft von les Artaud herübertrug, der welke Kirchhofsgeruch, der Weihrauchduft der Kirche, der von dem Geruch eingefetteter Mädchenhaare verdorben wurde; es waren ferner die Dämpfe des Misthaufens, das Leben auf dem Wirtschaftshof und die Stickluft des Gährungsstoffes in den Pflanzenkeimen, die auf ihn eindrangen. Und all die Dünste flossen mit einander zusammen in einen einzigen erstickenden Qualm, der so scharf war und mit solcher Gewalt ihn überfiel, daß sein Puls stockte. Er schloß die Augen und Sinne, er versuchte sie zu bemeistern. Aber Albine erschien wieder vor ihm, wie eine große Blume, die auf dieser Humuserde aufgewachsen und üppig gediehen war. Sie war die auf natürlichen Wege entsprossene Blume der Unreinigkeit; köstlich vom Sonnenlicht groß gezogen, öffnete sie die junge Knospe ihrer weißen Schultern in so glücklicher Lebenlust, daß sie von ihrem Stengel sprang und auf seinen Mund flog, wobei wieder ihr lang anhaltendes Lachen erschallte und ihr Duft ihn anhauchte.

Der Priester stieß einen Schrei aus. Er hatte ein Brennen auf seinen Lippen gespürt. Es war ihm, als rolle ein Feuerstrom durch seine Adern. Er warf sich der Statue der unbefleckten Empfängnis zu Füßen und rief mit gefalteten Händen aus:

„Heilige Jungfrau der Jungfrauen, bitte für mich!"

XVII.

Die unbefleckte Empfängnis auf der Kommode von Nußbaumholz lächelte zärtlich mit ihrem kleinen Lippenpaar, daß mit Karmin übertuscht war. Sie war klein und ganz weiß. Ihr großer, weißer Schleier, der ihr vom Kopfe bis auf die Füße fiel, hatte nur am Saum einen kaum vernehmbaren Goldstreifen. Ihr Gewand, daß in langem, enganliegenden Faltenwurf den geschlechtslosen Leib umgab, ließ nur den geschmeidigen Hals, um den es sich eng legte, frei. Keine einzige Locke des kastanienbraunen Haars fiel auf ihn hernieder. Sie hatte rosige Wangen und klare, zum Himmel erhobene Augen; die Hände waren gefaltet; es waren Kinderhändchen, deren Fingerspitzen aus den Schleierfalten über der blauen Schärpe hervorlugten, die um die Taille geschlungen war, und deren Enden in der Luft flatterten. Von den weiblichen Reizen traten keine hervor mit Ausnahme der Füße, die reizend in ihrer Nacktheit aussahen und auf den mystischen wilden Rosenstrauch traten. Und so wuchsen nun um die nackten Füße her Goldrosen.

„Teure Jungfrau, bitte für mich!" wiederholte der Priester in Verzweiflung.

Die da hatte ihm niemals Unruhe bereitet. Sie war noch nicht Mutter; ihre Arme hielten noch nicht das Jesusknäblein entgegen; ihr Leib hatte noch nicht die runden Umrisse vollendeter Weiblichkeit angenommen.

Sie war noch nicht die Königin des Himmels, die mit einer Goldkrone und im Goldgewande wie eine irdische Fürstin herniedersteigt, und vor deren bloßen Anblick sich alle Stirnen in den Staub neigen. Er wagte sie zu betrachten und zu lieben, ohne zu befürchten, daß ihr sanft gewelltes Haar ihn aufregen könnte; er sah nur voll Zärtlichkeit auf ihre bloßen Füße, die wie ein Keuschheitsgarten blühten und die ihm viel zu wunderbar dünkten, als daß er sie, wie er wohl manchmal Lust hatte, mit Liebkosungen hätte bedecken sollen. Sie durchduftete das Zimmer mit Lilienaroma. Sie war ja selbst die silberne Lilie, die in ein goldnes Gefäß gepflanzt ist, die köstliche Reinheit, die unsterblich und ohne Sünden ist. In ihrem weißen Schleier, der enganliegend sie umhüllte, sah sie nicht irdisch aus, sondern wie eine jungfräuliche Flamme, die mit stets gleichem Feuer brennt; des Abends, wenn er schlafen ging, des Morgens bei seinem Erwachen fand er sie immer da mit demselben begeisterten Lächeln. Er entkleidete sich vor ihr ohne Besorgnis, wie vor seiner eigenen Scham.

„Allerreinste Mutter, allerkeuscheste Mutter! o Mutter, die du stets Jungfrau bist, bitte für mich!“ stammelte er angstvoll und schmiegte sich zu den Füßen der Jungfrau, als wenn er hinter seinem Rücken den schallenden Trab Albinens gehört hätte. „Du bist meine Zuflucht, die Quelle meiner Freuden, der Tempel meiner Weisheit, der elfenbeinerne Turm, in dem ich meine Reinheit eingeschlossen habe. Ich befehle mich in deine fleckenlosen Hände, ich bitte dich fußfällig, mich anzunehmen, mich zu bedecken mit einem Eckchen deines Schleiers, mich unter deiner Unschuld zu verbergen, hinter dem heiligen Bollwerk deines Gewandes, damit kein fleischlicher Atemzug mich dort anweht. Marie, die du ohne Sünde empfangen bist, laß mich in dir vergehen, und zu dem unbefleckten Schnee werden, von dem all deine Glieder strahlen. Du bist ja das Wunder

ewiger Keuschheit. Dein Stammbaum ist auf einem Gefilde gewachsen, wie ein Wunderbaum, der aus keinem Stamm entsprossen ist. Dein Sohn Jesus ist aus dem Hause Gottes hervorgegangen, du selbst bist geboren, ohne daß der Leib deiner Mutter befleckt ward, und ich hege den Glauben, daß diese Jungfräulichkeit so von Geschlecht zu Geschlecht hinaufsteigt, in endloser Abstrahirung im Fleische. O, des Glückes zu leben und aufzuwachsen, ohne von der Schmach der Sinnenglut erfaßt zu werden! O, des Wunders, sich zu vermehren, zu gebären, ohne die ekle Notwendigkeit des Geschlechts, bloß vom himmlischen Kusse berührt!"

Dieser verzweiflungsvolle Anruf, dieser Aufschrei eines von Begierde geleuterten Herzens hatte den jungen Priester beruhigt. Die Jungfrau, die ganz weiß aussah und die Augen gen Himmel erhoben hatte, schien noch milder mit ihren kleinen rosigen Lippen zu lächeln.

Er fuhr mit gerührtem Herzen fort zu beten:

„Ich möchte noch ein Kind sein; ich möchte nie etwas anders sein als Kind, das im Schatten deines Gewandes einherhüpft. Ich war noch ganz klein, da faltete ich schon die Hände bei deinem Namen Maria. Meine Wiege war rein, mein Leib war rein. Ich sah dich deutlich, wie du mich riefst, ich nahte mich dir lächelnd auf einem mit Rosenblättern bestreuten Pfade. Und ich verlangte nichts, ich lebte nur dem Wunsche, eine Blume zu deinen Füßen zu sein. Ich habe gebetet, ich habe mein Fleisch kasteit, unter deinem Schutz und Schirm geschlafen und keusch gelebt, und Thränen muß ich weinen, wenn ich sehe, daß ich heute noch nicht genug dieser Welt abgestorben bin, um dein Verlobter zu sein. O Maria, anbetungswürdige Jungfrau, warum bin ich nicht ein Kind geblieben, das seine Lippen auf deine Abbildungen preßte! Ich würde dich wie eine Freundin, wie ein Mädchen in meinem Alter, grüßend umarmen . . . Ich würde nicht verlangen deine Haare

u küssen, denn das Haargelock ist etwas Nacktes, was man nicht sehen darf; aber ich darf deine nackten Füße küssen, einen nach dem andern, ganze Nächte hindurch, bis ich mit meinen Lippen die Goldrosen abgeküßt habe, die mystischen Rosen unsrer Adern.“

Er hielt inne, als warte er, daß die Jungfrau ihre blauen Augen senken und ihn mit dem Saum ihres Schleiers berühren werde. Die Jungfrau jedoch blieb in ihrem Musselingewande bis zum Halse, den Nagelspitzen und den Knöcheln eingehüllt, als gehöre sie ganz nur dem Himmel an; sie schien den Körper aufwärts zu schwingen, sodaß sie den Eindruck einer schwebenden Königin machte, die sich schon von der Erde losgelöst hat.

„Wohlan,“ fuhr er fort, „mache, daß ich wieder ein Kind werde, o gute Jungfrau! Nimm meine Sinne, nimm meine Mannheit fort. Möge ein Wunder den ganzen Menschen, wie er in mir geworden ist, hinwegtragen. Du herrschst ja im Himmel und nichts ist dir leichter als mich mit dem Blitzstrahl zu treffen, meine Organe vertrocknen zu lassen und mich geschlechtlos, unfähig einer Sünde, und so kraftlos zu machen, daß ich nicht einmal den kleinen Finger ohne dein Geheiß rühren kann. Ich will rein sein, von jener Reinheit, welche dir ankommt, damit kein menschlicher Schauer mich in Verwirrung setzen kann. Ich will eine Sache sein, ein weißer Stein dir zu Füßen, dem du deinen Wohlgeruch mitteilst, ohne zu hören, ohne zu sehen, beglückt, daß du ihn mit deinem Fuße betrittst, der nicht, wie die andern Steine am Wege, an Schmutz zu denken braucht. O, wie glückselig wäre ich alsdann! Ich würde ohne Anstrengung mit einem Schlage das Ziel der Vollkommenheit erreichen, von dem mein Sinnen ganz erfüllt ist. Ich würde mich endlich als deinen wahrhaften Priester fühlen können. Ich würde das sein, was meine Studien, meine Gebete, mein fünfjähriges langsam aufsteigendes Bestreben nicht aus mir

haben machen können. Ja, ich verneine den Willen zum Leben, ich sage, daß der Tod der Gattung vorzuziehen ist, der beständigen Abscheulichkeit, die sie fortpflanzt. Aber damit ich vollkommen sei, o Königin der Engel, o Königin der Jungfrauen, höre auf mein Schreien, erhöre es! O, den Tod, den Tod, verehrungswürdige Jungfrau, gieb mir vor Allem . . . Ich werde höher aufklimmen, immer noch höher, bis ich zu der Liebesglut gelange, in welcher du leuchtest. Alles Reine, was es giebt, die Morgenröte, der ewige Schnee unzugänglicher Berggipfel, kaum erschlossene Lilien, das Wasser unbekannter Quellen, der von der Sonne verzehrte Pflanzenmilchsaft, das Lächeln der Jungfrauen, die Seelen in der Wiege verstorbener Kinder liegen vor deinen reinen Füßen da. Alsdann werde ich zu deinen Lippen wie eine flüchtige Flamme mich schleichen, bei dir durch deinen geöffneten Mund eingehen und die Vereinigung mit dir hochzeitlich feiern, während die Erzengel über unser Entzücken erbeben. Jungfräulich zu sein und jungfräuliches Lieben zu bewahren inmitten der süßesten Küsse. Ganz Liebe zu sein, zu ruhen wie auf Schwanenfittig, in eine Wolke von Reinheit gehüllt, in den Armen einer geliebten Lichtgestalt, deren Liebkosungen Seelengenüsse sind! O Vollkommenheit, übermenschliche Trauer, die all' mein Sinnen einnimmt, nach dem meine Gebeine schmachten wie nach der Wonne des Paradieses! O Maria, außergewähltes Gefäß, mache mich geschlechtslos unter den Menschen, damit du mich ohne Scheu das Geheimnis einer Jungfräulichkeit schauen lassen kannst!

Und der Pastor Mouret fiel zähneklappernd und vom Fieber geschüttelt ohnmächtig zu Boden.

Zweites Buch.

I.

Vor den beiden breiten Fenstern ließen die Kaliko-Vorhänge, welche sorgfältig heruntergezogen waren, das enge Tageslicht nur gedämpft in das Zimmer hinein. Dasselbe war hoch, geräumig und mit alten Möbeln im Geschmack der Zeit Ludwigs XV. ausgestattet, von weiß angestrichenem Holz und mit roten Blumen auf grünem Laubgrund. Zwischen den Fensterpfeilern, oberhalb der Thüren und auf beiden Seiten des Alkovens konnte man noch Abbildungen von kleinen Liebesgöttern sehen, die haufenweise einherflogen und Spiele spielten, die man nicht mehr unterscheiden konnte; während das Wandgetäfel, das ovale Füllungen hatte, die Flügelthüren und die abgerundete Decke, die vormals auf himmelblauem Grund mit Leistenverzierungen, Medaillon- und fleischfarbenen Schleifen gemalt war, verwitterten und von einem recht milden Grau waren, welches in seiner Wehmut zu diesem verwelkten Paradiese paßte. Den Fenstern gegenüber war der große Alkoven, über dessen Oeffnung Wolkenvorhänge von Amoretten getragen wurden, die sich verneigten und Purzelbäume schlugen, als wenn sie in ihrer Ausgelassenheit das Bett betrachten wollten; er war ebenso wie die Fenster mit Kalikovorhängen versehen die mit groben Stichen genäht waren und sich angesichts dieses vom Wollustduft früherer Zeiten geschwärzten Zimmers recht unschuldig ausnahmen.

Neber einem Pfeilertischchen, auf welchem ein Kessel über einer Spirituslampe brodelte, saß Albine und betrachtete aufmerksam die Vorhänge des Alkovens. Sie war weiß gekleidet, über den Haaren trug sie ein Tuch von alten Spitzen, die Arme hingen ihr schlaff herab, ihr ganzes Wesen war das eines großen Mädchens, das ernsten Wachtdienst verrichtet. Ein schwaches Atemholen, wie das eines eingeschlafenen Kindes, war in dem tiefen Stillschweigen vernehmlich. Sie wurde nach Verlauf von einigen Minuten unruhig und konnte sich nicht enthalten, mit leisen Schritten zum Alkoven zu gehen und ein wenig den Vorhang zu lüften. Serge schien zu schlafen; er lag an der einen Bettkante und hatte das Haupt auf seinem untergelegten Arm gestützt. Während seiner Krankheit waren ihm die Haare und der Bart gewachsen. Er sah sehr blaß aus, hatte blaue Ringe um die Augen und bleiche Lippen und machte den milden unangenehmen Eindruck eines Mädchens, das der Genesung entgegengeht.

Albine ließ gerührt den Zipfel des Vorhanges wieder zufallen.

„Ich schlafe nicht,“ sagte Serge mit sehr matter Stimme.

Und er blieb so mit aufgestütztem Haupte liegen, ohne einen Finger zu rühren, gleichsam überwältigt von beglückender Mattigkeit. Seine Augen hatten sich langsam geöffnet, sein Mund hauchte leicht auf eine seiner bloßen Hände, was den Flaum seiner zarten Haut in Bewegung brachte.

„Ich hörte Dich wohl,“ sagte er dann noch. „Du gingst ganz leise.“

Sie war über dieses „Du“ entzückt. Sie kam näher und hockte sich vor seinem Bett nieder, um ihr Gesicht in die gleiche Höhe mit dem seinigen zu bringen.

„Wie geht Dir's?“ fragte sie.

Sie kostete nun ihrerseits den Genuß des „Du", das sie zum ersten Mal über ihre Lippen brachte.

„O, Du bist jetzt geheilt," fuhr sie fort. „Weißt Du auch, daß ich den ganzen Weg über geweint habe, als ich von dort mit den schlechten Nachrichten kam? Man sagte mir, daß Du phantasiertest, daß dies böse Fieber im günstigsten Fall Deine Vernunft rauben würde. — Wie habe ich Deinen Onkel Pascal umarmt, als er Dich hierher gebracht hat, damit Du genesen sollst!"

Sie ordnete mütterlich das Betttuch an der Seite.

„Siehst Du, diese verbrannten Felsen da unten taugen nichts für Dich; Du mußt Bäume, frische Luft und Ruhe haben ... Der Doktor hat ihnen nicht einmal gesagt, daß er Dich hierher ins Versteck gebracht hat. Das ist ein Geheimnis zwischen ihm und denen, die Dich lieb haben ... Er hatte Dich schon aufgegeben ... Na, Niemand wird uns stören. Der Ohm Jeanbernart raucht seine Pfeife vor dem Salatbeet. Die Andern erhalten insgehein Nachricht, wie Dir's geht. Und selbst der Doktor wird nicht mehr wiederkommen, weil ich jetzt Dein Arzt bin ... Es scheint, daß Du keine Medizin mehr nötig hast. Du hast nur nötig, geliebt zu werden, verstehst Du?"

Er schien sie nicht zu verstehen, sein Schädel war noch leer. Da seine Augen, ohne daß er den Kopf wendete, die Ecken des Zimmers durchstöberten, dachte sie, daß er im Unklaren über den Ort sei, an welchem er sich befand.

„Dies ist mein Zimmer," sagte sie. „Ich habe es Dir abgetreten. Es ist recht hübsch, nicht wahr? Ich habe nur die schönsten Möbel auf dem Boden ausgesucht, habe dann diese Kalikovorhänge gemacht, damit Dich das Tageslicht nicht blendet ... Und Du bist mir gar nicht im Wege. Ich werde im zweiten Stockwerk schlafen; da stehen noch drei oder vier Zimmer leer."

Er blieb jedoch unruhig.

„Du bist allein?“ fragte er.

„Ja. Warum fragst Du mich darnach?“

Er antwortete nicht, er murmelte nur in gelangweilter Weise:

„Ich habe geträumt, ich träume immer noch ... Ich höre Glockenklang, und das erschöpft mich.“

Nach einem kleinen Schweigen fuhr er fort:

„Geh und schließe die Thür zu, schieb die Riegel vor. Ich wünsche, daß Du allein bist, ganz allein.“

Als sie mit einem Stuhl wiederkam, den sie vor sein Kopfkissen stellte, um sich neben ihn zu setzen, freute er sich wie ein Kind und rief:

„Jetzt wird niemand hereinkommen. Ich werde nicht mehr die Glocken hören ... Wenn Du sprichst, fühle ich Beruhigung.“

„Willst Du zu trinken haben?“ fragte sie.

Er machte ein Zeichen, daß er keinen Durst habe.

Er betrachtete Albinens Hände in so überraschter Weise und war so entzückt, sie zu sehen, daß sie eine Hand ausstreckte und lächelnd auf den Rand des Kopfkissens legte. Da ließ er sein Haupt darauf gleiten und legte seine Wange auf die kleine, frische, kühle Hand. Er lachte leise und sagte:

„Ah, das ist weich wie Seide. Man sollte meinen, daß sie Luft in meine Haare fächelt ... Zieh sie nicht zurück, ich bitte Dich.“

Dann folgte ein langes Schweigen. Sie sahen sich recht freundlich an. Albine spiegelte sich ohne Arg in den starren Augen des Genesenden. Serge schien auf etwas Unbestimmtes zu lauschen, das die kleine, frische, kühle Hand ihm anvertraute.

„Deine Hand ist recht gut,“ sagte er dann. „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie gut sie mir thut ...“

„Mein lieber Serge,“ murmelte Albine; „Du hast schwer gelitten, nicht wahr?“

„Gelitten? Ach ja; aber das ist lange her . . . Ich habe schlecht geschlafen; habe schreckliche Träume gehabt. Wenn ich's vermöchte, würde ich Dir all' das erzählen.“

Er schloß einen Augenblick die Augen und strengte sich an, um sich zu erinnern.

„Ich sehe nur Dunkelheit,“ stammelte er. „Das ist merkwürdig, ich komme von einer langen Reise. Ich weiß nicht einmal mehr, von wo ich abgereist bin. Ich hatte Fieber, ein Fieber, das wie ein Tier in meinen Adern raste . . . Ganz recht ich erinnere mich. Immer dasselbe Alpdrücken ließ mich durch ein unendlich großes, unterirdisches Verlies kriechen. Bei besonders großen Schmerzen war das Verlies plötzlich zugemauert; ein Haufen von Steine fiel aus dem Gewölbe herab, die Seitenwände rückten näher zusammen, ich keuchte und wollte mit aller Gewalt hinaus; dann verwickelte ich mich in Hindernisse, arbeitete mit Händen, Füßen und dem Kopfe, voll Verzweiflung, niemals über dieses Schuttwerk, das immer mehr sich anhäufte, hinwegzukommen . . . Oft genügte es dann, wenn ich es bloß mit dem Finger berührte: alles verschwand, ich konnte frei in der erweiterten Gallerie fortgehen und fühlte mich nur nach der Krise matt.“

Albine wollte ihm die Hand auf den Mund legen

„Nein! Das Sprechen strengt mich nicht an. Du siehst, ich sag' es Dir ins Ohr. Mir kommt's so vor, als ob ich denke, und Du verstehst mich . . . Das Spaßhafteste an meinem Verlies ist, daß mir nie im geringsten der Gedanke einkam, umzukehren und zurückzugehen; ich bestand hartnäckig auf meinem Stück und dabei dachte ich, daß ich wohl noch Tausende von Jahren gebrauchen würde, um nur einen dieser Schutthaufen wegzuräumen. Es war eine harte Aufgabe, die ich vollbringen mußte bei Strafe des größten Unglücks. Mit wunden Knien und mit der Stirn gegen die Felsen

stoßend, haſtete ich mich gewiſſenhaft und ängſtlich ab, um ſo ſchnell als möglich anzukommen. Anzukommen wo? . . . ich weiß es nicht, ich weiß es nicht . . .“

Er ſchloß die Augen und träumte nachdenkend. Dann ſchmollte er ſorglos, legte ſich wiederum auf Albinens Hand und ſagte lachend:

„Genug, das iſt dumm; ich bin ein Kind.“

Aber das junge Mädchen forſchte ihn aus, um zu ſehen, ob er ihr auch ganz und gar angehöre, und brachte ihn wieder auf ſeine verworrenen Erinnerungen, die er ſich ins Gedächtnis zurückzurufen bemühte. Doch er erinnerte ſich an nichts, er befand ſich wirklich in einem Stadium glücklicher Kindheit. Er glaubte erſt geſtern geboren zu ſein.

„O, ich bin noch nicht ſtark genug,“ ſagte er. „Siehſt Du, das Allererſte, an das ich mich erinnern kann, iſt ein Bett, daß mir den ganzen Körper verſengte; mein Kopf lag auf dem Kopfkiſſen wie auf einem glühenden Roſt; meine Füße zappelten beſtändig gegeneinander, um ſich zu reiben . . . Es ſchien mir, daß man meinen Körper vertauſchte, daß man mich ganz fortnahm und mich ausbeſſerte, wie ein zerbrochnes Uhrwerk . . .“

Über dies Wort mußte er von neuem lachen.

„Ich bin Dein Kind,“ fuhr er fort, „willſt Du? Du bringſt mir das Gehen bei. Ich ſehe jetzt nur Dich. Alles außer Dir iſt mir gleichgültig. Ich ſage Dir ja, daß ich mich an nichts erinnere. Ich bin hergekommen, Du haſt mich genommen, das iſt Alles.“

In dem großen Zimmer herrſchte Schweigen, und Schauer ſtiegen von der blauen Decke hernieder. Die Spirituslampe war ausgegangen, und der Keſſel ſtieß immer kleinere Dampfwölkchen aus. Albine und Serge lagen beide mit dem Kopfe auf demſelben Kiſſen und blickten nach den großen Kalikovorhängen vor den Fenſtern. Serge's Augen namentlich ſuchten dieſe Lichtquelle

auf. Er weidete sich daran, an diesem gedämpften Lichte, das seinen genesenden Kräften so wohl that. Er ahnte die Sonne hinter einem gelben Eckchen des Kaliko, und das reichte hin, um ihn zu heilen.

„Soll ich die Vorhänge öffnen?“ fragte Albine, welche sein unablässiges Hinsehen anders deutete.

„Nein, nein,“ beeilte er sich zu antworten.

„Es ist schönes Wetter. Du würdest den Sonnenschein genießen. Du würdest die Bäume sehen.“

„Nein! ich will nichts von der Außenwelt wissen. Dieser Zweig, der dort ist, macht mich müde mit seinem Schütteln und Schlagen, als wenn er lebendig wäre ... Laß mir Deine Hand, ich will schlafen. Es ist Alles ganz weiß ... So ist's gut.“

Und er schlief ruhig ein, von Albine bewacht, die ihm das Gesicht fächelte, um seinen Schlaf erquickender zu machen.

II.

Am andern Morgen war es mit dem schönen Wetter vorbei; es regnete. Serge verfiel wieder in Fieber und hatte den Tag über viel zu leiden; er heftete die Augen verzweiflungsvoll auf die Vorhänge, durch die nur ein trübes aschgraues Kellerlicht drang. Er konnte nicht mehr die Sonne ahnen, er suchte die Schatten von jenem hohen Baume, vor dem er Furcht gehabt hatte, und der jetzt, vom höhnisch klatschenden Regen gepeitscht, bleifarben sich abhob; es schien ihm, als sei mit ihm auch der Wald verschwunden. Gegen Abend phantasierte er ein wenig und rief Albinen schluchzend zu, daß die Sonne tot sei, daß er höre, wie der ganze Himmel, das ganze Land über den Tod der Sonne weine. Sie mußte ihn trösten wie ein Kind, ihm die Sonne versprechen, ihm versichern, daß sie sie

ihm geben werde. Er fing zu weinen an und sagte mit leiser Stimme, daß der Winter eine Krankheit der Erde sei, und das er mit der Erde zugleich sterben werde, wenn der Frühling sie nicht alle beide kurierte.

Noch drei Tage lang blieb das Wetter abscheulich. Der Regen klatschte auf die Blätter, daß es sich wie das ferne Brausen einer Überschwemmung anhörte. Windstöße erhoben sich und wirbelten klirrend gegen die Fenster, als wenn ein Wogenschwall sich daran bräche. Serge hatte begehrt, daß Albine die Läden fest zumache. Beim Lampenlicht fühlte er nicht mehr die Trauer über die bleifarbenen Vorhänge und spürte nicht mehr, wie der graue Himmel durch die kleinen Spältchen eindrang, auf ihn loskam und ihn wie in einer Staubwolke begrub. Er lag kraftlos da mit abgemagerten Händen und blassem Gesicht und fühlte sich um so matter, je kränker die Landschaft draußen war.

Als es sich dann ein wenig aufgeklärt hatte, und ein kleines blaues Stückchen Himmel zwischen zwei Wolkenmassen erschien, da atmete er wieder auf und kostete das friedliche Entzücken der wieder trocken gewordenen Blätter und Fußstege, sowie des Feldes, das noch den letzten Regenguß aufsog. Albine bestürmte jetzt ebenfalls die Sonne, zu erscheinen; wohl zwanzigmal des Tages stellte sie sich an das Treppenfenster und betrachtete den Himmel, froh, wenn sie die kleinsten hellen Flecken, unzufrieden, wenn sie dunkle Wolkenmassen oder trügerische hellere, die mit Hagel schwanger gingen, wahrnahm, sie fürchtete, daß eine zu schwarze Wolke ihr ihren lieben Kranken töten könne. Sie sprach schon davon, den Doktor Pascal holen zu lassen. Aber Serge wollte niemand haben, er sagte:

„Morgen scheint die Sonne auf die Vorhänge, da bin ich geheilt.“

Eines Morgens, als das Wetter gar zu schlecht war, gab ihm Albine ihre Hand, damit er seine Wange

darauf lege. Und als die Hand ihm keine Erleichterung brachte, weinte sie über ihre Machtlosigkeit. Seitdem er in den Winterschlaf zurückgefallen war, fühlte sie sich nicht mehr stark genug, um ihn aus den wüsten Träumen, in denen er sich abarbeitete, zu sich zu ziehen.

Sie bedurfte der Mannigfaltigkeit des Frühlings. Sie selbst schwand dahin, hatte kalte Arme und kurzen Atem. Stundenlang ging sie in dem großen trüben Zimmer auf und ab. Wenn sie vor dem Spiegel vorbeikam, erblickte sie ihr dunkles Bild darin und glaubte, daß sie häßlich sei.

Eines Morgens jedoch, als sie die Kissen zurechtlegte, ohne daß sie es versuchte, den geschwundenen Zauber ihrer Hände noch einmal zu versuchen, glaubte sie das Lächeln des ersten Genesungstages wieder auf den Lippen Serge's zu sehen, als sie ihm eben oberflächlich mit den Fingerspitzen den Nacken gestreift hatte.

„Öffne die Läden!“ murmelte er.

Sie dachte, daß er im Fieber sprach; denn eine Stunde vorher hatte sie noch vom Treppenfenster aus nichts als einen behangenen Himmel wahrgenommen.

„Schlafe,“ antwortete sie traurig; „ich habe Dir versprochen, Dich beim ersten Strahl zu wecken ... Schlafe, die Sonne ist noch nicht da.“

„Doch, ich fühle es, die Sonne ist da ... Öffne die Läden!“

III.

Die Sonne war wirklich da. Als Albine die Läden hinter den großen Vorhängen aufgemacht hatte erwärmte das schöne gelbe Licht wiederum eine Ecke des weißen Stoffes. Und als Serge auch wieder den Schatten des Zweiges sah, des Astes, der ihm ein Vorbote für die Rückkehr zum Leben zu sein schien, da

mußte er sich im Bett hinsetzen. Die ganze wiedererstandene Landschaft mit ihrem Grün, ihrem Wasser, ihren weiten Höhenzügen war für ihn dort in jenem grünlichen Schatten, der beim geringsten Windhauche sich bewegte, zusammengedrängt. Er folgte seinem Hin- und Herschwanken mit gierigem Blick, bedurfte er doch der steigenden Triebsäfte, welche er ihm ankündigte, während Albine ihn mit ihren Armen stützte und fröhlich ausrief:

„Ah, mein lieber Serge, der Winter ist vorbei . . . Jetzt sind wir gerettet!"

Er legte sich wieder hin; sein Auge war jetzt schon lebhafter, seine Stimme klarer.

„Morgen," sagte er, „werde ich ganz stark sein . . . Du ziehst dann die Vorhänge weg, ich will Alles sehen."

Aber am andern Tage hatte er Furcht wie ein kleines Kind. Er wollte es durchaus nicht zulassen, daß die Fenster weit geöffnet würden und murmelte: „Gleich, später." Er blieb ängstlich und in Sorge vor dem ersten Lichtstrahl, der sein Auge treffen würde. Der Abend brach an, ohne sich entschließen zu können, der Sonne wieder ins Antlitz zu schauen. Er hatte mit dem Gesicht nach dem Fenster zu dagelegen und auf der weißen Transparentfläche der Vorhänge den bleichen Morgen, den glühenden Mittag und die violettrote Abenddämmerung in allen Farben und Nüancierungen des Tages vorbeiziehen sehen. Am folgenden Morgen schlief er noch, als Albine, die seine Heilung beschleunigen wollte, ihm zurief:

„Serge, Serge, sieh doch die Sonne!"

Sie zog rasch die Vorhänge in die Höhe und machte die Fenster weit auf. Er erhob sich, setzte sich im Bett auf die Knie und rang halb ohnmächtig nach Atem, die Hände gegen die Brust gepreßt, wie um zu verhindern, daß sein Herz entzwei bräche. Ihm gegenüber dehnte sich der weite, blaue, unendliche Himmel

aus; dort betete er seine Brust von allen Leiden rein; er gab sich ganz seinem leichten Wiegen hin und trank dort lauter Milde und Jugendkraft.

Welch ein glückseliger, milder Tag! Die Sonne trat rechts ein, weitab vom Alkoven. Serge beobachtete ihr langsames Vordringen den ganzen Morgen hindurch. Er sah, wie sie auf ihn zukam, so gelb wie Gold, wie sie die alten Möbel abrundete, sich in den Winkeln verkroch und manchmal auf der Erde hinglitt wie ein aufgerolltes Stück Zeug. Sie ging langsam und ruhig voran; wie eine Geliebte sich naht, so dehnte sie ihre hellen Glieder bis zum Alkoven rythmisch im Takt aus, mit vollständigem Widerstreben, daß den Wunsch, sie zu besitzen, bis zum Rasen steigerte. Endlich verließ sie gegen drei Uhr den letzten Lehnsessel, stieg die Bettdecke entlang hinauf und machte es sich auf dem Bett bequem. Sie sah aus wie aufgelöstes, blondes Lockenhaar. Serge überließ seine abgemagerten Hände ihrer glühenden Liebkosung; er schloß die Augen halb und fühlte auf jedem Finger ihre Feuerküsse; er war in einem Lichtbad während der innigen Umarmung des Tagesgestirns.

Als dann die Sonne vom Bett wich und nach links mit langsamen Schritten ging, sah Serge wiederum, wie sie sich wegkehrte, sich von einen Sessel zum andern zurückzog, und bedauerte es, sie nicht länger auf seiner Brust zurückgehalten zu haben. Albine hatte sich auf den Rand des Bettes gesetzt. Sie hatte ihn um den Hals gefaßt, und beide sahen zu, wie der Himmel erblaßte. Ein sehnsüchtiges Behagen schlich sich bei diesem Anblick in Serge's Brust, er fand dort köstliche Nüancen, wie er sie nie vermutet hatte. Bei jedem neuen Blick in die Ferne fand er sich überrascht durch neue unbekannte Ecken am Himmel, die ihm versteckt zulächelten und bewunderungswürdig runde Formen hatten. Und er flog dahin, mit Gliedern frei von Schmerzen, mitten in diesen wechselnden Farbenhimmel in dieses schmeichelnde

Kosen der Azurbläue; seine Gefühle schwebten über seinem schwächlichen Sein einher. Die Sonne ging unter; das Blau mischte sich mit dem reinen Golde, das Aussehen des Himmels war noch fleischfarben, wurde aber langsam in dunklere Schattierungen getaucht. Keine Wolke war am Himmel, es war wie ein Entkleiden, daß am Horizont noch einen schamhaften Strahl erglühen läßt. Der große Himmel schlief.

„Ach, der liebe Junge!“ sagte Albine, als sie Serge anblickte, der an ihrem Halse zugleich mit dem Himmel eingeschlafen war.

Sie legte ihn nieder und machte das Fenster zu.

Aber am andern Morgen früh waren sie schon wieder auf. Serge konnte ohne die Sonne nicht mehr leben. Er kam wieder zu Kräften und gewöhnte sich an das Hereinströmen der frischen Luft, bei dem die Alkovenvorhänge in die Höhe flogen. Aber das Blau, das ewige Blau begann ihm fade zu erscheinen. Er wurde es überdrüssig, ein weißer Schwan zu sein und fortwährend auf dem durchsichtigen Himmelssee einherzuschwimmen. Er wünschte sich jetzt viel lieber dunklen Wolkenflug, einen Zusammenstoß des Gewölks, der die unendliche Monotonie dieses klaren Himmels unterbräche. Je mehr seine Gesundheit zunahm, um so mehr bedurfte er stärkere Anregungen.

„Wenn Du aufstehen kannst,“ sagte Albine, „sollst Du Dich vors Fenster setzen . . . Da kannst Du in den schönen Garten sehen!“

Er schloß die Augen und murmelte:

„O, ich sehe, ich höre ihn . . . Ich weiß, wo die Bäume sind, wo die Wasser rauschen und die Veilchen wachsen. Aber ich sehe ihn schlecht, ich sehe ihn ohne Licht . . . Ich muß sehr stark sein, bevor ich bis ans Fenster gehen kann.“

Ein anderes Mal, wenn Albine glaubte, er sei eingeschlafen, blieb sie stundenlang fort. Und wenn sie

dann wiederkam, fand sie ihn mit vor Neugierde leuchtenden Augen daliegen, von Ungeduld verzehrt.

Er ergriff sie dann am Arme, beroch ihre Kleider und die Wangen.

Sie lachte und zeigte ihm ihre vom Tau benetzten Stiefelchen.

„Du kommst aus dem Garten, Du kommst aus dem Garten,“ rief er dann entzückt. „Ich wußte es. Als Du hereinkamst, sahst Du wie eine große Blume aus . . . Du bringst mir den ganzen Garten in Deinen Kleidern mit.“

Sie mußte in seiner Nähe bleiben, damit er ihren Duft genießen konnte wie den eines Blumenstraußes. Manchmal waren an ihren Kleidern Dornen, Blätter oder Zweiglein hängen geblieben. Er nahm dann diese Dinge an sich und verbarg sie unter seinem Kopfkissen wie Reliquien. Eines Tages brachte sie ihm ein Büschel Rosen. Er war so ergriffen, daß er zu weinen anfing. Er küßte die Blumen und schlief mit ihnen im Arme. Aber als sie verwelkten, verursachte das ihm einen solchen Kummer, daß er Albinen verbot, noch andere abzupflücken. Er zöge sie vor, die auch frisch und duftig sei, und sie verwelke nicht, sie bewahre stets den Duft ihrer Hände, ihrer Haare und Wangen. Zuletzt schickte er selbst sie in den Garten und riet ihr, nicht vor Ablauf einer Stunde wieder zurückzukommen.

„Siehst Du,“ sagte sie, „auf diese Weise habe ich Sonnenschein, Rosen und Luft bis zum nächsten Morgen.“

Oft, wenn er sie atemlos heimkehren sah, fragte er sie aus. Und wenn sie dann antwortete und ihm den Garten zu beschreiben versuchte, legte er ihr die Hand auf den Mund.

„Nein, nein, schweig still,“ murmelte er. „Ich habe Unrecht. Ich will es nicht wissen . . . Ich werde es lieber später selbst sehen.“

Und wie Serge früher Furcht vor dem Lichte gehabt hatte, so zeigte er jetzt eine Unruhe, als er sich stark genug fühlte, um ans Fenster zu gehen und dort hinaus zu sehen. Er sagte wiederum an jedem Abend: „Morgen.“ Er drehte sich erschauernd nach der Wand zu, wenn Albine hereinkam und ihm zurief, daß sie nach Hagedorn rieche, daß sie sich die Hände wund gerissen habe beim Eindringen in eine Hecke, um ihm den vollen Duft mitzubringen. Eines Morgens mußte sie ihn ohne Weiteres zwischen ihre Arme nehmen und ihn fast bis zum Fenster tragen; dort stützte sie ihn und zwang ihn, hinaus zu sehen.

„Bist Du ein Hasenfuß!“ sagte sie mit ihrem hellen hübschen Lachen.

Und sie zeigte mit ihren Händen nach allen Seiten des Horizonts hin, indem sie jedesmal triumphierend mit vielverheißender Zärtlichkeit ausrief:

„Das Paradou! das Paradou!“

Serge blickte hinaus, ohne ein Wort zu sagen.

IV.

Ein grünes Meer vorn, rechts, links, überall. Ein Meer, daß seine Blätterwellen bis zum Horizont wälzt, ohne durch ein Haus, ein Stück Mauer oder eine staubige Landstraße aufgehalten zu werden. Ein ödes, jungfräuliches, heiliges Meer, daß seine milde Wildnis in Unschuld und Einsamkeit ausbreitet. Nur die Sonne schien da hinein, legte sich als Goldtuch auf die Wiesen, stahl sich in den Alleen, durchschnitt mit ihren feinen Flammenstrahlen die Bäume und trank mit ihren Goldlippen aus den Quellen, deren Wasser sie leise bewegte. In diesem Flammensprühen gedieh der große Garten in glücklicher Ungebundenheit. Er war eine derartige Fülle von Blättern, eine so überwuchernde Flut von

Gräsern, daß es aussah, als hätte Eins das Andere bestohlen, überschwemmt und ertränkt. Nichts als grüne Abhänge, Pflanzenstengel, die wie Fontänen in die Höhe schossen, gekräuselte Massen, Waldvorhänge, die dicht verschlossen waren, Mäntel von Schlingpflanzen mit langen Schleppen bis auf die Erde, riesige Verästungen, die nach allen Seiten hin rauschten . . .

Kaum konnte man mit der Zeit aus dieser entsetzlichen Pflanzenwildnis den alten Plan des Paradou herauserkennen. Geraderüber mußte in einer Art von ungeheurem Zirkus das Parterre gelegen haben mit seinen eingefallenen Bassins, zerbrochenen Geländern, eingefallenen Treppen umgestürzten Statuen, deren weiße Fragmente aus dunkeln Rasenstücken noch hervorleuchteten. Etwas weiter, hinter den blauen Umrissen eines Wasserfalls dehnte sich ein buntes Durcheinander von Fruchtbäumen aus; noch weiter entfaltete ein Hochwald sein sonnenbestrahltes, blaß-violettes Unterholz. Es war das ein Forst, der wieder Urwald geworden war, dessen Wipfel, die sich unaufhörlich verneigten, in Gelbgrün, Blaßgrün, Dunkelgrün, kurz dem Grün aller Baumarten schimmerten. Zur rechten klomm der Wald die Höhen hinan, auf denen kleines Kiefergehölz stand, zuletzt kam nur noch dürftiges Gestrüpp, während nackte Felsen, die ein Bergsturz hier als Grenzsperre des Horizonts aufgetürmt hatte, ein gewaltiges Geländer bildeten. Eine üppige Pflanzenwelt entquoll hier dem Boden, Pflanzen, die in ihrer Monstrosität und Unbeweglichkeit wie schlafende Reptilien aussahen; ein Wasserfall spritzte hier seinen Perlenstaub in die Höhe; zur Linken endlich schlängelte sich der Fluß durch weites Wiesenland, wo er sich in vier Bäche teilte, deren Windungen man unter Rosengebüschen, zwischen Weiden hindurch und hinter großen Bäumen verfolgen konnte.

„Das Paradou!“ stammelte Serge und öffnete seine Arme, als wolle er den ganzen Garten an seine Brust drücken.

Er schwankte. Albine mußte ihn auf den Lehnsessel helfen. Dort blieb er zwei Stunden, ohne zu sprechen. Das Kinn auf die Hand gestützt, sah er hinaus. Manchmal bewegten sich seine Augenlider krampfhaft, und das Blut stieg ihm ins Gesicht. Er sah sich Alles langsam und tief erstaunt an. Es war zu groß, zu mannigfaltig, zu viel für ihn.

Das junge Mädchen stützte sich alsdann auf die Lehne des Sessels. Sie nahm ihn beim Kopf und zwang ihn von neuem, hinauszusehen. Sie sagte zu ihm halblaut:

„Das gehört uns! Niemand wird kommen. Wenn Du erst wieder gesund bist, gehen wir spazieren. Da können wir unser ganzes Leben lang umhergehen. Wir gehen dahin, wohin Du willst . . . Wohin willst Du gehen?“

Er lächelte und murmelte:

„O, nicht weit . . . Halt, ich werde dahin gehen, unter jenen Baum neben dem Fenster.“

Sie fragte ihn leise weiter!

„Willst Du ins Gartenparterre gehen? Da wirst Du Rosenbüsche sehen und die großen Blumen, die alles bewachsen haben, sogar die alten Gänge . . . Oder bist Du lieber im Obstgarten, in den ich nur auf allen Vieren hineinkriechen kann, so beladen sind die Bäume mit Früchten? . . . Wenn Du Dich kräftig genug fühlst, werden wir noch weiter gehen. Wir gehen bis in den Wald, suchen uns dort schattige Plätzchen aus, weit ab, so weit, daß wir draußen schlafen müssen, wenn die Nacht uns überraschen sollte . . . Wenn's angeht, steigen wir auch eines Morgens dort auf jene Felsen. Da sollst Du Pflanzen sehen, die mir sogar Furcht einflößen. Da sollst Du auch die Quellen sehen, und einen kleinen Wasserfall, dessen Staubregen wir mit unserm Gesicht auffangen können . . . Wenn Du es aber vorziehst, die Hecken entlang zu gehen am Rande des Bächleins, dann

müssen wir den Weg über die Wiesen einschlagen. Abends, beim Sonnenuntergang, ist es unter den Weiden prächtig. Man streckt sich im Grase aus und sieht, wie die kleinen Laubfrösche über die Binsenhälmchen springen."

„Nein, nein," sagte Serge, „Du quälst mich, ich will nicht so weit gehen . . . Ich werde nur ein paar Schritte machen. Und das wird schon viel sein."

Sie ließ ihn einen Augenblick in ihren Armen weinen und war beunruhigt und trostlos, daß sie nicht die richtigen Worte finden konnte, um ihn zu beruhigen.

„Das Paradou ist also nicht so schön, wie Du es Dir vorgestellt hattest?" fragte sie noch.

Er machte sein Gesicht frei und antwortete.

„Ich weiß nicht mehr. Das war alles so klein, und jetzt wird's immer größer . . . Nimm mich fort, versteck' mich."

Sie brachte ihn bis an sein Bett und beruhigte ihn, wie ein Kind, durch eine Lüge:

„Nun wohl, nein, es ist nicht wahr, es ist gar kein Garten da. Ich habe Dir ja bloß ein Märchen erzählt. Schlaf' unbesorgt."

V.

Jeden Tag ließ sie ihn nun in den kühlen Stunden sich ans Fenster setzen. Er begann auch schon einige Schritte zu machen, indem er sich an den Möbeln festhielt. Seine Wangen wurden rosiger, und die Hände verloren ihren wachsfarbenen, durchsichtigen Schein. Aber trotz dieser Genesung waren seine Sinne dumpf geblieben, sodaß er wie ein armes, gestern geborenes Wesen dahinvegetierte. Er lebte still für sich hin, da er noch zu arm an Blut war, um sich um die Außenwelt zu kümmern, er klebte am Boden und ließ erst

markige Lebenskraft in seinen Körper einziehen. Es war eine Wiedergeburt, ein langsames Wachsen und Gedeihen wie bei warmen Frühlingskeimen. Albine, die sich gewisser Aussprüche des Doktor Pascal erinnerte, war recht besorgt, als sie ihn so als kleinen unschuldigen, schwachköpfigen Jungen dahinleben sah. Sie hatte erzählen hören, daß manche Krankheiten als Heilung Schwachsinn zurücklassen. Sie vertiefte sich nun stundenlang in seinem Anblick, sann wie eine Mutter darüber nach, was ihn wohl zum Lachen bringen könnte, und lächelte ihm zu. Aber er lachte noch nicht. Wenn sie mit der Hand vor seinen Augen vorbei fuhr, so sah er es nicht und verfolgte auch nicht den Schatten. Kaum, daß er sich, wenn sie zu ihm sprach, leicht mit dem Kopfe nach der Seite hinkehrte, von wo das Geräusch kam. Sie hatte nur einen Trost: er gedieh prächtig, er war ein schöner Junge.

So mußte sie eine Woche hindurch zärtliche Sorge für ihn tragen. Sie wartete mit Ungeduld auf sein Vernünftigwerden. Sowie sie einige Lichtblicke gewahrte, beruhigte sie sich und dachte, daß er mit der Zeit schon ein Mann werden würde. Wenn sie ihn berührte, zuckte er leicht zusammen. Und eines Abends glitt ein schwaches Lächeln über sein Gesicht. Am andern Morgen, nachdem sie ihn wieder ans Fenster gebracht hatte, ging sie in den Garten hinunter, wo sie zu laufen und ihn zu rufen begann. Sie verschwand unter den Bäumen, lief durch die Sonne, kam außer Atem wieder und klatschte in ihre Hände. Er blinkerte mit den Augen und sah sie anfänglich nicht. Aber als sie von neuem hin- und herlief und wieder Versteckchen spielte, hinter jedem Busche wieder auftauchte und ihm zurief, da folgte er schließlich mit seinem Blicke ihrem weißen Kleide. Und als sie sich plötzlich unter das Fenster stellte und empor sah, streckte er die Arme aus, und that so, als wolle er zu ihr. Sie lief hinauf und umarmte ihn ganz stolz.

„Ah, Du hast mich gesehen, Du hast mich gesehen!“ rief sie. „Du möchtest also wohl mit mir in den Garten kommen, ist's nicht so? . . . Wenn Du wüßtest, wie sehr Du mich seit einigen Tagen unglücklich machst dadurch, daß Du mich nicht hören und sehen willst!“

Er schien ihr mit einem Gefühl leichten Schmerzes, der sich durch eine furchtsame Kopfbewegung kund gab, zuzuhören.

„Jetzt geht's Dir schon wieder besser,“ fuhr sie fort. „Du bist jetzt stark genug, um hinunter zu gehen, wenn Du willst . . . Warum sagst Du mir nichts mehr? Du hast also die Sprache verloren? Ach, was für ein kleiner Junge! Ich werde ihm noch das Sprechen beibringen müssen!“

Und in der That hatte sie ihr Vergnügen daran, ihm die Gegenstände, die sie berührte, zu nennen. Er konnte bloß stammeln, er sprach die Silben zweimal aus uud brachte kein Wort ordentlich, wie sich's gehörte, hervor. Inzwischen führte sie ihn im Zimmer herum. Sie stützte ihn und führte ihn vom Bett zum Fenster. Das war eine große Reise. Beinahe wäre er zwei- oder dreimal unterwegs gefallen; darüber mußte sie lachen. Eines Tages setzte er sich auf den Boden und mußte sich sehr anstrengen, um wieder aufzukommen. Dann ließ sie ihn eine Reise ums Zimmer machen, setzte ihn auf das Kanapee, die Lehnsessel und die Stühle; diese Reise um die kleine Welt nahm eine gute Stunde in Anspruch. Endlich konnte er einige Schritte ganz allein wagen. Sie stellte sich vor ihn mit ausgebreiteten Armen hin und ging, indem sie ihn rief, rückwärts, so daß er durch das Zimmer mußte, um sich wieder auf ihren Arm stützen zu können. Wenn er schmollte und nicht weiter gehen wollte, nahm sie ihren Kamm heraus und hielt ihm denselben wie ein Spielzeug vor. Dann kam er, um ihn zu ergreifen, und verweilte sich in

einer Ecke stundenlang mit dem Kamm, mit dem er sich die Hände kratzte.

Eines Morgens fand Albine ihn auf. Es war ihm schon gelungen, einen Fensterladen aufzumachen. Er bemühte sich zu gehen, ohne sich an den Möbeln festzuhalten.

„Seht mir doch den starken Mann!" sagte sie heiter. „Morgen wird er schon durch's Fenster springen, wenn man's zuläßt . . ."

Serge antwortete mit einem knabenhaften Lachen. Seine Glieder waren wieder jugendstark geworden, aber das richtige geistige Bewußtsein war ihm noch nicht zurückgekehrt. Er blieb ganze Nachmittage hindurch dem Parke gegenüber mit dem Gesichtsausdruck eines Kindes sitzen, welches nur das Weiße sieht und nur dumpfes Geräusch hört. Mit weit aufgerissenen, verwunderten Augen, die nichts begreifen können, saß er da, kaum fähig, die Hände, wie er es wollte, zu bewegen; es war ein vollständig instinktiver Beginn des Daseins, der außerhalb der Sphäre des Bewußtseins lag. Der Mensch war noch nicht geboren.

„Nun gut denn, spiele nur den Dummen," murmelte Albine. „Wir werden ja sehen."

Sie nahm den Kamm aus ihrem Haar und reichte ihm denselben.

„Willst Du meinen Kamm?" sagte sie. „Hole ihn Dir."

Als sie ihn so im Rückwärtsgehen aus dem Zimmer gelockt hatte, schlang sie einen Arm um seine Taille und stützte ihn bei jeder Stufe. Sie erfreute ihn dadurch, daß sie ihm den Kamm wiedergab und ihm den Hals mit ihren Haarspitzen kitzelte, so daß er nicht bemerkte, daß er hinunterging. Unten aber, bevor sie die Thür aufgemacht hatte, wurde er in dem dunkeln Korridor ängstlich.

„Sieh doch nur!“ rief sie und stieß die Thür weit auf.

Das war wie ein plötzliches Morgenrot, wie ein im Nu fortgezogener dunkler Vorhang. Der Park lag vor ihnen da und dehnte sich im feuchten Laubschmuck frisch und weit aus, wie eine Quelle. Serge blieb entzückt auf der Schwelle stehen; es verlangte ihn beinahe, mit dem Fuße vorsichtig fühlend in dieses Lichtmeer hineinzutauchen.

Er hatte einen Schritt hinausgemacht und war überrascht über die weiche Elastizität des sandigen Grundes. Diese erste Berührung mit der Erde versetzte ihm einen Stoß, eine Lebenserneuerung, daß er einen Augenblick stehen bleiben mußte und sich seufzend aufrichtete.

„Vorwärts! nur Mut!“ wiederholte Albine. „Du weißt, daß Du mir versprochen hast, fünf Schritte zu thun. Wir gehen zu jenem Maulbeerbaum, der unter dem Fenster steht ... Dort kannst Du Dich ausruhen.“

Es währte eine Viertelstunde, um diese fünf Schritte zurückzulegen. Bei jeder Anstrengung machte er Halt, als wenn es sich darum gehandelt hätte, erst die Wurzeln, die ihn am Boden festhielten, auszureißen.

Das junge Mädchen lehnte ihn gegen den Maulbeerbaum, so daß ihn die durch die Zweige dringenden Sonnenstrahlen überfluteten. Dann sprang sie mit einem Satz von ihm weg und rief ihm zu, sich nicht zu rühren. Serge hatte den Arm herabhängen lassen und drehte langsam den Kopf nach dem Fleck. Auch dort herrschte Kindheit. Das Hellgrün des Laubes schwankte jugendfrisch im Winde und badete sich im klaren Licht. Die Bäume sahen wie dumme Jungen aus, und die Blumen erschienen wie Kinder; selbst das blaue Wasser schaute wie mit großen, blauen, naiven Kinderaugen drein. Jedes einzelne Blatt schien zu neuem Leben zu erwachen.

Serge hatte sich der gelben Oeffnung zugewandt, welche eine breite Allee vor ihnen bildete. Ganz hinten,

nach Osten zu, zeigten in Gold getauchte Felder das Aufsteigen der Sonne an. Er wartete, bis die Morgensonne durch die Allee bis zu ihm kommen würde. Er fühlte schon ihr Kommen von dem lauen Hauche, der anfangs ganz schwach war, so daß er kaum seine Haut streifte, dann aber immer mehr an Stärke zunahm und so lebhaft wehte, daß ein Zittern durch seinen ganzen Körper ging. Er kostete ihr Kommen mit immer mehr gesteigertem Behagen, daß ihm die herbe, gesunde, frische Luft zufächelte, welche zuckersüßen Wohlgeruch und das herbe Aroma von Früchten des milchichten Holzes ihm als Schmaus vorsetzte. Er atmete ihr Kommen durch die Düfte, welche sie als Boten voraussandte in den Erdgeruch, den Geruch des schattigen Haines, den Geruch der glühenden Pflanzen, den Geruch der lebenden Tiere, kurz ein Boukett von Gerüchen, vor deren Heftigkeit ihm schwindelte. Er hörte ihr Kommen an dem leichten Fluge eines Vogels, der das Gras streifte und das Schweigen des Gartens unterbrach, in dem Alles, was er berührte, tönte, so daß ein harmonisches Geräusch der Dinge und Wesen an sein Ohr schlug. Er sah ferner auch im Hintergrunde der Allee, von den in Gold getauchten Feldern, die Sonne; sie war so rosig, so heiter, daß sie ihren Pfad mit einem Lächeln erhellte; in der Ferne sah sie so groß aus wie ein Flecken am Fenster, bald aber ward sie die prangende Sonne selbst.

Und der Morgen rüttelte den Maulbeerbaum, an welchem Serge lehnte. Serge wurde im jungen Frühlingsmorgen neu geboren.

„Serge! Serge!“ rief Albine, die von den hohen Gebüschen des Parterres verdeckt war. „Habe keine Furcht, ich bin da.“

Aber Serge hatte keine Furcht mehr. Er erstarkte in der Sonne, in diesem reinen Lichtbade, das um ihn wogte. Er wurde mit 25 Jahren geboren, seine Sinne thaten sich plötzlich auf, und er sah entzückt hinauf zum

weiten Himmelszelt, hinunter zur beglückenden Erde und auf die Wunder, welche der umgebende Horizont ihm bot. Dieser Garten, den er gestern noch nicht kannte, ward ihm eine Quelle außergewöhnlichen Genusses. Alles erfüllte ihn mit Begeisterung, sogar die Grashälmchen, sogar die Steine der Alleen, sogar das Zephyrsäuseln, das er nicht sah, das er aber auf seinen Wangen fühlte. Sein ganzer Leib nahm von diesem Stückchen Natur Besitz und umarmte es mit seinen Gliedern; seine Lippen tranken es, seine Nasenflügel sogen es begierig auf, seine Ohren waren voll davon und er verschlang es mit seinen Augen. Es war sein. Die Rosen des Parterres, die hohen Aeste des Hochwaldes, die vom Sturz der Quellen erklingenden Felsen, die Wiesen, auf denen der Sonnenschein seine Lichtverschanzungen aufbaute, sie waren alle sein.

Er schloß alsdann die Augen und verschaffte sich das wollüstige Gefühl, sie langsam wieder aufzumachen, um in nochmaligem Erwachen zu schwelgen.

„Die Vögel haben alle Erdbeeren aufgefressen," sagte Albine, die trostlos herbeieilte. „Sieh, ich habe nur diese beiden da finden können."

Sie blieb jedoch nach einigen Schritten stehen und betrachtete Serge mit entzücktem Erstaunen, das ihr bis zum Herzen drang.

„Wie schön Du bist!" rief sie aus.

Sie näherte sich ihm etwas mehr und blieb dann wieder, in seinem Anblick versunken, stehen.

„Ich habe Dich noch nie gesehen," murmelte sie.

Er war sichtlich größer geworden. Mit einem leichten Rock bekleidet, stand er da, zwar noch ein wenig schmächtig und mit feingebauten Gliedern, doch derbem Brustkasten und runden Schultern. Sein weißer Hals, der hinten von braunem Haar bedeckt war, war bloß; sein Kopf ein wenig nach hinten gebogen. Gesundheit, Kraft und Stärke lagen auf seinem Gesichte. Er lächelte

nicht, er ruhte sich aus, sein Mund war ernst und mild, seine Wangen fest, die Nase groß, die grauen Augen blickten klar und hoheitsvoll. Seine langen Haare, die den hohen Schädel bedeckten, fielen in dunklen Locken auf die Schultern herab; ein leichter Bart, durch welchen seine zarte Haut hindurchschimmerte, kräuselte sich auf seiner Lippe und um das Kinn.

„Du bist schön, Du bist schön!“ wiederholte Albine, die sich langsam vor ihm hingekauert hatte und mit liebkosenden Blicken zu ihm aufsah. „Aber warum schmollst Du mit mir jetzt? Warum sagst Du mir nichts?“

Er stand da, ohne zu antworten; sein Blick schweifte in der Ferne, er sah nicht dies Kind zu seinen Füßen. Er sprach zu sich selbst. Er sagte von der Sonne:

„Wie gut das Licht ist!“

Man hätte diesen Ausruf auch für einen Ausfluß der vibrirenden Sonnenstrahlen selbst halten können, so leise war er gemurmelt, so sehr klang er wie ein musikalischer Hauch, wie ein Schauer der lebenspendenden Wärme. Schon seit einigen Tagen hatte Albine nicht mehr die Stimme von Serge gehört. Sie hörte sie jetzt und fand sie wie ihn selbst verändert. Ihr schien, als ob sie mit mehr Anmut erschalle als der Vogelsang in dem Park, und mit mehr Ernst als der Wind, der in den Zweigen rauschte. Sie war königlich, befehlend. Der ganze Garten hallte davon wieder, obwohl es nur ein Hauch gewesen war, und der ganze Garten zitterte vor Freude und rauschte.

„Sprich doch zu mir,“ flehte Albine. „So hast Du ja noch nie mit mir gesprochen. Oben im Zimmer, als Du noch nicht stumm warst, plaudertest Du mit Kinderlallen . . . Wie kommt es doch, daß ich Deine Stimme nicht wieder erkenne? Soeben noch habe ich geglaubt, daß Deine Stimme von den Bäumen tönte, daß sie vom ganzen Garten mir wiederholt würde, daß sie einer jener tiefen Seufzer sei, die mich des Nachts, be-

vor Du kamst, beunruhigten. Horch, alles ist still, um Dich noch einmal sprechen zu hören."

Aber er fuhr fort, sie nicht zu beachten, und sie wurde noch zärtlicher.

„Nein, sprich nicht! das erschöpft Dich. Setze Dich an meine Seite nieder! Wir wollen auf diesem Rasen bleiben, bis die Sonne fort ist. — Und sieh, ich habe zwei Erdbeeren gefunden. Gelt, das hat mir Mühe genug gekostet! Die Vögel haben Alles abgefressen. Es ist nur noch eine für Dich da, oder zwei, wenn Du willst; oder besser wir teilen sie, um jede zu kosten. — Du wirst zu mir „danke" sagen, und ich werde Dich sprechen hören."

Er wollte sich nicht hinsetzen, er wollte auch nicht die Erdbeeren haben, die Albine nun ärgerlich fortwarf. Auch sie sprach kein Wort mehr.

Sie hätte ihn lieber krank gesehen, wie in der ersten Zeit, als sie noch ihm ihre Hand als Kopfkissen unterlegte, und als sie noch spürte, wie er unter ihrem Atem, mit dem sie ihn erfrischte, wie neu belebt wurde. Sie verwünschte seine Gesundheit, die ihn jetzt im Sonnenschein zu einem jungen, gleichgültigen Gott machte.

Würde er so bleiben, ohne sie anzusehen? Würde seine Heilung nicht noch weitere Fortschritte machen, nicht noch soweit gehen, sie zu sehen und zu lieben? Und sie dachte daran, seine Heilquelle zu werden und mit der alleinigen hilfreichen Macht ihrer kleinen Hände ihm eine zweite Jugend einzuflößen und so diese Kur zum Abschluß zu bringen. Sie sah wohl, daß diese grauen Augen, die von starrer Schönheit waren, ähnlich wie der Statuen, welche in die Nesseln des Parterres gefallen waren, — daß diesen Augen der lebende Strahl fehlte.

Dann erhob sie sich, umfaßte seine Taille und hauchte ihm auf den Nacken, um ihn zu beleben. Aber an diesem Morgen spürte Serge selbst diesen Hauch nicht,

der seinen seidenen Bart zur Seite wehte. Die Sonne war fort; man mußte wieder hineingehen. Als sie im Zimmer waren, weinte Albine.

Von diesem Morgen an machte der Rekonvaleszent alle Tage einen Spaziergang in den Garten. Er ging vom Maulbeerbaum weiter bis zum Rande der Terrasse vor der breiten Treppe, deren zerbrochene Stufen zum Parterre hinabführten.

Er gewöhnte sich an die frische Luft, und jedes Sonnenbad machte ihn kräftiger. Eines Tages sogar hatte er die Treppe hinunter steigen wollen, aber er hatte seinen Kräften zuviel zugetraut; er mußte sich auf eine Stufe zwischen Mauerkraut, das aus den Spalten emporwucherte niedersetzen. Da unten links sah er eine Rosenhecke, da hin hatte er gehen wollen.

„Warte noch," sagte Albine. „Der Rosenduft ist noch zu scharf für Dich. Ich habe mich nie unter Rosengebüsch setzen können, ohne mich ganz schlaff zu fühlen. Der Kopf war mir benommen, und mich überkam eine Wehmut, daß ich hätte weinen mögen . . . Gelt, ich werde Dich zu den Rosenhecken führen? Ich werde dann dort weinen, denn Du machst mich sehr traurig."

VI.

Eines Morgens endlich konnte sie ihn stützend bis an den Fuß der Gartentreppe geleiten, indem sie bald das Gras vor ihm mit dem Fuße niedertrat, bald ihm einen Weg durch Hagebuttengesträuch, welches die untersten Stufen versperrte, mit ihren geschmeidigen Armen bahnte. Dann gingen sie langsam dem Rosenwäldchen zu. Es war dies ein Wäldchen von hochstämmigen Rosenstöcken, welche ihre großen Blätterkronen Bäumen gleich ausbreiteten, und von gewaltigen Rosengebüschen, dem undurchdringlichen Buschholz junger Eichen vergleich-

bar. Ehemals hatte sich dort eine bewunderungswürdige Sammlung von Pflanzen, wie man sie nur je gesehen hat, befunden. Aber seit das Gartenparterre aufgegeben worden war, war alles aufs Geratewohl gewachsen, ein Urwald hatte sich aufgebaut im Rosenwald, der die Fußwege nicht respektierte, sich mit dem wilden Nachwuchs verband und die verschiedenen Arten so miteinander vermischt hatte, daß Rosen in allen Farben und Gerüchen auf demselben Stamm zu wachsen schienen. Natürliche Alleen hatten sich in diesem Walde gebildet, enge Stege, breite Wege, köstliche, bedeckte Gänge, wo man im Schatten und Duft ging. Auf diese Weise gelangte man an Kreuzwege, in Lichtungen, unter Lauben von kleinen roten Rosen und zwischen Wänden, die mit kleinen gelben Rosen tapeziert waren. Manches sonnige Plätzchen glänzte wie grüner Seidenstoff, der von grellen Streifen durchwirkt ist; manches schattige Plätzchen war still und kühl wie ein Alkoven, der nach Liebe duftet, nach einem am warmen Busen einer Frau langsam verwelkenden Blumenstrauß. Die Rosensträucher hatten sich allerlei zischelnd zu erzählen. Sie waren voll von Nestern, in denen es lustig zwitscherte und sang.

„Wir müssen uns in Acht nehmen, uns nicht zu verirren," sagte Albine, indem sie ins Wäldchen eindrang. „Einmal habe ich mich schon verirrt. Die Sonne war schon untergegangen, ehe ich dazu kam, mich von den Rosensträuchern freizumachen, die mich bei jedem Schritt am Kleide zurückhielten."

Sie waren jedoch kaum einige Minuten gegangen, als Serge, von Müdigkeit übermannt, sich hinsetzen wollte. Er legte sich nieder und fiel in einen tiefen Schlaf. Albine hatte sich neben ihn gesetzt und träumte still vor sich hin. Sie hatte Serge noch nie in so großer Ermattung gesehen, seine Glieder waren schlaff, seine Hände lagen geöffnet auf dem Rasen, sein Gesicht war totenbleich. So war er für sie ein Toter; sie

dachte, daß sie sein Gesicht küssen könnte, ohne daß er ihren Kuß fühlen würde. Und so beschäftigte sie sich denn traurig und zerstreut damit, die Rosen, die sie fassen konnte, mit müßigen Händen zu entblättern. Ueber ihrem Haupte hing ein ungeheurer Zweig herab, der ihr Haar streifte, mit Rosen ihren Scheitel, ihre Ohren und den Nacken schmückte und um ihre Schultern einen Mantel von Rosen warf. Höher hinauf gab es unter ihren Fingern einen Rosenregen von zarten breiten Blumenblättern, die von auserlesener Rundung und von rosig angehauchtem Weiß waren. Die Rosen bedeckten schon wie ein Grab von lebendem Schnee ihre in das Gras gestreckten Füße. Die Rosen reichten ihr bis ans Knie, bedeckten ihr Kleid und gingen bis an ihre Taille; drei Rosenblätter hatten sich verirrt und waren auf ihr Mieder geflogen, am Eingang des Busens, und schienen dort Wacht zu halten.

„O, der Faulpelz!“ murmelte, sie, von Langeweile geplagt, und warf zwei Hände voll Rosen auf Serge's Gesicht, um ihn zu erwecken. Er sah unbeholfen aus mit den Rosen, die ihm Augen und Mund zustopften. Darüber mußte Albine lachen. Sie neigte sich über ihn und küßte ihn von ganzem Herzen auf die beiden Augen und auf den Mund, und zwar hauchte sie diese Küsse, um die Rosen fortzublasen; aber die Rosen blieben ihm auf den Lippen liegen und sie mußte noch lauter lachen, voller Freude über diese Blumenliebkosung.

Serge hatte sich langsam erhoben. Er sah sie erstaunt an, wie wenn er erschreckt wäre, sie hier zu finden. Er fragte sie:

„Wer bist Du, von wo kommst Du, was machst Du an meiner Seite?“

Sie lächelte noch immer, entzückt, ihn so aufgeweckt zu haben. Dann aber schien er sich zu besinnen und fuhr mit einer Bewegung, die Glück und Zutrauen ausdrückte, fort:

„Ich weiß, Du bist meine Liebe, Du kommst aus meinem Fleische, Du wartest, bis ich Dich in meine Arme schließe, damit wir nur noch eins sind . . . Ich träumte von Dir. Du warst in meiner Brust, und ich gab Dir mein Blut, meine Muskeln, meine Knochen. Ich war nicht leidend. Du nahmst mir die Hälfte meines Herzens, so sacht, daß ich eine Wollust in mir verspürte, so mit Dir zu teilen. Ich suchte das Beste und Schönste, was ich hatte, um es Dir zu überlassen. Und wenn Du alles mit Dir genommen hättest, ich würde Dir noch gedankt haben . . . Und als Du von mir weggingst, bin ich erwacht . . . Du bist durch meine Augen und durch meinen Mund weggegangen, ich habe es wohl gemerkt. Du warst ganz warm, ganz duftig, und so voll Liebkosungen, daß der bloße Schauer Deines Körpers mich in die Höhe gebracht hat.“

Albine hörte entzückt zu; er sprach. Endlich sah er sie; endlich hörte er auf, geboren zu werden, er genas. Sie flehte ihn mit gerungenen Händen an, fortzufahren.

„Wie habe ich es nur fertig gebracht, ohne Dich zu leben?“ murmelte er. „Aber ich lebte nicht, ich war wie ein Tier, das Winterschlaf hält . . . Und jetzt bist Du mein! Du bist nichts Anderes als ich selbst! Höre, Du mußt mich nie verlassen, denn Du bist mein Odem, Du würdest meinen Leib mit Dir fortnehmen. Wir wollen Eines im Andern bleiben. Du sollst in meinem Fleische sein, wie ich in Deinem sein werde. Wenn ich Dich eines Tages verlasse, so möge ich verflucht sein, mein Leib soll vertrocknen wie unnützes Unkraut.“

Er nahm ihre Hände und sagte wiederholt mit vor Bewunderung bebender Stimme:

„Wie schön Du bist!“

Albine hatte im Sonnenschein, der auf sie fiel, eine Hand wie Milch, ein wenig durch Luft und Licht gebräunt. Der Rosenregen um sie und auf ihr gab ihr

einen rosigen Schein. Ihre blonden Haare, die vom Kamm nur schlecht festgehalten wurden, umgaben sie mit Strahlen, wie wenn die Sonne untergeht, und bedeckten ihren Nacken mit verworrenen Flammenlocken. Sie trug ein weißes Kleid, das sich ihren Formen anschmiegte. Sie war wie eine Blume ohne Scham und hatte auch wie diese einen nur ihr eigenen Duft. Sie war hoch aufgeschossen doch nicht zu groß; geschmeidig wie eine Schlange, hatte sie weiche runde Formen, die sich in wollüstigen Umrissen ausdehnten, und eine Anmut in ihrem ganzen Wesen, die halb noch die eines Kindes, halb schon die einer mannbaren Jungfrau war. Ihr längliches Gesicht mit niedriger Stirn und etwas zu starkem Munde wurde von einem heiterlächelnden, schmachtenden Augenpaar belebt. Und dennoch war sie ernst mit ihren frischen Wangen uud dem vollen Kinn: sie war so naturschön wie die Bäume es sind.

„Und wie ich Dich liebe!" sagte Serge, indem er sie zu sich zog.

Sie blieben so beieinander in enger Umarmung. Sie küßten sich nicht, sie hatten sich nur um die Taille gefaßt und Wange gegen Wange gelehnt in stummer Vereinigung entzückt nur Eins zu sein. Um ihnen herum blühten die Rosen. Es war ein tolles, verliebtes Blühen; die roten, die rosa und die weißen Rosen lachten einander zu.

Da gab es gelbe Rosen, die wie asiatische Barbarenmädchen aussahen, strohfarbene Rosen, citronengelbe Rosen und sonnenfarbene Rosen, alle Abstufungen des gebräunten bernsteinfarbenen Teints eines glühenden Klimas. Dann wurde die Haut etwas zarter, die Theerosen in köstlichem Tauschmnck breiteten ihre verborgene Scham aus, die Staubfaden, Körperteile, die man nicht gern zeigt, von einer Feinheit wie Seide und leicht von einem blauen Adernetz durchzogen.

Dann entfaltete sich das heiterlächelnde Leben der

rosaroten: zuerst die weiße Rose, die kaum von einem Karminstreifen überzogen ist und dem schneeigen Fuße einer Jungfrau gleicht, die das Wasser einer Quelle probiert; dann die blasse Rose, die verschwiegener ist, als die warme Weiße eines zufällig gesehenen Knies oder der Glanz, mit dem ein junger Arm aus einem weiten Aermel hervorschimmert; ferner die freie Rose, mit rotem Atlaskleidchen, bloßen Schultern, bloßen Hüften, vom Licht liebkost und endlich die lebhafte Rose mit halb aufgebrochenen Knospen, halbgeöffneten Lippen und lauen Wohlgeruch ausatmend. Und die Kriechrosen, die großen Rosenstöcke mit weißem Blütenregen kleideten alle diese Rosen, alle diese Leiber, mit dem Spitzenzeug ihrer Blütentrauben in unschuldiges Mousselin, während hie und da fast schwarze, blutend weinfarbene Rosen, die legitime Ehegemeinschaft mit leidenschaftlicher Glut unterbrachen. Ein Hochzeitsfest des duftenden Waldes, auf dem die Jungfräulichkeit des Mai mit der Fruchtbarkeit des Juli und August zusammengegeben werden: ein erster unbewußter Kuß, gepflückt wie ein Strauß am Hochzeitsmorgen. Sogar im Grase warteten Moosröschen mit ihrem hohen grünen Wollkleidchen der Liebe. Den Fußpfad entlang, der von den Sonnenstrahlen erhellt war, standen Blumen umher, neigten ihre Gesichter und riefen dem Zephyr im Vorüberziehen zu.

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich!" wiederholte Serge mit leiser Stimme.

Auch Albine war eine große Rose, eine der blaßroten, die des Morgens geöffnet sind. Sie hatte weiße Füße, rosige Knie und Arme, blondgelocktes Haar und einen fein geaderten Busen. Sie duftete süß und ihre schwellenden Lippen boten im roten Korallenbecher ihren noch schwachen Duft dar. Und Serge sog diesen Duft ein und zog sie an seine Brust.

„O," sagte sie lachend, „Du thust mir nicht weh, Du kannst mich ganz und gar nehmen."

Serge war von ihrem Lachen, daß wie die Kadenz eines Vogeltrillers klang, entzückt.

„Nur Du kannst so trillern," sagte er, „noch nie habe ich etwas so Süßes gehört . . . Du bist meine Freude."

Und sie lachte noch heller die Tonleiter hinunter und hinauf mit kleinen schmetternden Flötentrillern, die langsam in ernste Töne übergingen. Es war ein endloses Girren im Brustton, eine klingende, triumphierende Musik, welche die Wollust des Erwachens feierte. Alles lachte mit bei diesem Lachen eines der Schönheit und Liebe entgegenreifenden Weibes: die Rosen, der duftige Wald, das ganze Paradou.

„Wie alt bist Du?" fragte Albine, als sie ihren Lachtriller mit einem lang gedehnten, langsam verhauchenden Tone geschlossen hatte.

„Bald sechsundzwanzig Jahre," antwortete Serge.

Sie wunderte sich. Wie?! Schon sechsundzwanzig Jahre alt!

Er selbst war ganz überrascht, daß so leichthin gesagt zu haben. Es war ihm zu Mut, als sei er noch keinen Tag, noch keine Stunde alt.

„Und Du, wie alt bist Du," fragte er seinerseits.

„Ich? bin sechszehn Jahre alt," antwortete sie schnell.

Dann antwortete sie unruhig wie Quecksilber, sie sang ihre Worte und sang ihr Alter. Sie freute sich unter Lachen, sechszehn Jahr alt zu sein, und ihr Lachen klang so fein, so tremolierend, wie wenn ein Wasserstrahl im Rythmus herniedergießt. Serge betrachtete sie ganz nahe, voll Bewunderung über die lebensprühende Natur dieses Lachens welches ihr Kindergesichtchen verklärte. Er kannte sie kaum wieder, ihre Wangen zeigten Grübchen, die geschwellten Lippen ließen die feuchte Rose

ihres Mundes sehen, und die Augen leuchteten wie der blaue Himmel, den das aufgehende Gestirn beglänzt. Sie beugte sich zurück und lehnte ihr Kinn unter fortwährendem Lachen auf seine Schultern. Er faßte mechanisch mit der Hand hinter seinen Rücken, als ob er etwas suchte.

Und er nahm sie wieder in seine Arme, wo er sie lange festhielt, und murmelte träumerisch:

„'s ist doch seltsam! bevor man geboren ist, träumt man schon von der Geburt . . . Ich lag irgendwo im Grabe. Mich fror. Ich hörte über mir das Treiben der Außenwelt. Aber ich hielt mir vor Verzweiflung die Ohren zu, da ich mich an mein finstres Loch gewöhnt hatte und dort qualvolle Freuden genoß, so daß ich nicht einmal mehr versuchte, mich von dem Erdhaufen, der auf meiner Brust lag, zu befreien . . . Wo war ich denn? Wer hat mich endlich an's Licht gebracht?"

Er strengte sein Gedächtnis an, während Albine ängstlich wurde und jetzt fürchtete, er könne sich erinnern. Sie nahm lächelnd eine Handvoll ihrer Haare und band sie um den Hals des jungen Mannes, so daß sie beide zusammengekettet waren. Das Spiel scheuchte ihn aus seinen Träumereien auf.

„Du hast Recht," sagte er, „ich bin Dein, was kümmert uns das Übrige! . . . Nicht wahr, Du hast mich aus der Erde gezogen? Ich muß unter diesem Garten gewesen sein. Was ich hörte, waren Deine Schritte, welche die kleinen Kieselsteine auf dem Fußwege in Bewegung brachten; Du suchtest mich, Du brachtest mir zu Häupten Vogelgesang, Nelkenduft und Sonnenwärme . . . Und ich ahnte es, daß Du mich schließlich doch finden würdest. Ich harrte Deiner, siehst Du, schon seit langer Zeit."

Er nahm sie auf seinen Schoß, legte sie über seine Knie und bog ihr Gesicht zu dem seinen.

Sie hielten sich unschuldsvoll umschlungen ... Noch lange saßen sie so da, sich selbst und Alles um sich her vergessend. Die Sonne stieg höher und wärmere Lichtstrahlen drangen durch die hohen Zweige. Die gelben Rosen, die weißen Rosen und die roten Rosen strahlten vor Freude. Rundum waren die Knospen aufgegangen: das hatte gewiß die Liebe der Beiden zu Wege gebracht. Die Rosen krönten sie und warfen ihnen Guirlanden in den Schoß. Und der Rosenduft war so durchdringend, so von verliebter Zärtlichkeit gewürzt, daß er der Duft ihres Atems selbst zu sein schien.

VII.

Albine und Serge betraten das Gartenparterre. Sie betrachtete ihn mit sorgsamer Unruhe, weil sie fürchtete, er könne müde werden. Aber er beruhigte sie durch ein leichtes Lachen. Er fühlte sich stark genug, sie überall, wohin sie wollte, zu tragen. Als er wieder im vollen Sonnenschein stand, jauchzte er vor Freude. Endlich lebte er; er war nicht mehr die Pflanze, die im Todeskampf des Winters unterliegt. Und wie zärtlich äußerte er seine Dankbarkeit. Er hätte die kleinen Füßchen Albinens vor jeder rauhen Stelle auf den Alleen bewahren mögen; er dachte schon daran, sie auf den Arm zu nehmen, wie eine Mutter, die ihr Kind einlullt. Schon schützte er sie als eifersüchtiger Hüter, entfernte die Steine und Dornen, und wachte darüber, daß der Wind nicht von ihren angebeteten Haaren Liebkosungen stahl, die nur ihm zukamen. Sie hatte sich an seine Schulter geschmiegt und gab sich ganz ihrer innern Freude hin.

So schritten Albine und Serge zum ersten Mal im Sonnenschein dahin. Das Paar verbreitete rings

Freude um sich. Der Fußpfad erbebte, während die Sonne einen Goldteppich vor ihren Füßen aufrollte.

Sie waren nur Ein schönes herrliches Wesen. Die weiße Haut Albinens vereinigte sich mit dem Glanze der braunen Haut Serge's. Sie gingen langsam, in Sonnenschein gehüllt, vorüber; sie waren selbst Sonnenschein. Die Blumen verneigten sich und beteten sie an.

Im Parterre gab's große Aufregung. Das alte Lustſtück gab ihnen das Geleite. Es war ein ungeheures Feld, in dem Alles wild durcheinander wuchs seit einem Jahrhundert, ein Paradiesecken, in dem der Wind die seltensten Blumen säte. Das friedliche Glück des Paradou, das an der Sonnenseite lag, verhinderte die Entartung der Blumengattungen. Die Temperatur war eine gleiche, und die Erde war durch die früheren Pflanzen genugsam gedüngt, um dem Nachwuchs kräftigen Boden und stilles Gedeihen zu gewähren. Die Vegetation war hier großartig prächtig und überwältigend in ihrer Verwilderung; grade durch Zufallsspiele hatten sich wundervolle Blüten gebildet, die dem kunstgerechten Gärtner völlig fremd sind.

Früher konnte das Parterre, das von einem Herrn unterhalten wurde, der die Blumen leidenschaftlich liebte, eine wundervolle Auswahl von Pflanzen aufweisen, die in Beeten und Rabatten sorgfältig gepflegt wurden. Heute waren noch die nämlichen Pflanzen da, sie hatten sich aber in so zahlreichen Familien fortgepflanzt und ausgebreitet und trieben in allen Ecken des Gartens ein Bummelleben, daß der Garten sich wie eine lärmende Judenschule, die noch dazu von den meisten geschwänzt wird, ausnahm, wie ein verdächtiger Ort, an welchem die Natur in ihrer Trunkenheit Verbenen und Nelken ausspie.

Albine war es, welche Serge führte, obwohl sie sich den Anschein gab, als stütze sie sich in ihrer Schwäche auf ihn und seine Schultern. Sie führte ihn zuerst

zur Grotte. Inmitten einer Pappel- und Weidengruppe war eine Grotte ausgehöhlt, jetzt zerfallen, mit hinabgestürzten Felsblöcken versperrt, und durch die Steine sickerte das Wasser. Die Grotte verschwand vor dem sie umstürmenden Laubwerk. Unten schienen Reihen von Stockrosen den Eingang mit einem Gitter von roten, gelben, malvenfarbigen und weißen Blüten zu versperren; die Stämme derselben verschwanden in kolossalen Nesselstauden, die bronzegrün aussehen und ruhig ihr brennendes Gift ausschwitzten. Dann kam noch ein erstaunlicher Blumenanlauf, der sich mit ein paar Sätzen hinaufschwang: Jasmine mit ihren sternförmigen, süßduftenden Blüten, Glyzinen mit ihren zarten Spitzenblättern; dicker Epheu, ausgeschnitten wie gefirnißtes Eisenblech; weiches Geisblatt, mit weißen Korallen an den Hälmchen besät. Und noch andere kleinere Pflanzen hakten sich wieder an diese an, verbanden sie noch mehr und durchwebten sie mit duftigen Fäden. Kapuzinerkresse von grünlich-nacktem Fleisch öffnete ihren roten Goldmund. Spanische Bohnen, so stark wie dünne Schnüre, leuchteten hie und da wie glimmende Funken hervor. Winden zeigten das ausgeschnittene Herz ihrer Blätter und läuteten mit tausend Glöckchen ein stummes Glockenspiel köstlicher Farben. Wohlriechende Erbsenblüten, die wie Schwärme von ruhenden Schmetterlingen aussahen, schwangen ihre falben und rosa Flügel, als wenn sie bereit wären, mit dem ersten Windstoß weiter fortzufliegen.

„Ich hab's noch niemals gewagt, in dies dunkle Dickicht einzudringen," sagte sie ihm ins Ohr.

Er ermutigte sie, trug sie über die Nesseln hinweg, und da ein Block die Schwelle der Grotte schloß, hielt er sie einen Augenblick zwischen seinen Armen aufrecht, damit sie sich über das Loch beugen konnte, das einige Schritte vom Boden gähnte.

„Da ist," murmelte sie, „eine marmorne Frau so

lang wie sie ist, ins Wasser gefallen, daß hier fließt. Das Wasser hat ihr das Gesicht abgefressen."

Das wollte er auch sehen. Er reckte sich mit Hülfe seiner Hände in die Höhe. Ein frischer Zug schlug gegen seine Wangen. Inmitten von Binsen und Wasserlinsen lag das Weib, vom Tageslicht, das durch die Öffnung glitt, erleuchtet, auf dem Rücken da, nackt bis zum Gürtel, mit einer Draperie, die ihre Schenkel verhüllte.

„Gelt, sie ist noch nicht tot," sagte Serge, hinwegsehend. „Wir wollen nächstens sie von da herausholen."

Aber Albine überlief es eiskalt, sie führte ihn hinweg. Sie gelangten wieder in den Sonnenschein, in das kecke Leben der schmalen Blumenstücke und Korbbeete. Sie durchschritten aufs Geratewohl, ohne einen Weg zu verfolgen, eine Wiese voller Blumen. Ihre Füße hatten als Teppich reizende Pflanzen, die Zwergpflanzen, die früher die Wege einfaßten, jetzt aber in endlosen Streifen ausgebreitet dahinwuchsen.

Sie führte ihn von den engen Fußsteigen ab in die Mitte des Parterres, in dem sich ehemals große Bassins befanden. Die Bassins waren ausgefüllt und stellten große Gartenhäuser vor mit ihrem zerbröckelten großen Marmorrande. In einem der größten hatte ein Windstoß ein wundervolles Korbbeet von Stiefmütterchen gesät. Die Samenpflanzen schienen lebendig mit ihren violetten Diademen, gelben Augen, blassen Lippen und zartem fleischfarbigen Kinn.

„Als ich noch jünger war, hatte ich vor ihnen Angst," murmelte Albine. „Sieh nur hin! Sollte man nicht meinen, Tausende von kleinen Gesichtchen guckten zu uns von der Erde auf? . . . Und sie drehen ihr Gesicht alle auf einmal fort; sie sehen fast wie beerdigte Puppen aus, die ihre Köpfchen emporheben."

Sie zog ihn weiter fort; sie besahen sich auch die andern Bassins. In dem nächsten Bassin hatten sich

Amaranthen angesiedelt, die von wunderlichen Kämmen starrten, die Albine nicht anzufassen wagte, weil sie ihr wie riesige blutrote Raupen vorkamen. Ein anderes Bassin wurde von Balsaminen, gelben Storchblumen, Pfirsichblüten, grauen Hanf- und weißen Rosenblüten bevölkert. Inmitten der Überbleibsel einer Fontäne befand sich eine prächtige Sammlung von Nelken: weiße Nelken sahen über die moosbewachsene Rinne; Federnelken kamen zwischen den geborstenen Steinplatten mit ihren gezackten Musselinrüschen hervor; während in der Mitte des Löwenrachens, der frisches Wasser spie, eine große rote Nelke mit kräftigem Absenker blühte, daß es schien, als ob der verstümmelte Löwe jetzt Blut speie. Und nebenan war aus dem großen ehemaligen Hauptweiher, in welchem die Schwäne herumgerudert hatten, ein Syringenwäldchen geworden, in dessen Schatten Orchideen, Verbenen und dreifarbige Winden ihren zarten Teint konservierten und im Halbschlummer schwitzend dufteten.

„Und wir haben noch nicht die Hälfte des Parterres gesehen!“ sagte Albine stolz. „Dort unten stehen die großen Blumen, ganze Felder voll, in denen ich ganz verschwinde, wie ein Rebhuhn im Kornfelde.“

Sie gingen dorthin. Sie stiegen eine breite Treppe hinab, deren umgestoßene Urnen noch von den hohen violetten Flammen der Schwertlilien leuchteten. Die Stufen entlang quoll eine Flut von Levkoyen dahin, wie ein flüssiges Goldtuch. Disteln standen zu beiden Seiten wie grüne Bronzekandelaber, dünn, stachlicht, wie phantastische Vogelschnäbel mit seltsamer Kunst geformt und von der Eleganz chinesischer Räucherpfannen. Unten breitete sich ein zweites Parterre aus, von Buchsbaum durchschnitten.

Und Albine führte Serge rechts in ein Feld, das gewissermaßen der Friedhof des Parterres war. Skabiosen trugen dort ihr Trauergewand. Trauerzüge von

Mohnpflanzen gingen hintereinander her, rochen nach Tod und entfalteten ihre schweren Blüten mit fieberhaftem Glanz Traurige Anemonen stellten die untröstliche Menge vor, mit bleichem Gesicht, ganz erdfahl wie von ansteckender Epidemie heimgesucht. Gebeugte Daturen steckten ihre blaßvioletten Sporen auf, deren Gift lebensüberdrüssige Insekten einzusaugen kamen und sich so umbrachten. Ringelblumen begruben unter ihren schleimigen Blättern ihre Blüten, die wie Leiber erlöschender Sterne aussahen und schon den faulen Geruch der Verwesung aushauchten. Inmitten dieses melancholischen Feldes stand ein verstümmelter Armor von Marmor; der Arm, welcher den Pfeil spannte, war in die Nesseln gefallen; er lächelte noch unter den Flechten, die seine einzige kalte Bekleidung ausmachten.

Dann gingen Albine und Serge bis zu den Hüften in ein Päonienfeld. Die weißen Blumen barsten und überschütteten sie mit einem Blütenregen, der ihre Hände wie mit großen Regentropfen erfrischte. Die roten Blumen sahen apoplektisch aus und lachten mit ihren gewaltigen Gesichtern, was beide erschreckte. Sie eilten nach links in ein Fuchsiafeld von zartem geschmeidigen Buschholz; es sah zum Entzücken aus, wie japanesisches Spielzeug, daß mit Millionen von Glöckchen behangen ist. Sie verirrten sich in einem Sonnenblumenwäldchen, einem Hochwalde, der aus Stämmen gebildet war, die so dick waren wie Albinens Taille und der von großen Blättern überschattet war, so breit, daß man ein Kind hätte hineinlegen können. Und sie kamen endlich noch in einen Wald von Rhododendron, der so von Blütenbüscheln angefüllt war, daß man die Zweige und Blätter nicht sehen konnte, der monströse Sträuße entfaltete, ganze Tragkörbe voll von zarten Kelchen, die bis zum Horizont emporlangten.

„O, wir sind noch lange nicht am Ende,“ rief Albine. „Vorwärts, nur immer voran.“

Aber Serge hielt sie auf. Sie waren gerade im Mittelpunkt einer Kolonnade, die in Trümmern lag. Säulenschäfte bildeten Bänke, die von Primeln und Sinngrün umgeben waren.

„Wir können unmöglich Alles sehen," sagte Serge mit ausgestreckter Hand und lächelte. „Hier muß es gut zu sitzen sein in dem Duft, der hier aufsteigt."

Ihnen zur Seite war ein Feld von Heliotropen, die einen so süßen Vanillegeruch ausströmten, daß die Luft davon wie mit Sammet gestreichelt wurde. Dort setzten sie sich auf eine der umgestürzten Säulen inmitten einer herrlichen Liliengruppe, die hier wuchs, nieder. Sie waren schon über eine Stunde auf den Beinen. Von den Rosen waren sie zu den Lilien gekommen durch alle Sorten von Blumen hindurch; die Lilien boten ihnen einen keuschen Zufluchtsort nach ihrem Liebesspaziergange, den sie durch die glühenden Anfechtungen des süßen Geisblatts, der würzigen Veilchen, der Verbenen, deren Duft wie frische Küsse war und der Tuberosen, die in üppigen Wollustschauern erzitterten, gemacht hatten. Die Lilien auf ihren hohen Stengeln umgaben sie wie weiße Pavillonwände, wölbten über sie eine schneeichte Decke mit ihren Kelchen, die von den leichten Goldfasern der Staubfäden freundlich unterbrochen wurde. Und dort blieben sie wie mit einander verlobte Kinder, keusch wie im Centrum eines elfenbeinernen Turmes, in dem man sich nur mit voller Lauterkeit der Unschuld liebt.

Bis zum Abend blieben Albine unb Serge bei den Lilien. Sie befanden sich hier wohl; sie vollendeten hier ihre Wiedergeburt. Serge verlor dort sein letztes Zittern in den Händen. Albine wurde dort ganz weiß, so weiß wie Milch, von keinem Rot angehaucht. Sie sahen nicht mehr, daß ihre Arme, ihr Hals und ihre Schultern nackt waren. Ihre Haare setzten sie nicht mehr in Verlegenheit, als wenn es enthüllte Nacktheiten

seien. An einander geschmiegt lachten sie und fanden eine Erquickung darin, sich aneinander zu pressen. Ihre Augen bewahrten die Ruhe, wie durchsichtiges Quellwasser, nichts Unlauteres stieg von ihrem Blute in dieselben, um ihr durchsichtiges Krystall zu trüben. Ihre Wangen waren wie sammetweiche, noch kaum reife Früchte, in die zu beißen sie nicht dachten. Als sie die Lilien verließen, war es als wären sie noch Kinder von zehn Jahren; es kam ihnen so vor, als hätten sie sich soeben erst begegnet, allein mitten im großen Garten um hier in ungestörter Freundschaft und in fortwährendem Spielen zu leben. Und als sie von neuem durch das Parterre kamen und in der Dämmerung heimkehrten, da schienen die Blumen sogar sich zusammen zu nehmen; sie freuten sich, die Beiden so jung zu sehen und wollten den Kindern kein böses Beispiel geben. Der Päonienhain, die Nelkenbeete, der Vergißmeinnichtteppich, die Rebentapete breiteten vor ihnen nicht mehr einen Liebesalkoven aus, sie waren zu dieser Zeit vom Abendhauche umsäuselt und in kindlicher Unschuld entschlafen so rein wie die Liebe der Beiden.

XIII.

Am andern Morgen, als der Tag graute, war es Serge, welcher Albinen zurief. Sie schlief in einem Zimmer eine Treppe höher; er dachte jedoch nicht daran, dort hinaufzugehen. Er beugte sich zum Fenster hinaus und sah, wie rasch sie die Läden aufstieß. Und die Beiden lachten sehr darüber, sich so wiederzusehen.

„Heute darfst Du nicht ausgehen,“ sagte Albine, als sie heruntergekommen war. Wir müssen uns ausruhen . . . Morgen werde ich Dich weit führen, sehr weit, irgend wohin, wo wir uns recht gemütlich fühlen werden.“

„Aber wir werden uns heute langweilen,“ murmelte Serge.

„Ei, Gott bewahre! . . . Ich werde Dir Geschichten erzählen.“

Sie brachten einen köstlichen Tag zu. Die Fenster waren weit auf, das Paradou trat durch dieselben ein und freute sich mit ihnen im Zimmer. Serge ergriff endlich Besitz von diesem glücklichen Zimmer, in welchem er, wie er sich einbildete, geboren war. Er wollte Alles sehen und sich Alles erklären lassen.

Es waren namentlich die Liebesgötter über der Thür, welche Serge lebhaft beschäftigten. Er ärgerte sich, daß er nicht sehen konnte, was für Spiele sie spielten, so sehr war die Malerei verblichen. Mit Albinens Hülfe rückte er einen Tisch an die Wand, auf den sie alle beide kletterten. Albine gab dann die Erklärungen.

„Sieh hier, die da werfen Blumen. Unter den Blumen sieht man nur noch drei Beine. Ich glaube mich zu erinnern, daß ich, als ich herkam, noch eine Dame habe daliegen sehen können. Aber seit der Zeit ist sie nicht mehr zu sehen.“

Sie sahen sich auch die andern bemalten Wandfüllungen an, ohne daß sie etwas Unschickliches in diesem niedlichen Boudoir-Zweideutigkeiten fanden. Die Gemälde, die ihre Farbe verloren hatten, wie ein geschminktes Gesicht aus dem siebzehnten Jahrhundert, waren schon ganz verblichen. Die zu rohen Einzelheiten, an denen, wie es schien, die alte Liebe Gefallen fand, waren verschwunden und von der frischen Luft weggeweht; nur der Alkoven schien noch einen Erinnerungsduft davon bewahrt zu haben.

„Man ist so ganz unter sich hier,“ sagte der junge Mann, indem er sich auf dem Kanapee ausstreckte. „Und die Möbel haben einen solchen Geruch von Alters her, der ist gut . . . Es ist hier so lieblich, wie in

einem Nest. Das ist doch noch ein Zimmer, in dem Glück und Frieden wohnen."

Das junge Mädchen hob ernst den Kopf.

„Wenn ich furchtsam gewesen wäre," murmelte sie, „so würde ich in der ersten Zeit wohl Angst bekommen haben . . . Das ist ja gerade die Geschichte, die ich Dir erzählen wollte. Ich habe sie von den Leuten gehört. Es ist viel gelogen. Na, es wird uns aber unterhalten."

Und sie setzte sich neben Serge.

„Es sind Jahre und Jahre her . . . Das Paradou gehörte einem reichen Herrn, der hierher gekommen war mit einer sehr schönen Dame und sich ganz von der Welt abschloß. Die Thore des Schlosses waren so fest verschlossen, die Mauern des Gartens hatten eine solche Höhe, daß niemand jemals das kleinste Zipfelchen von den Röcken der Dame gesehen hat."

„Ich weiß schon," unterbrach sie Serge, „die dann nie wieder zum Vorschein gekommen ist."

Als Albine ihn ganz erstaunt ansah und ärgerlich darüber war, daß er ihre Geschichte schon kannte, fuhr er halblaut und selbst erstaunt fort:

„Du hast mir Deine Geschichte schon einmal erzählt."

Sie erhob einen Widerspruch. Dann aber schien sie sich eines Bessern zu besinnen und ließ sich überzeugen. Das hinderte sie aber nicht, ihre Erzählung folgendermaßen zu beendigen:

„Als der Herr davon fuhr, waren seine Haare grau. Er ließ alle Öffnungen verbarrikadieren, damit man die Dame nicht stören solle . . . Die Dame war in diesem Zimmer gestorben."

„In diesem Zimmer?" rief Serge. „Das hattest Du mir noch nicht gesagt . . . Weißt Du bestimmt, daß sie in diesem Zimmer gestorben ist?"

Albine wurde ungehalten. Sie wiederholte ja nur,

was jedermann wußte. Der Herr hatte den Pavillon bauen lassen, um dort diese Unbekannte, die wie eine Prinzessin aussah, unterzubringen. Die Leute vom Schloß versicherten später, daß sie hier ihre Tage und Nächte zubrachte. Oft sah man auch in einer Allee die kleinen Fußspuren der Unbekannten, die bis zum dunkelsten Buschwerk reichten. Aber um nichts in der Welt hätten sie sich getraut, das Paar zu beobachten, wenn es ganze Wochen im Park umherstreifte.

„Und hier ist sie gestorben,“ wiederholte Serge niedergeschlagen. „Du hast ihr Zimmer inne, bedienst Dich ihrer Möbel, schläfst in ihrem Bett?“

Albine lächelte.

„Du weißt ja, daß ich nicht furchtsam bin,“ sagte sie. „Und dann ist das Alles auch schon so lange her . . . Das Zimmer schien Dir ja noch eben voll Friede und Glück.“

„Ja,“ murmelte Serge, „man kann keine Furcht haben. Es ist ruhig.“

Und Albine fuhr fort, während sie ihm näher rückte.

„Was nur wenig Personen wissen, ist, daß sie im Garten einen Ort vollkommener Glückseligkeit entdeckt hatten, wo sie schließlich alle ihre Zeit zubrachten. Ich habe das aus einer ganz sichern Quelle . . . Ein Ort im kühlen Schatten, in der Mitte von undurchdringlichen Gebüschen versteckt und so wunderbar schön, daß man dort die ganze Welt vergißt. Die Dame soll dort auch begraben sein.“

„Ist's im Parterre des Garten's?“ fragte Serge neugierig.

„Ach, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!“ sagte das junge Mädchen und drückte durch eine Handbewegung ihre Entmutigung aus. „Ich habe überall gesucht, aber ich habe nirgends diese glückselige Lichtung finden können . . . Sie ist weder in den Rosen, noch in den Lilien, noch auf dem Veilchenteppich.“

„Vielleicht ist es in der Ecke mit den traurigen Blumen, wo Du mir einen Knaben gezeigt hast, der mit zerbrochenem Arm dastand?"

„Nein, nein."

„Vielleicht ist es hinter der Grotte, neben dem klaren Wasser, wo die große Frau von Marmor, die kein Gesicht mehr hat, im Wasser liegt?"

„Nein, nein."

Albine sah einen Augenblick träumerisch zu Boden. Dann fuhr sie, als wenn sie mit sich selbst spräche fort:

„Von den ersten Tagen ab habe ich mich auf die Suche gemacht. Wenn ich Tage lang in dem Paradou herumgestreift, wenn ich die kleinsten grünen Eckchen durchstöbert habe, so war das einzig und allein, um mich eine Stunde in diese Lichtung hinsetzen zu können . . . O, ich würde es bald erkannt haben, dieses Plätzchen zauberhafter Zurückgezogenheit mit seinem ungeheuern Baum, der es mit seinem Blätterdach überschatten muß, mit seinen grünen Heckenmauern, durch die selbst die Vögel nicht dringen können."

Sie legte den einen Arm um Serges Hals und bat ihn mit erhöhter Stimme:

„Sag'! Wir sind jetzt zwei, wir wollen suchen und wir werden es finden . . . Du bist stark und hältst die dicken Zweige vor mir auseinander, damit ich bis ans Ende des Dickichts gehen kann. Du wirst mich, wenn ich müde bin, tragen; Du hilfst mir, über die Bäche zu springen, Du kletterst auf die Bäume, wenn wir unsern Weg verloren haben sollten . . . O, welche Freude, wenn wir uns neben einander unter dem Blätterdach im Mittelpunkt der Lichtung werden setzen können. Man hat mir erzählt, daß man dort in einer Minute ein ganzes Leben lebte . . . Sag', mein guter Serge, von morgen ab wollen wir ausgehen, den Park Busch für Busch abzusuchen, bis wir unser Verlangen gestillt haben."

Serge zuckte die Achseln und lächelte.

„Wozu sollte das dienen?“ fragte er. „Befindet man sich im Parterre nicht prächtig? Wir wollen bei den Blumen bleiben, siehst Du, ohne so weit in der Ferne ein noch größeres Glück zu suchen.“

„Dort ist's, wo sie die Tote begraben haben,“ murmelte Albine, die wieder in ihre Träumerei zurückfiel. Die Freude dort zu sitzen, hat sie getötet. Der Baum wirft einen Schatten, dessen Zauber tötlich ist ... Ich würde auf solche Weise auch gern sterben. Wir würden dort uns Arm in Arm hinlegen; wir würden gestorben sein und Niemand würde uns finden.“

„Nein, schweig still! Du machst mich unglücklich,“ unterbrach sie Serge unruhig. „Ich will, daß wir im Sonnenschein leben, weit ab von jenem tötlichen Schatten, Deine Worte beunruhigen mich, als würden sie uns noch ein Unglück bringen, das nicht wieder gut zu machen ist. Es muß verboten werden, sich unter einen Baum zu setzen, dessen Schatten uns mit einem solchen Schauer überschüttet.“

„Ja, es ist verboten,“ erklärte Albine ernst. „Alle Leute im Lande haben mir gesagt, daß es verboten ist.“

Ein Schweigen trat ein. Serge erhob sich vom Kanapee, auf dem er gelegen hatte. Er sagte, daß diese Geschichten ihn nicht amüsierten. Die Sonne ging schon zu Rüste, als Albine endlich einwilligte, noch einen Augenblick in den Garten hinaus zu gehen. Sie führte ihn nach links die Einfriedigungsmauer entlang bis zu einem Schuttfelde, das ganz von Dornsträuchern besetzt war. Dies war die alte Brandstelle des Schlosses, noch schwarz von der Feuersbrunst, welche die Mauern niedergeworfen hatte. Unter den Brombeersträuchern spalteten sich angebrannte Steine und verfaultes eingestürztes Gebälk. Es machte ihnen Spaß, dies Schuttloch nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen, indem sie in die Löcher hineinkrochen und sich bemühten, ob sie nichts

von dieser Vergangenheit, die in Asche lag, herausbekommen könnten.

Serge stellte sich schließlich auf den höchsten Schutthaufen und sah nach dem Park hin, der seine unermeßlichen grünen Laubwipfel schüttelte; er suchte zwischen den Bäumen den Fleck, wo der graue Pavillon stehen mußte, Albine stand schweigsam an seiner Seite; sie war ernst geworden.

„Der Pavillon ist dort, zur Rechten," sagte sie, ohne daß er sie gefragt hätte. „Das ist Alles, was von Gebäuden übrig geblieben ist . . . Siehst Du ihn wohl, am Ende dieser Lindenreihe?"

Sie schwiegen wiederum. Und als wenn sie nur laut die Betrachtungen, die alle Beide im Stillen machten, ausspräche, fuhr sie fort:

„Wenn er sie zu besuchen ging, mußte er durch diese Allee gehen; dann wandte er sich den dicken Kastanienbäumen zu und kam unter die Linden . . . Er brauchte dazu kaum eine Viertelstunde.

Serge sprach kein Wort. Als sie heimkehrten, gingen sie die Allee hinab, wandten sich den dicken Kastanienbäumen zu und kamen unter die Linden. Das war ein Liebesweg. Auf dem Grase schienen sie noch die Fußtapfen zu suchen, oder ein hingefallenes Band, einen Grußhauch aus alter Zeit, kurz irgend ein Anzeichen, welches ihnen klar bewiesen hätte, daß sie sich wirklich auf dem Fußpfade befänden, der zu der Freude beisammen zu sein, führte. Die Nacht brach herein; den Park durchschauerte es wie die Stimme eines Sterbenden, die ihnen aus dem Grünen entgegen ächzte.

„Warte," sagte Albine, als sie wieder vor dem Pavillon angekommen waren. „Du kommst nicht eher als nach drei Minuten hinauf."

Sie eilte heiter davon und schloß sich in dem Zimmer mit der blauen Decke ein. Nachdem sie Serge zweimal an die Thür hatte klopfen lassen, machte sie

dieselbe vorsichtig halb auf und empfing ihn mit einem Knix nach der alten Mode.

„Guten Abend, mein lieber Herr," sagte sie, ihn umarmend.

Das machte ihnen außerordentlich viel Spaß. Sie spielten die Verliebten und freuten sich darüber wie Kinder.

IX.

Am Morgen des folgenden Tages wollte Albine schon beim Sonnenaufgang zu dem großen Spaziergang aufbrechen, den sie gestern geplant hatte. Sie trippelte freudig mit den Füßen und sagte, daß sie am Abend nicht zurückkehren würden.

„Wohin führst Du mich denn?" fragte Serge.

„Du wirst es schon sehen, wirst es schon sehen!"

Aber er nahm sie bei der Hand und sah ihr ins Auge:

„Wir müssen vernünftig sein, nicht wahr? Ich will nicht, daß Du die Lichtung aufsuchst, oder Deinen Baum, noch Dein Gras, auf dem man stirbt. Du weißt, es ist verboten."

Sie errötete leicht, widersprach ihm und sagte, daß ihr diese Dinge nicht einmal im Traume einfielen. Dann fügte sie hinzu:

„Wenn wir sie aber durch Zufall finden sollten, ohne zu suchen, würdest Du Dich dann nicht hinsetzen? . . . Du liebst mich also wenig!"

Sie gingen davon und schritten geradezu durch das Parterre hindurch, ohne sich beim Erwachen der Blumen, die sich im Tau badeten, aufzuhalten. Der Morgenhimmel war rosig angeglüht, ein liebliches Lächeln verklärte ihn, wie das eines Kindes.

„Wohin führst Du mich?" wiederholte Serge.

Albine lachte, ohne antworten zu wollen. Aber als sie vor dem Wasserstreifen, der den Garten am Ende des Parterres durchschnitt, angekommen waren, blieb sie ganz bestürzt stehen. Der Bach war noch mehr von den Regengüssen angeschwollen.

„Wir können nicht hinüberkommen," murmelte sie. „Sonst ziehe ich gewöhnlich meine Schuhe aus und hebe meine Röcke in die Höhe. Aber heute würde uns das Wasser bis an die Hüften reichen."

Sie gingen einen Augenblick den Bach entlang, um eine Furt zu suchen. Das junge Mädchen sagte, das wäre unnütz, sie kenne hier jedes Loch. Früher wäre eine Brücke dagewesen, die sei aber zerfallen, und ihre großen Steine lagen im Bach, dessen Wellen mit strudelndem Schaum zwischen ihnen durchschauten.

„Steig auf meinen Rücken," sagte Serge.

„Nein, nein, ich will nicht. Wenn Du zufällig ausgleitest, werden wir Beide schön hineinplumpsen ... Du weißt nicht, wie verräterisch diese Steine sind."

„Steig nur auf meinen Rücken!"

Das reizte sie schließlich. Sie nahm einen Anlauf und sprang wie ein Junge so hoch, daß sie rittlings auf den Hals von Serge zu sitzen kam. Und als sie fühlte, daß er schwankte, schrie sie, daß er noch nicht stark genug sei, sie wollte hinunter. Dann sprang sie von neuem hinauf mit zwei Anläufen. Dies Spiel gefiel ihnen.

„Wirst Du nun bald aufhören!" sagte der junge Mann lachend. „Jetzt halte Dich fest. Jetzt geht's los."

Und in drei leichten Sätzen war er über den Bach. Als sie in der Mitte waren, glaubte Albine jedoch, daß er ausglitte. Sie kreischte auf und hielt sich mit beiden Händen an seinem Kinn fest; er aber trug sie schon im Galopp auf dem feinen Sande des andern Ufers dahin.

„Hü, Hü," schrie sie, wieder beruhigt und durch das neue Spiel amüsiert.

So lief er mit ihr, so lange als sie wollte, stampfte mit den Füßen und ahmte das Getrappel der Pferde nach. Sie schnalzte mit der Zunge, hatte zwei Locken von seinen Haaren gepackt und zog sie wie Zügel, um ihn bald nach rechts, bald nach links zu lenken.

„So, so, jetzt sind wir so weit," sagte sie und klatschte leise seine Backen.

Sie sprang zur Erde, während er in Schweiß gebadet sich an einen Baum lehnte, um zu verschnaufen. Dann schalt sie ihn, sie würde ihn nicht mehr pflegen, wenn er wieder krank würde.

„Laß nur, das thut mir gut," antwortete er. „Wenn ich wieder ganz bei Kräften bin, trage ich Dich ganze Tage lang . . . Wohin führst Du mich?"

„Hierher," sagte sie und setzte sich unter einen riesigen Birnbaum.

Sie waren in dem alten Obstgarten des Parkes. Eine lebende Hecke von Hagedorn bildete dort eine grüne Mauer, die von Breschen durchlöchert war und einen Garten für sich umschloß. Es war ein Wald von Fruchtbäumen, welche das Gartenmesser seit einem Jahrhundert nicht beschnitten hatte. Manche Bäume hatten sich gekrümmt unter den Orkanstößen, die über sie hinweggebraust waren, und wucherten überquer, während Andere mit ihren enormen Knoten wie bucklich aussahen; manche hohlen Stämme waren geborsten und schienen mit dem Boden nur noch durch die riesenhaften Ruinen ihrer Rinde in Verbindung zu stehen.

Und von jedem Stamme, von jedem Zweig, von einem Baume zum andern liefen Haufen von Weinranken. Und vom Boden rankten Kürbisse; am Bach entlang standen Melonen, und drüben am andern Ufer Johannisbeersträucher und Himbeerhecken, welche die ehemaligen Alleen versperrten, während das Gras mit

reifen Erdbeeren durchwirkt war, deren Geruch einen leichten Duft nach Vanille hatte.

Aber das Zauberplätzchen des Obstgartens lag noch mehr links, an der Felsenrampe, die dort den Horizont hinaufzuklimmen begann. Man kam da auf ganz glühenden Boden, in ein natürliches Treibhaus, in das die Sonne senkrecht ihre Strahlen sandte. Zuerst mußte man durch riesige Feigenbäume, die ohne Zusammenhang dastanden und ihre grauen Zweige wie vom Schlaf ermattet hängen ließen, hindurch; hierauf ging man zwischen Boukets von Sandbeerbäumen, deren rote Beeren ihnen ein Aussehen gaben wie Maibäume, die mit Flitterwerk von scharlachroter Seide verziert sind. Dann kam ein Hochwald von Elzbeerbäumen, Azarolbäumen und Brustbeerbäumen, an dessen Rande Granatbäume einen Saum von immergrünem Laub bildeten; dann kam man endlich in einen Orangen- und Citronenhain, die trefflich auf freiem Boden gediehen. Die geraden Stämme bildeten Reihen von braunen Kolonnaden, die leuchtenden Blättern hoben sich freundlich mit ihrer hellen Farbenumgebung von dem blauen Himmel ab, leuchteten scharf aus dem Schatten hervor und zeichneten auf die Erde Millionen von Palmenstickereien von indischem Stoff.

„Jetzt wollen wir frühstücken!“ rief Albine, in die Hände klatschend. „Es ist wenigstens neun Uhr. Ich habe einen schönen Hunger.“

Sie hatte sich erhoben. Auch Serge gestand ein, daß er gerne etwas essen möchte.

„Großer Dummkof!“ erwiederte sie; „Du hast also noch nicht begriffen, daß ich Dich zum Frühstück führte? Nicht wahr? Hier werden wir nicht Hungers sterben. Alles ist für uns.“

Sie gingen zu den Bäumen, schoben die Zweige bei Seite und sahen sich nach den schönsten Früchten um. Albine, die voran ging, wandte sich um und fragte ihren Gefährten mit ihrer Flötenstimme:

„Was ißt Du am liebsten? Birnen, Aprikosen, Kirschen oder Johannisbeeren? Ich sage Dir im voraus, daß die Birnen noch grün sind, aber sie schmecken doch schon recht gut.“

Serge entschied sich für Kirschen, und Albine meinte, daß man in der That damit anfangen könne. Aber als er auf den ersten besten Kirschenbaum klettern wollte, hielt sie ihn ab und ließ in noch gute zehn Minuten weiter gehen, bis sie in ein entsetzliches Gewirr von Zweigen kamen.

„Halt, steig hier hinauf!“ sagte sie endlich, vor einem Kirschbaum stehen bleibend, der so mit Früchten beladen war, daß ganze Bündel bis auf die Erde herabhingen.

Serge machte es sich zwischen zwei Aesten bequem und fing zu frühstücken an. Er hörte Albine nicht mehr; er glaubte, daß sie auf einem andern Baume wäre, einige Schritte weiter; als er aber hinabsah, sah er sie unter sich ruhig auf dem Rücken liegen. Sie hatte sich dort niedergelassen und aß, ohne auch nur sich der Hände zu bedienen, indem sie mit den Lippen die Kirschen, die der Baum ihr zum Munde entgegenstreckte, aufhappste.

„Denke Dir nur, sie kitzeln mich!“ rief sie. „Sieh, da ist noch eine, die mir soeben in den Nacken gefallen ist. Sind die aber kühl! . . . Ich habe schon welche in den Ohren, in den Augen, auf der Nase, überall! Wenn ich wollte, könnte ich eine zerdrücken, um mir einen Schnurrbart damit zu machen . . . Sie sind hier unten viel süßer als oben.“

„Ist es möglich!“ sagte Serge, ironisch lachend. „Das heißt doch nur, Du wagst nicht heraufzukommen.“

Sie war verstummt vor Unwillen.

„Ich! ich!“ stotterte sie.

Und sie nahm ihre Röcke zusammen, steckte sie vorn am Gürtel fest, ergriff mit nerviger Faust den Baum und schwang sich mit einem Klimmzug auf den Ast.

Dort lief sie die Zweige entlang, ohne sich der Hände zu bedienen; sie kletterte so geschmeidig wie ein Eichkätzchen. Als sie ganz hoch oben war, am Ende eines schwankenden Astes, welchen ihre Körperwucht rasend hin und her schaukelte, rief sie:

„Nun? wage ich nicht hinaufzukommen?"

„Willst Du wohl schnell 'runter!" rief Serge bittend, von Furcht ergriffen. „Ich bitte Dich darum, Du kannst leicht ein Unglück haben."

Sie ging triumphierend noch höher. Sie hielt sich am äußersten Ende des Zweiges fest und rückte rittlings nach und nach über den Baumrand hinweg, indem sie sich mit beiden Händen an Blätterbüscheln festhielt.

„Der Ast wird brechen," sagte Serge bestürzt.

„Laß ihn doch brechen!" antwortete sie und lachte auf. „Dann habe ich nicht soviel Mühe mit dem Hinabsteigen."

Und der Ast brach wirklich! aber langsam mit einem so langen Riß, daß er nach und nach sich senkte, wie um Albine in angenehmster Weise auf die Erde zu setzen.

Serge war vom Baum gesprungen, um sie mit seinen Armen aufzufangen. Da er ganz bleich von der Aufregung, die er eben gehabt hatte, aussah, neckte sie ihn.

„Das kommt doch aber alle Tage vor, daß man vom Baume fällt. Lache doch, Dummkopf! Halt, streich mir ein wenig Speichel auf den Hals. Ich habe mich geritzt."

Er bestrich sie mit der Fingerspitze ein wenig mit Speichel.

„So, nun ist's wieder heil," rief sie und lief mit einem Luftsprung wie eine wilde Hummel davon. „Jetzt wollen wir Versteckchens spielen."

Sie ließ sich suchen. Sie verschwand und schrie Kuckuk! Kuckuk! aus den Gebüschen, die ihr nur allein

bekannt waren und wo Serge sie nicht finden konnte. Aber dieses Versteckchenspiel ging nicht ohne entsetzliche Plünderung von Früchten ab. Sie setzten ihr Frühstück in den Winkeln fort, wohin die beiden großen Kinder sich verfolgt hatten. Wenn Albine unter den Bäumen hindurchlief, streckte sie die Hand aus und erhaschte eine grüne Birne oder füllte sich ihr Kleid mit Aprikosen voll. Wenn sie dann in manchem Schlupfwinkel einen Fund gemacht hatte, setzte sie sich auf die Erde und beschäftigte sich, das Spiel vergessend, mit Essen. Nun hörte sie seit einer Weile Serge nicht mehr und mußte ihn ihrerseits suchen. Und es war eine Überraschung, ja ein Ärger für sie, ihn unter einem Pflaumenbaum zu finden, einem Pflaumenbaum, von dem sie selbst keine Ahnung hatte und dessen reife Pflaumen einen köstlich-würzigen Duft verbreiteten. Sie zankte ihn gehörig aus. Ob er denn alles allein verschlingen wollte, daß er kein Wort davon gesagt hätte? Da sie schmollte und keine einzige Pflaume abpflücken wollte, kam Serge auf den Gedanken, den Baum zu schütteln. Ein Regen, ein Hagel von Pflaumen fiel herab. Albine bekam von dem Platzregen Pflaumen auf die Arme, Pflaumen in den Nacken und Pflaumen mitten auf die Nase. Da konnte sie ihr Lachen nicht mehr zurückhalten; sie blieb in dem Regen und schrie: „Noch mehr! noch mehr!“ Sie hielt den Mund und die Hände auf und kauerte sich auf der Erde zusammen, um sich ganz klein zu machen. Es war ein Jugendmorgen, den die beiden Taugenichtse, die in dem Paradou umherstrichen, mit mutwilligen Neckereien verbrachten. Albine und Serge genossen dort die kindlichen Zeiten des Schulschwänzens, wo man läuft, schreit, sich Klapse giebt, ohne daß man sich etwas dabei denkt. Es war die Kameradschaft von Taugenichtsen, die später vielleicht einmal daran denken werden, sich auf die Backen zu küssen, wenn nämlich die Bäume nichts mehr zum Nachtisch geben. Und was

für einen herrlichen Winkel der Natur hatten sie sich für ihr Spiel ausgesucht! Das war ein Laubnest mit prächtigen Verstecken, Hecken, wo es unmöglich war erregt zu sein, so sehr lachten Einem die Heckenbeeren lecker zu.

Und als sie genug Aprikosen, Pflaumen und Kirschen gegessen hatten, eilten sie zu den dünnen Mandelbäumen und aßen die grünen Mandeln, die kaum so groß wie Erbsen waren, dann suchten sie Erdbeeren auf dem Grasteppich und waren ärgerlich, daß die Wassermelonen und andere Melonen noch nicht reif waren. Albine lief zuletzt aus allen Kräften, von Serge gefolgt, der sie nicht einholen konnte. Mit ein Paar Sätzen durchflog sie die Sandbeerbaum-Gruppe, wo sie einige rote Beeren im Vorübergehen genoß, aber im Hochwald von Elzbeeren-, Azarol- und Brustbeerbäumen verlor Serge ihre Spur. Er glaubte zuerst, sie habe sich hinter einem Granatbaum versteckt; aber es waren zwei Blumenknospen, die er für die beiden rosigen Ballen ihrer Fäustchen gehalten hatte. Alsdann durchstreifte er die Orangenpflanzen, entzückt über die herrliche Lage im Sonnenschein, die von Feen behütet zu sein schien. Mitten in diesem Hain sah er Albine, die ihn noch nicht nahe genug glaubte und, lebhaft umherspürend, die grünen Höhen mit den Blicken zu durchdringen suchte.

„Was suchst Du denn da?" rief er ihr zu. „Du weißt recht gut, daß es verboten ist."

Sie fuhr zusammen und errötete leicht, zum erstenmale an dem Tage. Und sich zu Serge setzend, erzählte sie ihm von den schönen Tagen, wenn die Orangen reif wären. Der Hain erglänzte jetzt ganz in Gold, und aus dem grünen Laubgewölbe leuchteten unzählige runde, gelb glitzernde Sterne.

Sie kamen zerschlagen aber glückselig zu Hause an; vom vielen Lachen thaten ihnen die Seiten weh. An diesem Abend hatte Albine übrigens nicht den Mut,

in ihr Zimmer hinaufzugehen; sie schlief zu Serge's Füßen ein, quer über dem Bett ausgestreckt, und träumte, daß sie auf die Bäume kletterte, wo sie die Früchte der wilden Schößlinge im Schlafe kaute, die sie neben sich unter der Decke versteckt hatte.

X.

Acht Tage später fand wieder ein großer Ausflug in den Park statt. Es handelte sich darum, weiter als bis zum Obstgarten zu gehen, nach links, über die großen Wiesen, die von viel Bächen durchschnitten wurden. Man wollte mehrere Meilen weit im grünen Grase gehen, und falls man sich verirrte, würde man vom Fischfang leben.

„Ich nehme mein Messer mit," sagte Albine, und zeigte ihm ein Bauernmesser mit dicker Klinge.

Sie steckte allerlei in ihre Taschen, Bindfaden, Brot, Streichhölzchen, eine kleine Flasche Wein, altes Leinenzeug, einen Kamm und Nadeln. Serge mußte eine Decke mitnehmen; aber als sie ans Ende der Lindenallee gekommen waren, bis vor die Schutt- und Brandstelle des Schlosses, genierte ihn die Decke schon dermaßen, daß er sie unter einem Stück der eingestürzten Mauer verbarg.

Die Sonne stand schon hoch. Albine hatte sich bei ihren Vorbereitungen zu lange aufgehalten. Sie gingen jetzt im hehren Morgen fast vernünftig nebeneinander. Sie machten manchmal sogar zwanzig Schritte, ohne sich Scherzes halber zu stoßen. Sie plauderten.

„Ich wache nie auf," sagte Albine. „Ich habe gut geschlafen heute Nacht. Und Du?"

„Ich auch," antwortete Serge.

Sie fuhr fort:

„Was hat das zu bedeuten, wenn man von einem Vogel träumt, der mit einem spricht?“

„Ich weiß das nicht ... Und was sagte Dir denn der Vogel?“

„Ach, das habe ich vergessen ... Er sagte ganz nette Geschichten, viel Geschichten, die mir komisch vorkamen ... Halt, sieh da die große Klatschrose. Du sollst sie nicht kriegen! Du sollst sie nicht kriegen!“

Sie lief auf die Blume zu; aber Serge überholte sie mit seinen langen Beinen, pflückte die Klatschrose ab und schwang sie triumphierend in der Luft. Sie sagte nichts, kniff aber die Lippen zusammen und hatte große Lust zu weinen. Er wußte mit der Blume nichts anzufangen und warf sie fort. Dann sagte er, um sie zu versöhnen:

„Willst Du auf meinen Rücken steigen? Ich werde Dich wie neulich tragen.“

„Nein, nein.“

Sie war verstimmt. Aber sie hatte noch keine dreißig Schritte gemacht als sie sich, mit dem ganzen Gesicht lachend, umdrehte. Ein Dornstrauch hielt sie am Kleide fest.

„Ei, ich glaubte, daß Du mir absichtlich aufs Kleid getreten hättest ... Der Dorn will mich nicht loslassen. Mache mich doch frei, bitte!“

Und nachdem er sie frei gemacht hatte, gingen sie wieder neben einander ganz vernünftig. Albine behauptete, daß es amüsanter sei, so zu gehen wie ernste Leute. Sie waren soeben auf der Wiese angekommen. So weit der Blick reichte, rollten vor ihnen breite Graswellen dahin, hie und da vom zarten Laub eines Weidenvorhangs unterbrochen. Die Graswellen wurden zerzaust, ähnlich wie zurückgestrichener Sammet; sie waren von derbem Grün, das in der Ferne allmählich heller wurde und sich am Rande des Horizonts mit lebhaftem Gelb mischte, als wenn die Sonne es angebrannt hätte. Die

Weidengruppen da unten schienen in Gold getaucht, so sehr beschüttete sie die Sonne mit ihrem Lichte. Im Sonnenschein tanzende Staubwolken vergoldeten die Spitzen der Grashälmchen, während bei jedem Windhauche, der frei über die Ebene strich, die Grasflächen moiriert aussahen wie Pflanzen, die man streichelnd liebkost. Und die nächsten Wiesen entlang standen kleine weiße Blümchen haufenweise, gruppenweise durcheinander, wie eine auf den Straßen wimmelnde Bevölkerung, die irgend ein öffentliches Fest begeht. Sie bildeten mit ihrem freundlichen Weiß eine angenehme Abwechselung zu dem dunklen Grün des Rasens. Butterblumen sahen so vergnügt aus wie Messingschellen, die durch die leise Berührung eines Fliegenflügels zu klingen anfangen; große vereinzelte Mohnblumen glänzten wie rote Raketen, sausten weiter fort in Massen und ließen sich auf rötlichen Sümpfen herab, die wie der purpurne Boden von Weinfässern aussahen; große Kornblumen wiegten mit ihren leichten blau gerüschten Bauernhäubchen hin und her und machten Miene, bei jedem Windstoß davonzufliegen, ohne sich etwas daraus zu machen.

Albine und Serge gingen auf der Wiese, deren Kräuter ihnen bis ans Knie reichten. Es war ihnen zu Mute, als wenn sie in kühlem Wasser einherstampften, das ihnen an die Waden schlug. Sie befanden sich manchmal in wirklichen Stromschnellen, in denen hohe Stengel sich murmelnd bückten und dann rasch wieder in die Höhe schnellend ihnen an die Beine schlugen. Dann kamen ruhig träumende Seen, Bassins von kurzem Rasen, in denen sie kaum bis zu den Knöcheln einsanken. Auch jetzt spielten sie, aber nicht mit der Ausgelassenheit wie im Obstgarten, sondern im Gegenteil gemächlich, als wenn ihre Füße von den geschmeidigen Fingern der Pflanzen zurückgehalten würden. Sie genossen ein reines lauteres Vergnügen, es klang ihnen wie schweigendes Wellengemurmel, das ihren Ungestüm der Jugend

im Zaume hielt. Albine ging zur Seite und setzte sich mitten in riesiges Gras, das ihr bis zum Kinn reichte. Nur der Kopf guckte heraus. Sie verhielt sich einen Augenblick ganz still und rief dann Serge zu:

„Komm doch hierher! Man ist hier wie in einem Bade. Ueberall fließt grünes Wasser.“

Dann lief sie, ohne zu warten, mit einem Satz fort, und sie gingen am Rande eines Baches, der ihnen den Weg versperrt hatte, entlang. Es war ein flaches Gewässer, nicht sehr tief, das zwischen mit wilder Kresse bewachsenen Ufern dahinfloß. Albine und Serge mußten lange Zeit hindurch seinem Lauf folgen, der nicht so schnell war wie sie, bevor sie einen Baum fanden, dessen Schatten sich in dieser trägen Flut badete. Soweit ihre Blicke reichten, sahen sie, wie das Bächlein sich dahinschlängelte, wie eine bläuliche Schlange. Endlich kamen sie an einer Gruppe von drei Weiden an, zwei standen mit den Wurzeln im Wasser und die dritte war ein wenig mehr nach hinten gepflanzt; ihre Stämme waren zerspalten, vor Alter zerbröckelnd, die Blätter oben sahen aus wie blondes Kinderhaar. Ihr Schatten war so hell, daß er kaum kleine Strahlenschaffierungen auf dem sonnenbeschienenen Ufer bewirkte.

Zwischen den drei Weiden senkte sich ein Stück Wiesenland kaum merklich nach dem Flusse hin, auf dem Mohnstauden standen, die bis in die Spalten der alten geborstenen Weidenstämme hineinwuchsen.

„Hier ist's, hier ist's!“ rief Albine und ließ sich unter den Weiden nieder.

Serge setzte sich an ihre Seite, mit den Füßen fast im Wasser. Er blickte um sich und murmelte:

„Du kennst doch Alles, Du weißt, wo die schönsten Plätzchen sind . . . Das ist hier wie eine Insel von zehn Quadratfuß, die mitten im Meere liegt.“

„Ja, hier sind wir zu Hause,“ sagte sie und schlug fröhlich die Grasspitzen mit der Faust. „Dies Haus

gehört uns . . . Hier wollen wir allerlei nach Belieben spielen."

Dann warf sie sich plötzlich, wie von einer triumphierenden Idee ergriffen, an seine Brust und sagte ihm in's Gesicht mit einem Ausbruch der Freude:

„Willst Du mein Mann sein? Ich will Deine Frau sein."

Er war entzückt über ihre Findigkeit und antwortete, daß er recht gern der Mann sein wolle, während er noch lauter als sie lachte.

Dann wurde sie aber auf einmal ernst und nahm die Miene einer geschäftigen Hausfrau an.

„Du weißt," sagte sie, „daß ich zu befehlen habe . . . Wir wollen frühstücken, wenn Du den Tisch gedeckt hast."

Und dann gab sie ihm in gebieterischem Tone Befehle. Er mußte Alles, was sie aus den Taschen zog, in einer Höhlung der Weide, die sie „Schrank" nannte, aufschichten. Die leinenen Fetzen waren das Leinenzeug, der Kamm stellte das Toiletten-Necessaire vor; die Nadeln und der Zwirn sollten zur Ausbesserung der Kleidungsstücke dienen. Was die Mundvorräte anbetrifft, so bestanden sie aus der kleinen Flasche Wein und einigen Schnitten Brot von gestern. Und dann waren ja auch noch die Schwefelhölzchen da, um den Fisch zurichten zu können, den man fangen sollte.

Nachdem er den Tisch gedeckt, die Flasche in die Mitte gestellt und das Brot ringsum gelegt hatte, wagte er zu bemerken, daß der Schmaus nur dürftig ausfallen werde. Aber sie zuckte die Schultern als überlegenere Frau. Sie stieg mit den Füßen ins Wasser und sagte ernst:

„Ich fische jetzt. Du kannst mir zusehen."

Eine halbe Stunde hindurch gab sie sich unendlich viel Mühe, ein kleines Fischchen mit den Händen zu erwischen. Sie hatte ihre Röcke aufgeschürzt und mit

einem Stück Bindfaden festgebunden. Sie ging mit unendlicher Vorsicht voran und hütete sich wohl, das Wasser aufzurühren.

Dann, wenn sie ganz nahe an einem Fisch war, griff sie rasch zu, machte ein entsetzliches Geplätscher und — hatte nichts in der Hand, als eine Handvoll Kies. Serge lachte dann darüber ganz unmäßig, worauf sie wütend wurde, ans Ufer kam und ihm zuschrie, daß er kein Recht habe, sie auszulachen.

„Aber,“ sagte er schließlich, „womit willst Du denn Deine Fische kochen? Du hast ja kein Holz.“

Das machte sie dann vollends mutlos. Übrigens schien ihr Fisch auch nicht besonders begehrenswert. Sie ging aus dem Wasser hinaus, ohne daran zu denken, ihre Strümpfe wieder anzuziehen. Sie lief ins Gras mit den nackten Beinen, um sich abzutrocknen. Und sie fing wieder an zu lachen, weil einige Kräuter ihr die Fußsohlen kitzelten.

„O, da ist Bibernell!“ sagte sie plötzlich und warf sich auf die Knie. „Ist das prächtig! Das wird ein Schmaus sein!“

Serge mußte auf die Tafel auch noch einen Haufen Bibernell legen. Sie aßen ihn zu ihrem Brote. Albine versicherte, daß er besser als Nüßchen schmecke. Sie spielte die Herrin des Hauses und schnitt Serge Brot vor, dem sie bei Leibe nicht ihr Messer anvertrauen wollte.

„Ich bin die Frau,“ antwortete sie auf alle seine Empörungsversuche.

Dann mußte er wieder die paar Tropfen Wein, die noch auf dem Boden der Flasche geblieben waren, in den „Schrank“ stellen. Ja er mußte sogar das Gras fegen, damit man aus dem Eßsaal ins Schlafzimmer gelangen könnte. Albine legte sich zuerst hin, so lang sie war, und sagte:

„Du verstehst, jetzt gehen wir schlafen . . . Du mußt Dich neben mich legen, dicht neben mich.“

Er streckte sich so, wie sie es befohlen hatte, hin. Alle beide hielten sich ganz steif und berührten sich von den Schultern bis zu den Füßen, aber nicht mit den Händen, die hatten sie hinten unter den Kopf geschoben. Besonders die Hände waren es, die ihnen unbequem waren. Sie bewahrten eine Gravität, als wenn sie von der Wahrheit ihrer Rolle überzeugt wären. Sie sahen mit ihren großen offnen Augen in die Luft, sagten, daß sie schliefen und ganz gut lägen.

„Siehst Du,“ murmelte Albine, „wenn man verheiratet ist, hat mans warm . . . Fühlst Du mich nicht?“

„Doch, Du bist wie ein Daunenbett . . . Aber wir dürfen nicht sprechen, da wir ja doch schlafen. Es ist besser, nicht zu sprechen.“

Sie blieben lange schweigend liegen, immer sehr ernst. Ihre Köpfe hatten sich unvermerkt entfernt und weiter gerollt, als wenn der heiße Atem sie geniert hätte. Dann sagte Serge nur noch ein Wort nach langem Stillschweigen:

„Ich liebe Dich sehr!“

Das war die Liebe, die noch vor jeder anderen Regung sich merkbar macht, derselbe Instinkt, der Knaben hinter den weißen Röcken von Backfischen herlaufen läßt . . .

Vom fernen Horizonte her strich eine frische Luft, ein gesunder Wind über sie hin, der die frische Kühle jenes Blättermeeres ihnen zufächelte, vermischt mit Wellen von Blumenduft; auch der Bach zu ihren Füßen war ein unschuldiges Kind, dessen frische, murmelnde Stimme ihnen wie das ferne Kichern eines Kameraden klang. Glückselige Einsamkeit voll heiteren Genusses, deren Nacktheit mit köstlicher Ungeniertheit unbewußt zu Tage tritt! Unermeßliches Feld, in dessen Mitte der enge Rasen,

der ihnen zum ersten Bett diente, zur einfachen unschuldigen Wiege ward.

„So, jetzt ist's zu Ende!“ sagte Albine und erhob sich. „Jetzt haben wir geschlafen.“

Er war ein wenig verdutzt darüber, daß das so schnell zu Ende sein sollte. Er streckte den Arm aus und zog sie am Kleide, als wenn er sie nieder zu sich zerren wollte. Sie fiel auf die Knie und sagte lachend:

„Was denn? was denn?“

Er wußte nicht. Er betrachtete sie und packte sie an den Ellbogen. Einen Augenblick faßte er sie bei den Haaren, worüber sie aufschrie. Als sie dann wieder aufgestanden war, preßte er sein Gesicht in das Gras, das noch die feuchte Wärme ihres Leibes bewahrt hatte.

„So, jetzt ist's zu Ende!“ sagte er ebenfalls und stand auf.

Bis zum Abend hin durchstreiften sie die Wiesen. Sie gingen, um alles Ihrige zu sehen, und besuchten auch ihren Garten. Albine ging mit dem Spürsinn eines jungen Hundes voran, ohne ein Wort zu sagen, stets auf der Suche nach der glückseligen Lichtung, obwohl es hier keine großen Bäume gab, von denen sie fabelte. Serge wartete mit allerhand übelangebrachten Galanterien auf; er stürzte sich so flegelhaft voran, um die hohen Kräuter von ihr fortzubiegen, daß er sie beinahe umgestoßen hätte; er schlang seinen Arm so eng um ihre Taille, wenn er ihr beim Springen über die Bäche behilflich sein wollte, daß es ihr Schmerz verursachte. Ihre größte Freude war es, die andern drei Flüßchen ausfindig gemacht zu haben. Das erste floß auf einem Kieselbett zwischen zwei langen Reihen von Weiden dahin; als sie auf die andere Seite wollten, mußten sie sich durch die Weidenzweige hindurcharbeiten und riskierten in ein tiefes Loch im Wasser zu geraten; aber Serge, der zuerst hinabgerollt war und nur bis zu den Knieen im Wasser stand, fing Albine mit seinen

Armen auf und trug sie an das entgegengesetzte Ufer. Das andere Flüßchen lag ganz im dunklen Schatten begraben unter einer dichten Lauballee, unter der es schmachtend mit leisem Rausch dahinfloß; es war ein tiefes, eisige Besorgnis einflößendes Wasser, das sie glücklicherweise mit Hülfe eines Baumstammes, der von dem einen Ufer zum andern hinüber gestürzt war, rittlings überschreiten konnten.

Aber besonders das letzte Flüßchen war es, daß sie anzog. Das war so vergnügt wie sie; es ging mit hellem Lachen zwischen dicken Steinen hindurch und hatte alle möglichen Launen, da es der Reihe nach erst feinen Sand als Bett hatte, dann Felsenstücke, dann durchsichtigen Kieselgrund, und endlich fetten Lehm, den die Frösche mit ihren Sprüngen in gelben kleinen Streifen aufwühlten. Albine und Serge platschten da reizend herum. Barfuß gingen sie das Flüßchen entlang, um heimzukehren, da sie den Wasserweg dem Weg über das Gras vorzogen; bei jeder Insel, die ihnen den Durchgang versperrte, verweilten sie. Es war eine köstliche Heimkehr, auf der die Szenerie der Flüßchen sie entzückte und der gute Humor des rieselnden Wassers sie heiter stimmte.

Aber als sie den Bach verlassen wollten, merkte Serge, daß Albine immer noch etwas am Ufer entlang, auf den Inseln und sogar unter den Pflanzen, die unter dem Strombett schliefen, suchte. Er mußte sie aus einer Gesellschaft von Seerosen fortholen, deren breite Blätter sich an ihre Beine gesetzt hatten wie Marquisen-Halskrausen. Er sagte ihr zwar nichts, aber er drohte ihr mit dem Finger, und sie gelangten endlich nach Hause, ganz von dem Vergnügen, daß sie den Tag über genossen, beseelt, Arm in Arm wie ein junges Pärchen. Sie sahen sich an und fanden, daß sie schöner und stärker geworden waren; sie lachten, aber sicher in einer andern Weise als am Morgen.

Drittes Buch.

I.

„Wir gehen also nicht mehr aus?“ fragte Serge nach einigen Tagen. Und als er sah, wie sie mit den Achseln nachlässig zuckte, fügte er noch hinzu, als wollte er sich über sie lustig machen.

„Du hast also darauf verzichtet, Deinen Baum zu suchen?“

Sie neckten sich damit den ganzen Tag über. Der Baum existierte nicht. Es wäre ein Ammenmärchen. Und doch sprachen sie davon mit einem leichten Schauer. Am andern Morgen beschlossen sie, einen Spaziergang mitten im Park unter den hochstämmigen Bäumen der Bergeshalde, die Serge noch nicht kannte, zu machen. Am Morgen des Ausfluges wollte Albine nichts mitnehmen; sie war träumerisch, sogar ein wenig traurig, von einem recht milden Lächeln verklärt. Sie nahmen ihr Frühstück ein und gingen erst spät hinunter. Die Sonne stand schon hoch und wirkte erschlaffend auf sie, so daß sie nur langsam neben einander herschritten und den Schatten aufsuchten. Weder im Parterre, noch im Obstgarten, durch die sie hindurch mußten, hielten sie sich auf. Als sie in kühleren Schatten gekommen waren, verlangsamten sie noch mehr ihre Schritte und versenkten sich in die rührende Andacht des Forstes, tief aufseufzend, als fühlten sie sich erleichtert, dem hellen Tage zu entfliehen. Als sie dann ganz von Blättern umgeben waren, als kein Durchblick mehr ihnen von

Ferne den sonnenerhellten Park zeigte, da sahen sie einander lächelnd und in unbestimmter Unruhe an.

„Wie schön ist es hier!" murmelte Serge.

Albine schüttelte den Kopf, da sie vor Herzensbeklemmung nicht antworten konnte. Sie hatten sich nicht um die Taille gefaßt, wie sie es gewöhnlich thaten. Mit den Armen schlenkernd, die Hände geöffnet, so gingen sie, ohne sich zu berühren, mit ein wenig gesenktem Kopfe dahin.

Aber Serge blieb stehen, als er Thränen von Albinens Wangen träufeln sah, die dabei lächelte.

„Was fehlt Dir?" rief er. „Ist Dir nicht wohl? Hast Du Dich verletzt?"

„Nein, ich versichere Dir, ich lache," sagte sie. „Ich weiß nicht, es ist der Duft von all den Bäumen, der mir in die Augen schießt." Sie sah zu ihm auf und fuhr fort: „Du weinst ja auch! Da siehst Du selbst, wie gut das thut."

„Ja wohl," murmelte er, „all dieser Schatten, das macht Einen verwirrt. Nicht wahr, es überkommt Einen ein so eigentümlich süßes Gefühl, daß Einem ganz wehe dabei wird . . . Aber wenn Dir etwas Trauriges begegnet ist, so solltest Du es mir sagen. Ich habe Dich doch nicht beleidigt, Du bist doch nicht böse auf mich?"

Und als er ihr Spiele vorschlug, auf die Bäume zu steigen, Erdbeeren zu suchen oder Veilchen, wurde sie ungeduldig und sagte:

„Wir sind zu groß dazu. Es ist dumm, immer zu spielen. Macht es Dir nicht mehr Vergnügen, so ganz ruhig neben mir herzugehen?"

Sie schritt wirklich in so angenehmer Weise dahin, daß es ihm das größte Vergnügen von der Welt machte, daß leichte Knarren ihrer Stiefelchen auf dem harten Boden der Allee zu hören. Noch niemals hatte er auf das Wiegen ihrer Taille Acht gegeben, auf das untere

Nachschleifen ihres Kleides, daß wie eine Schlange den Boden streifte.

„Du hast Recht,“ rief er. „Das ist über alle Maßen prächtig. Ich würde Dich bis zum Ende der Welt begleiten, wenn Du es wolltest.“

Nach einigen Schritten fragte er sie jedoch schon, ob sie nicht müde sei.

„Wir könnten uns ja hinsetzen,“ stammelte er.

„Nein,“ antwortete sie, „ich will nicht!“

„Weißt Du, wir wollen uns wieder wie neulich auf der Wiese hinlegen.“

„Ich will aber nicht, ich will nicht!“

Sie war mit einem Satz von ihm gesprungen, aus Furcht vor den Männerarmen, die sich nach ihr ausstreckten. Er nannte sie eine Erznärrin und wollte sie ergreifen. Aber als er sie kaum mit den Fingerspitzen berührte, stieß sie einen Schrei aus, der so verzweifelnd klang, daß er ganz ergriffen stehen blieb.

„Hab' ich Dir weh gethan?“

Sie antwortete nicht sogleich, da sie selbst über ihren Schrei sich wunderte und schon über ihre Furcht lächelte.

„Nein, laß mich, quäle mich nicht . . . ich gehe lieber.“

Dann begann sie zu lachen und bat ihn, ihr ihren Baum suchen zu helfen. Er zeigte sich von seiner sanften Seite, um sie nicht noch mehr zu erschrecken; denn er sah, wie sie noch zitterte, obwohl sie wieder langsamen Schrittes an seiner Seite ging. Es wäre verboten, was sie da thun wollten, es würde ihnen kein Glück bringen; und auch er fühlte sich, wie sie, von einem köstlichen Schreck durchzuckt, der sich sogar körperlich äußerte, bei jedem fern verhallenden Seufzer des Waldes. Der Geruch der Bäume, das grünliche Licht, das durch die hohen Zweige schimmerte, das zischelnde Schweigen des Gesträuches erfüllte sie mit einer Angst, als wenn ihnen bei der Biegung des nächsten Fußpfades ein beneidenswertes Glück bevorstehe.

Und stundenlang gingen sie durch den Wald. Sie thaten so, als ob sie bloß spazieren gingen; kaum wechselten sie einige Worte und trennten sich nicht einen Augenblick, selbst durch die dunkelsten Laubverstecke folgten sie einander auf dem Fuße nach. Zuerst gingen sie durch Buschholz, dessen junge Stämme noch nicht die Dicke eines Kinderarmes hatten. Sie mußten ihnen ausweichen und sich einen Weg durch die zarten Schößlinge bahnen, die ihnen die Augen mit dem fliegenden Spitzenwerk ihrer Blätter verstopften. Hinter ihnen schlugen die Bäume zusammen, ohne eine Spur ihres Weges zu zeigen; der bis dahin sichtbare Fußsteg verlor sich wieder; und so gingen sie, vom Zufall geleitet, voran, verloren sich, wurden in die Runde gedreht von den langen Zweigen, die hinter ihnen wieder zurückschnellten. Albine, die es müde wurde, kaum drei Schritt vor sich sehen zu können, war glücklich als sie aus diesem gewaltigen Buschwerk, dessen Ende sie schon lange zu erreichen gesucht hatte, hinausspringen konnte. Sie waren jetzt in einer Lichtung, von deren Mitte aus kleine Wege nach allen Seiten hin ausgingen; zwischen grünen Hecken schlängelten sich enge Laubpfade, die wieder in sich zurückliefen, sich durchschnitten und in der merkwürdigsten Weise krümmten. Sie streckten sich in die Höhe, um über die Hecken sehen zu können; aber sie hatten keine große Eile, sie wären recht gern da geblieben, hätten sich in den fortwährenden Biegungen verirrt und die Freude genossen, immerzu fortzugehen, ohne jemals anzukommen, wenn sie nicht vor sich die stolzen Umrisse des Hochwaldes gehabt hätten. Sie traten endlich in denselben, andächtig, mit einem frommeu Schauder ein, wie man die Hallen einer Kirche betritt. Die Stämme standen gerade gewachsen, von Flechten mit einem fahlen Grau wie altes Gestein überzogen, in gleichmäßigen, bis ins Unendliche gehenden Säulenhallen da. Ihre Schritte hallten deutlich wieder; sie waren

von der großartigen Einsamkeit dieses Naturtempels ganz ergriffen.

Hier mußte sich bestimmt der so sehr gesuchte Baum befinden, dessen Schatten vollkommene Glückseligkeit gewährte. Sie fühlten seine Nähe an dem Zauber, der sie durchrieselte, als sie in das Halbdunkel der hohen Laubgewölbe traten. Die Bäume schienen ihnen gütige Wesen voller Kraft, voller Schweigen und unbeweglichen Glücks zu sein. Sie sahen einen nach dem andern an, sie hatten sie alle lieb und erwarteten von ihrer hehren Ruhe irgend eine Mitteilung, die sie zu ihrer ruhigen Größe emporheben und ihnen neue freudige Lebenskraft einhauchen würde.

War es nicht vielleicht eine dieser gigantischen Eichen? oder auch eine dieser schönen Platanen, eine dieser Birken, eine dieser Rüstern, deren Zweige krachten? Albine und Serge drangen immer weiter vor, und wußten nicht mehr, wo sie sich, von dieser Menge umwallt, gefanden. Einen Augenblick glaubten sie ihn gefunden zu haben: sie waren in der Mitte eines Carrès von Nußbäumen, in einem so kühlen Schatten, daß sie vor Kälte bebten. Weiter hin harrte ihrer eine neue Aufregung, als sie in ein kleines Kastanienwäldchen eintraten, dessen Stämme ganz mit grünem Moose bedeckt waren und dessen seltsam geschweifte Aeste hinlänglichen Raum zur Erbauung von schwebenden Dörfern boten. Noch weiter fort entdeckte Albine eine Lichtung, wohin sie beide keuchend liefen. Im Mittelpunkt eines weichen Rasenteppichs bildete ein Johannisbrotbaum gleichsam einen Trümmerhaufen von Grün, ein Babel von Laubwerk, dessen Ruinen sich mit einer merkwürdigen Pflanzenwelt bedeckt hatten. Die langen Zweige neigten sich hernieder, pflanzten sich wieder hinein und umgaben so den Hauptstamm mit tiefen Bogen, mit einer Gesellschaft von neuen Stämmen, die sich ohne Zahl vermehrten. Und auf der Rinde, die ganz von

klaffenden Rissen zersprungen war, reiften die Schoten. Grade die Frucht des Ungeheuers durchlöcherte ihm die Haut. Sie gingen langsam um ihn herum, traten unter die ausgebreiteten Aeste, und besahen sich bequem die klaffenden Spalten der entblößten Wurzeln. Dann gingen sie weiter, da sie dort nicht das übermenschliche Glück, welches sie suchten, empfanden.

„Wo sind wir denn?“ fragte Serge.

Albine wußte es nicht. Noch nie war sie in diese Gegend des Parks gekommen.

„Wir haben uns verlaufen,“ murmelte sie lachend. „Ganz bestimmt, ich kenne diese Bäume nicht.“

„Aber,“ versetzte er, „der Garten muß doch ein Ende haben. Du kennst doch gewiß das Ende des Gartens?“

Sie beschrieb einen weiten Kreis mit der Hand.

„Nein“, sagte sie.

Sie verstummten, da sie bis dahin noch keine richtige Vorstellung von der unermeßlichen Ausdehnung des herrlichen Parks gehabt hatten.

Serge näherte sich ihr demütig:

„Du hast doch keine Furcht?“

„O, nein! Nur Du und ich sind ja im Garten. Wovor, meinst Du denn, sollte ich Furcht haben? Die Mauern sind zu hoch. Wir sehen sie zwar nicht, aber sie beschützen uns, verstehst Du?“

Er war dicht neben ihr und murmelte:

„Soeben noch hattest Du Furcht vor mir.“

Sie aber sah ihm heiter lächelnd ins Gesicht, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Du thatest mir weh,“ antwortete sie. „Jetzt scheinst Du wieder recht artig zu sein. Warum sollte ich vor Dir Furcht haben?“

„Dann gestattest Du mir also, Dich so zu umfassen? Wir wollen wieder unter die Bäume gehen.“

„Jawohl. Du kannst mich drücken, das macht mir Vergnügen.“

„Und dann wollen wir langsam weiter gehen, nicht wahr? damit wir nicht zu schnell unsern Weg wiederfinden.“

Er hatte seinen Arm um die Taille geschlungen, und so gingen sie wieder durch den Hochwald, wo die Betrachtung der Majestät der Laubgewölbe ihren Spaziergang noch langsamer machte; sie schlenderten wie große Kinder dahin, in deren Brust die Liebe erwacht ist. Sie sagte, daß sie ein wenig müde sei, und stützte sich auf Serge's Schulter. Keiner von Beiden sprach aber von Niedersetzen. Welche Freude hätte ihnen eine Siesta auf dem Grase verschaffen können im Vergleich zu der Freude, welche sie fühlten, so Seite an Seite einhergehen zu können! Der sagenhafte Baum war vergessen. Sie dachten nur noch daran, ihr Gesicht mehr einander zuzuwenden, um sich näher anlächeln zu können. Und die Bäume waren es, die Ahornbäume, die Eichen und die Ulmen, die ihnen ihr erstes zärtliches Liebesgeständnis vorflüsterten unter ihrem hellen Schatten.

„Ich liebe Dich“, sagte Serge mit flüsternder Stimme, welche die kleinen Goldhärchen an Albinens Schläfen emporhob. Er wollte es mit andern Worten sagen, suchte lange und sagte endlich wieder: „Ich liebe Dich! ich liebe Dich!“

Albine hörte ihm mit schönem Lächeln zu. Sie lernte diese Musik.

„Ich liebe Dich! ich liebe Dich!“ seufzte auch sie, nur köstlicher, mit melodischer Sopranstimme. Dann erhob sie ihre blauen Augen, in denen ein ahnungsvoller Schimmer glänzte, und fragte: „Wie liebst Du mich?“

Da besann sich Serge. Der Hochwald war von feierlicher Milde durchströmt, die hohen Tempelhallen schauerten vom Echo der gedämpften Schritte des Paares.

„Ich liebe Dich mehr als Alles," antwortete er. „Du bist schöner als Alles, was ich sehe, wenn ich morgens mein Fenster öffne. Wenn ich Dich nur anschauen darf bin ich zufrieden. Ich möchte nur Dich haben, und würde dann ganz glücklich sein."

Sie schlug die Augen nieder und wiegte ihr Haupt in leisem Takte.

„Ich liebe Dich," fuhr er fort. „Ich kenne Dich nicht, ich weiß nicht, wer Du bist, ich weiß nicht, woher Du kommst; Du bist weder meine Mutter noch meine Schwester; ich liebe Dich von ganzem Herzen, so daß für die übrige Welt nichts mehr übrig bleibt . . . Höre zu, ich liebe Deine atlasweichen Wangen, ich liebe Deinen Mund mit seinem Rosenatem; ich liebe Deine Augen, in denen sich meine Liebe wiederspiegelt, ich liebe sogar Deine Brauen, selbst die kleinen blauen Äderchen Deiner weißen Schläfe. Doch wie sollen Worte ausdrücken, daß ich Dich liebe, daß ich Dich liebe, Albine!"

„Ja, ich liebe Dich," erwiderte sie. „Du hast einen ganz weichen Bart, der mir nicht weh thut, wenn ich meine Stirn auf Deine Schulter lege. Du bist stark, Du bist groß, Du bist schön. Ich liebe Dich, Serge!"

Einen Augenblick schwiegen sie entzückt. Es war ihnen zu Mut, als wenn Flötentöne vor ihnen herschwebten, als wenn ihre Worte von der süßen Musik eines Orchesters, das sie nicht sahen, begleitet würden. Von fern blinkte das Abendrot durch die Baumsäulen, die wie weißgekleidete Mädchen aussahen, welche bei einer Verlobung in die Kirche eintreten, während die Orgel dumpf erbraust.

„Und warum liebst Du mich?" fragte Albine noch einmal.

Er lächelte und fand anfangs keine Antwort, dann sagte er: „Ich liebe Dich, weil Du gekommen bist. Damit ist Alles gesagt . . . Jetzt sind wir beisammen

und lieben uns. Mir kommt es vor, als ob ich nicht länger leben könnte, wenn ich Dich nicht liebte. Du bist mein Odem."

Albine hatte den Kopf zurückgelehnt, ihre Augen fest geschlossen und hielt den Atem an. Sie schwelgte schweigend in den soeben gehörten kosenden Worten.

Er schwieg und war recht unglücklich darüber, daß er ihr nichts zu sagen wußte, um ihr zu zeigen, daß er sie liebte. Er blickte langsam auf ihr rosiges Gesicht, das sich, wie eingeschlafen, an ihn schmiegte; die Wimpern sahen so zart wie glänzende Seide aus; um den feuchten Mund spielte ein köstliches Fältchen, während sie lächelte; die reine Stirn war von einer Goldlinie begrenzt, wo die Haare anfingen. Und er hätte sein ganzes Ich in das Wort legen mögen, das ihm auf der Zunge schwebte, ohne daß er es aussprechen konnte. Da neigte er sich noch mehr zu ihr hinab, er schien zu suchen, an welcher köstlichen Stelle dieses Gesichtes er das alles umfassende Wort niederlegen solle. Und doch sagte er nichts, er hauchte nur leise und küßte die Lippen Albinens.

„Albine, ich liebe Dich!"

„Ich liebe Dich, Serge!"

Sie stand wie fest gebannt, erzitternd bei diesem ersten Kuß. Sie hatte die Augen weit aufgemacht. Er hielt seine Lippen noch leicht gewölbt. Beide sahen sich an, ohne zu erröten. Etwas Mächtiges, Erhabenes beseelte sie; es war gleichsam ein lang verabredetes Stelldichein, in dem sie sich, größer geworden, wiedersahen, für einander bestimmt und für immer verbunden. Sie sahen sich einen Augenblick unverwandt an und erhoben dann ihre Blicke andächtig zu dem Blättertempel, als ob sie das friedfertige Volk der Bäume ausforschen wollten, ob auch sie das Echo ihres Kusses gehört hätten.

„Ach, erzähle mir doch, wieviel Tage hast Du mich geliebt? Sage mir Alles . . . Liebtest Du mich schon

damals, als ich von dem Kirschbaum fiel und Du unten mich so bleich mit den Armen auffingst? Liebtest Du mich schon mitten in den Wiesen, als Du mich um die Taille faßtest, um mir beim Hinüberspringen behülflich zu sein?"

„Schweige doch still, laß mich Dir sagen: ich habe Dich immer geliebt . . . Und Du, liebtest Du mich auch, liebtest Du mich auch?"

Bis zur Nacht lebten sie von diesem Wort „Lieben", das unaufhörlich mit neuen süßen Tönen immer wiederkehrte. Sie suchten es, verknüpften es mit ihren Reden und sprachen es unabsichtlich aus, nur aus reiner Freude, es aussprechen zu dürfen. Serge dachte nicht daran, noch einen zweiten Kuß auf Albinens Lippen zu drücken. Ihrer Unschuld genügte es, den Duft des ersten festzuhalten. Sie hatten ihren Weg wieder aufgefunden, ohne sich im geringsten um die Fußstege zu kümmern. Als sie aus dem Walde traten, war das Abendrot schon verschwunden, und der Mond ging zwischen dem dunkeln Laub goldig auf.

Es war ein prächtiger Heimgang mitten durch den Park in Begleitung dieses verschwiegenen Gestirns, das sie durch alle Öffnungen der großen Bäume beobachtete. Albine sagte, daß der Mond ihnen folgte. Die Nacht war sehr milde und sternenklar. In der Ferne rauschten die Hochwaldsbäume laut auf, so daß Serge horchte und meinte: „Sie sprechen von uns."

Als sie durchs Parterre kamen, wehte ihnen ein außerordentlich süßer Duft entgegen, wie ihn die Blumen des Nachts nur ausatmen, so schmachtend und kosend.

„Gute Nacht, Serge!"

„Gute Nacht, Albine!"

II.

Die folgenden Tage hindurch fühlten sich Albine und Serge vor einander befangen. Sie vermieden jede Anspielung auf ihren Spaziergang unter den Bäumen. Sie hatten keinen Kuß mehr ausgetauscht und sich nicht einmal gesagt, daß sie sich liebten. Es war nicht etwa Scham, die sie am Sprechen hinderte, sondern eine Angst, ihre Freude zu verderben. Und da sie nicht mehr zusammen waren, so lebten sie von der schönen Erinnerung; sie versenkten sich darin und lebten noch einmal die verflossenen Stunden durch, hielten sich geistig umschlungen und fühlten den schmeichelnden Hauch ihres Atems im Gesicht. Das brachte schließlich fieberhafte Zustände zu Wege. Sie sahen sich traurig, mit eingefallenen Augen an, und wenn sie dann so still dasaßen, fragte Serge Albine im besorgten Tone:

„Du bist leidend?"

Aber sie schüttelte den Kopf und antwortete:

„Nein, nein! Du fühlst Dich nicht wohl? Deine Hände brennen."

Der Park verursachte ihnen ein dumpfes Unbehagen, das sie sich nicht erklären konnten. Da lauerte eine Gefahr auf sie an irgend einer Biegung des Fußsteges. Zwar kam kein Laut davon über ihre Lippen, aber mit eigentümlichen Blicken gestanden sie ihre feige Angst ein, die sie wie Feinde auseinander hielt. Eines Morgens jedoch wagte Albine nach langem Zögern zu fragen:

„Es ist unrecht, daß Du beständig im Zimmer bleibst; Du wirst wieder krank werden."

Serge lachte befangen. „Pah!" murmelte er, „wir sind ja schon überall gewesen, wir kennen ja den ganzen Garten."

Sie schüttelte verneinend den Kopf, dann sagte sie ganz leise: „Nein, nein . . . wir kennen noch nicht die Felsen, wir sind ja noch nicht zu den Quellen gegangen.

Dort habe ich mich im Winter gewärmt. Es giebt da Plätzchen, wo selbst die Steine zu leben scheinen."

Am andern Morgen gingen sie aus, ohne weiter ein Wort darüber gesprochen zu haben. Sie gingen links hinauf hinter der Grotte, in welcher das Weib von Marmor schlief.

Der Tag war erstickend heiß und von jener Schwüle, die dem Gewitter voranzugehen pflegt. Sie marschierten einer hinter dem andern im brennenden Sonnenschein, aber Albine benutzte die Verbreiterung des Fußsteges, um Serge an sich vorbei und voran gehen zu lassen; denn sie wurde durch seinen Atem beunruhigt, es war ihr unbehaglich, ihn so nahe hinter ihrem Rücken zu wissen.

Dann mußten sie durch ein Fichtengehölz, um zu den Quellen zu gelangen. Der matte Schatten lag auf ihren Schultern wie Blei; die vertrockneten Nadeln krachten auf dem Boden unter ihren Füßen und gaben einen leichten Harzstaub von sich, der ihnen noch vollends auf den Lippen brannte.

Sie waren am Rande der Quellen angelangt. Ihr Wasser war nicht unter Grün versteckt wie das der Quellen der Ebene, die sich mit dichtem Laub umgeben, um träge im Schatten schlummern zu können; sie wurden im vollen Sonnenschein geboren in einem Felsenloch, ohne daß auch nur ein Grashälmchen ihr blaues Wasser mit seinem Grün schmückte. Sie sahen wie Silber aus, das im Sonnenschein glitzert. Auf ihrem sandigen Grund schien die Sonne mit beweglichen Strahlen, als wenn sie atmete.

„Halt, sieh hier!" rief Albine; „da ist das Parterre, da die Wiesen und hier der Wald."

Einen Augenblick betrachteten sie das zu ihren Füßen ausgebreitete Paradou.

„Und Du siehst," fuhr sie fort, „man sieht nicht

das geringste Stückchen Mauer. Das ganze Land gehört uns bis zum Himmelssaume."

Sie hatten sich endlich umarmt, ohne daß sie es wußten, beruhigt und vertrauend. Die Quellen stillten ihre Fieberglut. Aber als sie weiter gingen, schien Albinen eine Erinnerung aufzutauchen; sie führte Serge wieder zurück und sagte:

„Dort, unterhalb der Felsen habe ich einmal die Mauer gesehen. Es ist lange her."

„Aber man sieht ja nichts," murmelte Serge, leicht erblassend.

„Doch, doch . . . Sie muß hinter der Kastanienallee nach diesen Sträuchern sein."

Als sie dann fühlte, wie Serge's Arm sie krampfhafter umspannte, fügte sie hinzu:

„Ich täusche mich vielleicht doch . . . Ich erinnere mich indes, daß ich sie plötzlich vor mir aufsteigen sah, als ich aus der Allee hinauskam. Sie versperrte mir den Weg und war so hoch, das ich Furcht davor bekam . . . Und einige Schritte weiter ab hatte ich eine garstige Ueberraschung. Die Mauer war geborsten und hatte ein gewaltiges Loch, durch das man das ganze umliegende Land sehen konnte."

Serge sah ihr unruhig und bittend in die Augen. Um ihn zu beruhigen fuhr sie fort:

„O, ich habe aber das Loch zugestopft! Gelt, ich hab's Dir ja gesagt, daß wir allein sind . . . Ich hab's sofort zugemacht. Ich hatte mein Messer bei mir, damit schnitt ich Dornengesträuch ab und rollte große Steine davor. Ich wette, kein Sperling kann jetzt durch . . . Wenn Du willst, wollen wir es dieser Tage aufsuchen gehen. Das wird Dich beruhigen."

Er schüttelte verneinend den Kopf. Dann gingen sie umgearmt weiter; aber sie waren wieder ängstlich geworden. Serge sah von der Seite auf Albinens Gesicht nieder, der es weh that, so betrachtet zu werden,

und die mit den Augenlidern zuckte. Beide wären am liebsten umgekehrt, um das Unbehagliche eines längeren Spaziergangs zu vermeiden. Aber wider ihren Willen, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, gingen sie um einen Felsen und gelangten auf ein Plateau, wo sie wieder der volle berauschende Sonnenschein empfing. Aber es war nicht das Aroma schmachtender Pflanzen, die Würze des Thymians, der Weihrauch des Lavendels; sie traten auf stinkende Kräuter: den bittern Absinth von gräulicher Farbe; die Raute mit einem Geruch wie fauliges Fleisch; den glühenden Baldrian, ganz von seinem zum Sinnengenuß reizenden aphrodischen Schweiß triefend. Von Alraun- und Schierlingsstauden, Nieswurz und Belladonna stieg ein schwindelerregender Geruch ihnen zu Kopf, und eine Schlaffheit erfaßte ihre Glieder, daß sie vor Uebelkeit taumelten, obwohl sie sich beide umfaßt hielten.

„Soll ich Dich tragen?" fragte Serge Albinen, als er fühlte, daß sie sich betäubt an ihn lehnte.

Er hatte sie schon mit beiden Armen erfaßt. Aber sie machte sich los und atmete tief auf.

„Nein, Du erstickst mich," sagte sie. „Laß nur, ich weiß nicht, wie mir ist. Der Boden schwankt unter meinen Füßen. Siehst Du, hier thut mir's weh."

Sie nahm seine Hand und legte sie auf ihre Brust. Da wurde er ganz weiß. Er war weit mehr angegriffen als sie. Und beiden standen die Thränen in den Augen. Sollten sie denn an diesem großen unbekannten Uebel sterben?

„Komm in den Schatten, komm und setze Dich her," sagte Serge. „Die Pflanzen bringen uns noch mit ihren Gerüchen um."

Er führte sie an den Fingerspitzen, denn sie zitterte, als er die ganze Hand nehmen wollte. Das grüne Wäldchen, in dem sie sich niederließen, bestand aus einer schönen Ceder, die weiter als zehn Meter [illegible]

Dach ihrer Zweige ausbreitete. Hier unter diesem dichten Schatten ruhte die Wärme in wollüstigem Schlaf. Die Luft schlief, kein Hauch regte sich, es war wie in einem lauen Alkoven.

„Willst Du Dich nicht setzen?“ sagte Albine.

Sie rückte ein wenig zur Seite, um ihm Platz zu machen. Aber er wich zurück und blieb stehen. Als sie dann ihn nochmals einlud, ließ er sich auf seine Knie einige Schritte von ihr ab nieder. Er murmelte:

„Nein, ich habe noch mehr Fieber als Du, ich würde Dich verbrennen . . . Höre zu, wenn ich nicht fürchtete, Dir weh zu thun, würde ich Dich in meine Arme neben und so anpressen, daß wir unser Leid nicht mehr fühlen würden.“

Er kam auf den Knien etwas näher zu ihr heran.

„O, könnte ich Dich doch in meinen Armen, meinem Fleische haben! – Das ist mein einziges Dichten und Trachten. Des Nachts, wenn ich aufwache, umarme ich die Luft, weil ich Dein Traumbild umarme und an mich drücken möchte. Ich möchte Dich zuerst nur mit den Fingerspitzen berühren, dann möchte ich Dich ganz besitzen, allmählich, bis nichts mehr von Dir übrig bleibt, bis Du ganz mein geworden bist von den Füßen bis zum kleinsten Wimperhärchen. Ich würde Dich immer behalten. Das muß ein köstlicher Genuß sein, das was man liebt, so zu besitzen. Unsere Herzen würden in einander aufgehen.“

Er rückte noch näher. Er hätte den Saum ihrer Röcke erfassen können, wenn er die Hand ausgestreckt hätte.

„Aber ich weiß nicht, ich fühle mich so fern von Dir. . . . Es ist eine Scheidewand zwischen uns, die ich selbst mit geballten Fäusten nicht einschlagen könnte. Und doch bin ich jetzt stark; ich könnte Dich auf meine Arme nehmen, über die Schultern werfen und mit Dir wie mit einer Sache, die mir gehört, abgehen. Und doch

ist's auch das nicht. Ich würde Dich nicht genug besitzen. Wenn meine Hände Dich erfassen, so halten sie nur ein Nichts von Deinem Ich . . . Wo bist Du denn ganz, damit ich Dich dort suchen kann?"

Er war auf seine Ellbogen gefallen und lag in anbetender Stellung wie zermalmt da. Er drückte einen Kuß auf den Saum von Albinens Kleid. Da aber erhob sie sich sofort, als wenn sie den Kuß auf die Haut erhalten hätte. Sie faßte mit den Händen nach beiden Schläfen und stammelte ganz außer sich:

„Nein, ich bitte Dich, wir wollen weiter gehen."

Sie floh nicht. Sie ließ sich von Serge folgen; langsam und betäubt stolperte sie über die Baumwurzeln und hielt den Kopf noch immer mit beiden Händen, um das in ihr aufsteigende Gebrause zu ersticken. Und als sie aus dem kleinen Gehölz waren, gingen sie noch einige Schritte auf der Felsenterrasse, wo sich ein ganzes Völkchen von fetten südlichen Pflanzen hinkauerte. Es sah wie ein Hinkollern und Aufspringen von namenlosen Tieren aus, wie man sie in wüsten Träumen sieht, Ungeheuer die wie außergewöhnlich große Spinnen, Raupen und Asseln mit nackter, bläulicher stachlicher Haut umherkribbeln mit gebrechlichen Gliedern, verkümmerten Beinen, zerbrochenen Armen; die Einen zusammengeballt, die andern mit zahllosen Höckerchen auf dem Rücken; andere wieder schlotterig, zerfetzt, wie aus den Scharnieren gegangene Skelette.

„Wir wollen wieder in den Schatten zurückgehen," flehte Serge. „Du setzt Dich dann wieder wie soeben hin, und ich knie vor Dir und erzähle Dir was."

Die Sonnenstrahlen kamen fast senkrecht hernieder, das Tagesgestirn drückte triumphierend die nackte Erde an ihre Brust und hielt sie dort in fester Umarmung. Von Hitze betäubt, taumelte Albine und wandte sich zu Serge.

„Faß mich um," sagte sie mit hauchender Stimme.

Sobald sie sich berührten, stürzten sie, die Lippen aufeinandergepreßt, zu Boden, ohne einen Schrei auszustoßen. Es war ihnen zu Mut, als fielen sie noch immer, als wenn der Felsen unter ihnen nachgegeben hätte bis ins Unendliche. Ihre Hände irrten umher und betasteten Gesicht, Nacken und glitten an den Kleidern entlang. Diese Annäherung war aber so voller Angst, daß sie sich fast augenblicklich wieder erhoben, voller Verzweiflung, in der Befriedigung ihrer Begierde nicht weiter gehen zu können. Und sie flohen davon, ein Jeder auf verschiedenem Wege. Serge lief bis zum Pavillon und warf sich aufs Bett mit feuerndem Gesicht und verzweifelndem Herzen. Albine kam erst des Nachts wieder heim, nachdem sie sich in einem Winkel des Gartens ausgeweint hatte. Zum ersten Mal kehrten sie nicht wie gewöhnlich von dem langen Spaziergang ermüdet zusammen zurück. Drei Tage hindurch schmollten sie miteinander. Sie fühlten sich unsagbar unglücklich.

III.

Inzwischen gehörte ihnen der Park jetzt ganz. Sie hatten von ihm als Gebieter Besitz ergriffen. Kein Plätzchen war da, das nicht ihnen gehörte. Für sie blühte der Rosenwald, dufteten schmachtend die Blumen des Garten-Luftstücks, deren Wohlgeruch nachts durch die geöffneten Fenster drang und sie in Schlaf wiegte. Der Obstgarten bot ihnen Kost, füllte Albinens Taschen und Schürze mit Frucht an und erfrischte sie mit dem würzigen Schatten seiner Zweige, unter denen es sich so gut frühstücken ließ nach Sonnenaufgang. Auf den Wiesen waren Kräuter und Wasser und Gras, das endlos ihr Reich mit einem Seidenteppich schmückte; an den Bächen hatten sie ihre größte Freude mit ihrem reinen en Wasser der Unschuld und dem kühlen Rauschen,

in das sie ihre jungen Glieder tauchten. Ihnen gehörte der Wald, die kolossalen Eichen, die kaum zehn Mann umklaftern konnten, bis zu den schlanken Birken, die ein Kind ohne Anstrengung hätte zerbrechen können; der Wald mit allen Bäumen, seinem ganzen Schatten, seinen Avenüen, seinen Lichtungen, den traulich-grünen Plätzchen, die selbst die Vögel nicht kannten; der Wald, über den sie schalteten wie in einem riesigen Zelt, wo sie Schutz zur Mittagszeit fanden und der selig verlebten Morgenstunden gedachten. Sie waren überall in ihrem Reiche, selbst auf den Felsen, auf dem Quellengebiet, auf jenem entsetzlichen Gebiet mit den ungeheuerlichen Pflanzen, die unter ihren Schritten gebebt hatten und die sie mehr als all' die weichen Ruheplätze des Gartens liebten wegen des Schauers, der dort über sie gekommen war.

Nicht bloß die Pflanzen hatten ihnen Lehnseid geleistet. Albine und Serge wandelten als Könige auch unter den zahlreichen Tieren, die ihnen Gehorsam entgegenbrachten. Wenn sie das Parterre durchschritten, erhoben sich Schwärme von Schmetterlingen zu ihrer Augenweide, umfächelten sie mit ihrem Flügelschlag und folgten ihnen wie lebender Sonnenstrahl; im Obstgarten trafen sie oben auf den Bäumen prassende Vögel.

Albine ergötzte sich mehr noch auf den Wiesen, kleine Laubfrösche zu fangen, die längs den Binsenhalmen kauerten mit ihren Goldaugen und der reizenden philosophischen Gravität; während Serge mit Hülfe eines Strohhalms die Grillen aus ihren Schlupfwinkeln aufscheuchte, die Zikaden am Unterleib kitzelte, um sie zum Singen zu bringen, und blaue, rote und gelbe Insekten zusammenlas, die dann auf seinen Aermeln spazieren gingen und wie Knöpfe von Rubinen und Topasen aussahen. Dann war noch das geheimnisvolle Leben der Bäche da, in denen Fische mit dunklem Rücken in den Wasserwellen umherplätscherten; Aale, die man am leisen

Bewegen des Grases vermuten konnte, deren Brut beim geringsten Geräusch davonfuhr wie aufgerührter schwärzlicher Sand. All' dies stumme Gewimmel hielt sie am Bachufer in Spannung und reizte sie, mit nackten Beinen sich mitten in den Lauf zu stellen, um das endlose Kribbeln dieser Millionen von Existenzen zu fühlen. Ein andermal an Tagen zarten Schmachtens gingen sie in den Schatten der Bäume des Waldes, der von den Serenaden seiner Musikanten, der krystallenen Flöte der Nachtigallen, der kleinen Silbertrompete der Meisen und dem fernher tönenden Accompagnement des Kuckucks erschallte. Sie wunderten sich über den raschen Flug der Fasanen, deren Schweif wie ein Nimbus von Sonnenstrahlen durch die Zweige schimmerte; sie blieben freudig stehen, wenn eine lustige Bande junger Rehe in der Entfernung von wenigen Schritten vorüberlief, oder ernstblickende Hirschpaare ihren Galopp verlangsamten, um sie beschauen zu können. Ein andermal wieder be- sie in der Sonnenhitze die Felsen und vergnügten mit, Schwärme von Heuschrecken mit den Füßen n Thymianstauden aufzuscheuchen, daß es wie in rlöschenden Kohlenglut summte. Zusammenge- Schlangen am Rande rötlicher Büsche, Eidechsen, n weißen heißen Steinen ausgestreckt, sahen sie chaftlich an; die roten Flamingos, mit den Füßen ellwasser stehend, flogen bei ihrem Nahen nicht und flößten durch ihr gravitätisches Zurufen n Wasserhühnern, die in der Mitte des Bassins Zutrauen ein.

es Leben des Parkes spürten Albine und Serge seinem Werden und Wachsen nach dem Tage, sie selbst zu neuem Leben rief durch den Kuß. täubte sie dies Leben oft, es sprach zu ihnen in prache, die sie nicht hörten, es bestürmte sie mit denen sie nicht auszuweichen im Stande waren. se Tierlaute, diese animalische Wärme, all' diese

Gerüche der Pflanzen, dieser Baumschatten, all' dies Leben war es, welches sie unruhig stimmte und bis zu dem Grade reizbar machte, daß Eines dem Andern gram war. Und dennoch fanden sie im Park nur Freundschaft und Liebe. Jedes Grashälmchen, jedes Tierchen wurde ihr Freund. Das ganze Paradou liebkoste sie. Vor ihrer Ankunft, mehr als hundert Jahre hindurch, hatte die Sonne hier geherrscht als unbeschränkte Herrin und jeden Zweig mit ihrem Lichte gespeist. Damals kannte der Garten nur sie. Er sah sie alle Morgen über die Umfassungsmauer mit schrägen Strahlen schlüpfen, mittags senkrecht auf die leidenschaftlich daliegende Erde gleiten und des Abends wieder fortgehen am andern Ende, das Laub mit ihren Abschiedsgrüßen säumend. Auch mit Albine und Serge that der Garten nicht blöde; er empfing sie, wie er so lange die Sonne empfangen hatte, als gute Leute, mit denen man keine Umstände macht. Die Tiere, Bäume, Quellen, Bäche und Steine waren prächtige Sonderlinge, sprachen ganz laut und vernehmlich, lebten in ihrer unschuldig-dreisten Blöße ohne Geheimnis, wie die Schönheit und Holdseligkeit in den ersten Tagen der Welt. Dies Naturfleckchen lachte heimlich über Albinens und Serges Bedenken, war davon gerührt, schob ihren Füßen den weichsten Rasenteppich unter und bildete für sie ausgeordnetem Gesträuch Fußsteige. Wenn dasselbe sie noch nicht einander in die Arme geworfen hatte, so kam das daher, weil es Gefallen daran fand, ihre Begierden hinzuhalten, und sich über ihr ungeschicktes Küssen belustigte, das im Schatten wie der Schrei zorniger Vögel klang. Aber die Beiden litten unter der allgemeinen Wollust, die sie rings umgab, und sie fluchten dem Garten.

An dem Nachmittage, an welchem Albine so sehr geweint hatte in Folge ihres Spazierganges auf der Felsenterrasse, hatte sie dem Paradou, dessen heißes Leben sie um sich fühlte, zugerufen:

„Wenn Du unser Freund bist, warum machst Du uns dann trostlos unglücklich?“

IV.

Vom andern Morgen ab zog sich Serge in sein Zimmer zurück. Der bloße Geruch des Parterres setzte ihn in Verzweiflung. Er zog die Kalikovorhänge vor, um nicht mehr den Park zu sehen und dessen Eindringen zu verhüten. Vielleicht würde er so seinen Kindheitsfrieden weit ab von diesem Grün, dessen Schatten ihn wie eine Gänsehaut überlief, finden. Auch in ihrem langen Zusammensein sprachen beide nicht mehr von den Felsen, noch von den Quellen, noch von den Bäumen oder von dem Himmel. Das Paradou war nicht für sie vorhanden. Sie versuchten es zu vergessen. Und doch fühlten sie trotz alledem sein Dasein in seiner unabsehlichen Einwirkung hinter den dünnen Vorhängen; der Kräuterduft drang durch die Holzspalten, die Fenster erbebten von dem langanhaltenden Rauschen und Tönen; das ganze Leben der Außenwelt lachte, zischelte und lauerte unter ihren Fenstern. Alsdann wurden sie bleich, sprachen mit lauterer Stimme, und suchten irgend eine Zerstreuung, um nur nichts hören zu müssen.

„Hast Du's noch nicht gesehen?“ sagte Serge eines Morgens, als sie wieder so unruhig waren; „es ist da über der Thüre ein Weib gemalt, daß Dir ähnlich sieht.“

Er lachte geräuschvoll. Sie besahen sich dann wieder die Malereien, zogen den Tisch wieder an die Wand und suchten sich so zu beschäftigen.

„O nein!“ murmelte Albine, „sie ist viel dicker als ich. Uebrigens kann man nicht wissen: sie liegt so komisch da mit dem Kopf nach unten!“

Sie schwiegen. Auf der verblichenen, durch die

Zeit stark mitgenommenen Malerei zeigten sich die Umrisse einer Szene, die sie noch nicht wahrgenommen hatten. Es war eine Wiederbelebung zarter Fleischmassen, die sich von dem Grau der Mauer abhob als wiederbelebtes Bild, dessen Einzelheiten nach und nach klar zu werden schienen in der Sommerhitze. Die Frau lag auf dem Boden in der Umarmung eines Fauns mit Bocksfüßen.

„Nein," wiederholte Albine, „sie ist mir nicht ähnlich. Sie ist häßlich."

Serge sagte nichts. Er betrachtete die Frau und betrachtete Albine, als wenn er Vergleiche anstellen wollte. Sie aber krämpelte einen ihrer Ärmel bis zur Schulter in die Höhe, um zu zeigen, daß sie einen weißen Arm hätte. Dann schwiegen sie wieder, besahen wieder die Malereien und Fragen schwebten auf ihren Lippen, die sie doch nicht laut werden lassen wollten. Die großen blauen Augen Albinens senkten sich einen Augenblick in die grauen Augen Serges, in denen eine Flamme funkelte.

„Du hast also das ganze Zimmer wieder ausgemalt?" rief sie, vom Tische springend. „Man sollte glauben, daß diese Welt da wieder in neues Leben tritt."

Sie fingen zu lachen an, aber ohne Behagen, mit seitwärts schielenden Blicken nach den großen Figuren, die fast ganz sichtbar geworden waren. Sie wollten nun gerade alles wiedersehen, wunderten sich bei jeder Füllung und riefen sich bei jedem Gliede einer Person, die ganz bestimmt vergangenen Monat noch nicht dagewesen war, ihre Bemerkungen zu. Sie wurden ernst, hielten sich vor den Szenen auf mit dem Wunsche, daß die Malerei mit einem Schlage ihren Glanz wiedergewänne, und waren noch mehr schmachtend und verwirrt durch das Fehlende, was die rohe Natürlichkeit der Gemälde ihren Augen nicht bot. Diese wollüstigen Spukgeister lehrten sie vollends die Kunst des Lebens.

Aber Albine hatte Furcht. Sie floh vor Serge, dessen Atem sie heißer auf ihren Hals wehen fühlte. setzte sich in eine Ecke des Kanapees und murmelte:

„Sie jagen mir zuletzt noch Schrecken ein. Die Männer sehen wie Banditen aus und die Frauen haben Augen, die ersterben wie Personen, die man tötet.“

Serge setzte sich einige Schritte von ihr entfernt in einen Lehnsessel und sprach von etwas Anderem. Beide waren sehr matt, als wenn sie einen langen Ausflug gemacht hätten. Sie empfanden ein Unbehagen beim Gedanken, daß die Bilder auf sie herabsehen. Die Liebesgötter kamen aus den zerfetzten Tapeten heraus mit Lärm und verliebten Gesten, warfen ihnen wie ein Haufe frecher Jungen ihre Blumen zu und drohten sie mit schmalen blauen Bändern fest zusammen zu binden, wie sie es mit zwei Liebenden in einer Ecke der Decke thaten.

„Man erstickt, nicht wahr?“ sagte Albine. „Ich mag es noch so sehr lüften, das Zimmer hat immer einen altertümlichen Geruch.“

„Kürzlich des Nachts,“ erzählte Serge, „erwachte ich von einem so starken Geruch, daß ich Dich rief, weil ich glaubte, Du seist ins Zimmer getreten. Ich glaubte, es sei der laue Geruch Deiner Haare, wenn Du Heliotropenblüten hineinsteckst . . . In den ersten Tagen war es nur die Ahnung eines fernen Duftes. Jetzt aber kann ich nicht mehr schlafen, so mächtig ist der Geruch: es ist zum Ersticken. Namentlich des Abends ist der Alkoven so heiß, daß ich schließlich noch auf dem Kanapee werde schlafen müssen.“

„Albine legte den Zeigefinger auf ihren Mund und murmelte: „Das ist die Tote, weißt Du, die, welche hier gelebt hat.“

Sie gingen und prüften scherzend den Geruch des Alkovens, im Grunde genommen ernst genug. Ganz bestimmt hatte der Alkoven nie einen so betäubenden Geruch ausgeströmt. Die Wände schienen noch von

parfümierten Frauenkleidern gestreift zu werden und schauerten zusammen. Das Parkett hatte noch den balsamischen milden Geruch nach zwei Atlaspantöffelchen, die vor dem Bett standen. Und auf dem Bett selbst, nach der Kopfseite zu, behauptete Serge noch die kleine Spur einer schmalen Hand wiederzufinden, die dort einen bleibenden Geruch von Veilchen hinterlassen hatte. Von allen Möbeln erhob sich zu dieser Stunde das duftende Phantom der Verstorbenen.

„Halt! dort ist der Lehnsessel, auf dem sie oft gesessen haben muß," rief Albine. „Man riecht noch an der Lehne ihre Schultern."

Und sie setzte sich selbst hinein nnd sagte zu Serge, er solle sich vor ihr auf die Knie niederlassen, um ihr die Hand zu küssen.

„Du erinnerst Dich doch noch des Tages, an dem ich Dich empfing mit den Worten: „Guten Abend, mein lieber Herr ..." Aber das war noch nicht Alles, nicht wahr? Er küßte ihr die Hände, wenn sie die Thür geschlossen hatten ... Nun, da sind meine Hände. Sie sind Dein!"

Hierauf versuchten sie die alten Spiele wieder zu beginnen, um das Paradou, dessen rauschendes Lachen sie vernahmen, zu vergessen und um nicht mehr die Gemälde zu sehen oder den schmachtenden Erinnerungen des Alkovens sich hinzugeben. Albine spielte sich als Herrin auf, lehnte sich zurück und lachte über das alberne Gesicht, das Serge zu ihren Füßen machte.

„Großer Dummkopf, faß mich doch um die Taille, sag' mir doch Liebenswürdigkeiten, da Du ja meinen Liebhaber vorstellen sollst ... Du verstehst also nicht zu lieben?"

Aber sobald er sie erfaßte und sie rücksichtslos aufhob, rang sie sich los, lief ihm davon und rief ganz ungehalten:

„Nein, laß mich los, ich will's nicht haben . . . Man stirbt ja in diesem Zimmer."

Von diesem Tage ab hatten sie Furcht vor dem Zimmer, ebenso wie vor dem Garten. Ihr letzter Zufluchtsort wurde nun ein furchtsamer Ort für sie, in dem sie sich nicht mehr zusammen befinden konnten, ohne sich mit verstohlenen Blicken zu überwachen. Albine kam jetzt fast gar nicht mehr hinein; sie blieb auf der Schwelle stehen und machte die Thür hinter sich auf, wie um sich eine rasche Flucht zu sichern. Serge lebte allein darin, in schmerzlicher Aengstlichkeit, die ihm immer mehr den Atem benahm; er schlief auf dem Kanapee, versuchte den Seufzern des Parks und den Düften, die aus den alten Möbeln aufstiegen, zu entgehen.

So brachte er nun seine Tage schweigend zu; seine Augen waren geringelt; er lebte nur ein wenig auf in den Stunden, wenn Albine ihn besuchte. Sie saßen sich gegenüber und sahen sich ernsthaft an, und manchmal hauchte ihr Mund ein süßes Wort, das ihnen das Herz zerriß. Die Augen Albinens waren von noch dunkleren Ringen umgeben, als die von Serge; sie sprachen eine stumme, flehende Sprache.

Nach Verlauf von einer Woche blieb Albine nur gar wenige Minuten bei ihm. Sie schien ihn zu vermeiden. Sie kam ganz ängstlich an, blieb stehen und hatte große Eile fortzugehen. Wenn er sie fragte und ihr Vorwürfe machte, sie sei nicht mehr seine Freundin, wandte sie den Kopf weg, um ihm nicht antworten zu müssen. Niemals wollte sie ihm erzählen, wie sie ihre Vormittage anwendete, die sie fern von ihm zubrachte. Sie schüttelte verlegen das Köpfchen und sprach von ihrer Faulheit. Wenn er mehr in sie drang, zog sie sich mit einem Satze zurück und rief ihm des Abends ein einfaches „Gute Nacht" durch die Thür zu.

Ihm war es indessen klar genug, daß sie häufig

weinen mußte. An manchen Tagen war sie bis zum Sterben betrübt, ihr Gesicht zeugte von Mutlosigkeit, ihr Gang war langsam als sei sie unentschlossen, noch länger am Leben Freude zu haben. An andern Tagen wiederum lachte sie in einem fort, ihr Gesicht strahlte wie von einem triumphierenden Gedanken beseelt, den sie nur noch nicht aussprechen wollte; die Füße waren stets in Bewegung und konnten es nicht auf einer Stelle aushalten, als wenn sie Eile hätten, einem sichern Ziele zuzueilen. Und am folgenden Tage fiel sie wieder in ihren trostlosen Zustand zurück, um Tags darauf wieder sich der Hoffnung hinzugeben. Was sie aber bald unmöglich mehr verheimlichen konnte, war eine entsetzliche Müdigkeit, eine Schlaffheit, die sie in allen Gliedern fühlte. Selbst in vertraulichen Augenblicken war sie träumerisch und verfiel in einen Schlaf mit offenen Augen.

Serge hatte aufgehört, sie mit Fragen zu behelligen, da er einsah, daß sie ihm nicht antworten wollte. Wenn sie jetzt eintrat, betrachtete er sie besorgt, weil er fürchtete, daß sie eines Abends nicht mehr die Kraft haben werde, wieder zu ihm zu kommen. Wo konnte sie sich nur so abmatten?

Eines Morgens hörte er mit Beben einen leichten Schritt unter seinen Fenstern. Das konnte kein Reh sein, das sich soweit vorwagte. Er kannte diesen im Takt sich bewegenden Schritt, unter dem sich das Gras nicht einmal bog, nur zu gut. Albine lief ohne ihn ins Paradou. Vom Paradou brachte sie ihm Entmutigung mit heim, von dort auch Hoffnungen, all den Widerstreit der Empfindungen, alle jene Müdigkeit, an der sie langsam zu Grunde ging. Er ahnte sehr wohl, was sie suchte, einsam inmitten der Wälder, lautlos, mit der stummen Halsstarrigkeit eines weiblichen Wesens, das sich es zugeschworen hat, zu finden, was es sucht. Seit der Zeit lauschte er auf ihren Tritt. Er wagte

nicht die Vorhänge aufzuziehen und ihr von fern durch die Zweige mit dem Blick zu folgen; aber es war für ihn ein seltsam aufregender Genuß, der fast an Leid grenzte, zu wissen, ob sie nach rechts oder nach links ging, ob sie sich ins Parterre vertiefte und bis wohin sie ihre Gänge ausdehnte.

Inmitten des geräuschvollen Lebens des Parks, der rauschenden Stimmen der Bäume, in dem Murmeln der Bäche, unaufhörlichen Vogelgesang, unterschied er das leise Geräusch ihrer Stiefelchen so genau, daß er hätte sagen können, ob sie auf dem Kiesboden der Bäche einherschritte oder auf der mürben Erde des Forstes, oder auf den Steinen der nackten Felsen. Er kam sogar soweit, bei ihrer Rückkehr an dem nervösen Aufsetzen ihrer Füße herauszufinden, ob Albine freudig oder schmerzlich bewegt sei. Sobald sie die Treppe hinaufstieg, ging er vom Fenster fort und gestand es ihr nicht, daß er sie überallhin auf diese Weise begleitet hätte. Aber sie mußte eine Ahnung von seiner Findigkeit haben, denn sie erzählte ihm die Ergebnisse ihres Suchens von jetzt ab nur durch einen Blick.

„Bleib hier, geh nicht mehr aus," sagte er mit flehend gerungenen Händen eines Morgens zu ihr, als er sie noch ganz abgemattet von dem Tags zuvor unternommenen Gange sah. „Du bringst mich zur Verzweiflung."

Sie lief gereizt davon. Er begann noch mehr von diesem Garten zu leiden, der überall von Albinens Tritten widerhallte. Das leise Geräusch ihrer Stiefelchen rief ihm mit hörbarer Stimme zu, mit befehlender Stimme, deren Echo in ihm lauter ward. Er hielt sich die Ohren zu, er wollte nichts mehr hören, und der Tritt behielt das ferne Echo im Klopfen seines eigenen Herzens. Abends sodann, wenn sie zurückkam, brachte sie den ganzen Park mit sich, mit den Erinnerungen an

ihre Gänge, dem langsamen Erwachen ihrer Zärtlichkeiten inmitten der mitschuldigen Natur.

Sie schien größer, ernster, gleichsam gereift durch diese beständigen Ausflüge. Nichts war mehr in ihr von jenem fröhlichen Kinde geblieben, das sie früher gewesen, so daß er manchmal mit den Zähnen knirschte, wenn er sie betrachtete und sie ihm so begehrenswert erschien.

Es war eines Tages gegen Mittag, als Serge sie im Galopp zurückkehren hörte. Er hatte sich vorgenommen, nicht mehr auf ihren Schritt zu horchen, wenn sie fort war. Für gewöhnlich kam sie erst spät heim. Und er war daher überrascht über die Sprünge, die sie machen mußte, gerade laufend und die Zweige, die ihr den Weg versperrten, abbrechend. Unten vor dem Fenster lachte sie. Als sie auf der Treppe war, holte sie so tief Atem, daß er ihren warmen Hauch auf seinem Gesicht zu fühlen glaubte. Sie riß die Thür weit auf und rief:

„Ich hab's gefunden!"

Sie setzte sich und wiederholte noch einmal in sanftem, halbersticktem Tone:

„Ich hab's gefunden! hab's gefunden."

Aber Serge legte ihr die Hand auf die Lippen und stammelte bestürzt:

„Ich bitte Dich, sag' mir nichts. Ich will nichts wissen. Es würde mein Tod sein, wenn Du sprächest."

Da schwieg sie, aber die leuchtenden Augen sprachen, und sie mußte sich auf die Lippen beißen, damit ihr nicht wider Willen ein Wort entschlüpfte. Sie blieb dann noch im Zimmer bis zum Abend, suchte Serge's Blicke zu fangen und erzählte ihm ein wenig von dem, was sie wußte, sobald ihre Augen sich begegneten. Ein blendender Schimmer ging von ihrem Antlitz aus. Sie verbreitete einen so angenehmen Duft, ihre Rede und ihr Lachen klangen so klar, daß er den Duft einsog

und sie ihn ebenso sehr durch das Gehör wie durch das Gesicht ergötzte. Alle seine Sinne genossen sie. Und er konnte sich nur verzweifelt gegen dieses langsame Inbesitznehmen seines Ichs wehren.

Am nächsten Morgen kam sie hinunter und machte sich ebenso wieder im Zimmer zu schaffen.

„Gehst Du nicht aus?“ fragte er, da er sich geschlagen fühlte, wenn sie dableiben würde.

Sie antwortete nein, sie würde nicht mehr ausgehen. Jemehr er erschlaffte, um so stärker und triumphierender fühlte er sie werden. Bald hätte sie ihn beim kleinen Finger nehmen und zu jenem Graslager führen können, dessen süßen Zauber ihr Schweigen so laut verkündete. Auch an diesem Tage sprach sie noch nicht, sie begnügte sich damit, ihn zu ihren Füßen auf einem Fußpolster sitzen zu sehen. Erst am darauf folgenden Tage wagte sie zu bemerken:

„Warum verschließt Du Dich hier wie in einem Gefängnis? Es ist so herrlich unter den Bäumen.“

Er stand auf und flehte mit erhobenen Armen. Sie aber lachte.

„Nein, nein, wir werden nicht gehen, da Du ja nicht willst ... Aber dieses Zimmer hat einen so eigentümlichen Geruch! Wir wären besser im Garten aufgehoben, mehr gemütlich und im Schatten; Du grollst dem Garten mit Unrecht.“

Er hatte sich wieder ihr zu Füßen hingesetzt und blieb dort stumm mit gesenkten Augen sitzen, während Schauer über sein Gesicht hinliefen.

Und da er sich nach und nach gegen sie lehnte, umschlang sie seinen Hals, bog seinen Kopf zurück auf ihren Schoß und murmelte weiter mit noch leiserer Stimme:

„Wir würden uns köstlich in einem Eckchen, das ich kenne, vergnügen. Dort würde uns nichts stören,

und die frische Luft würde Dich von Deinem Fieber heilen."

Sie schwieg, weil sie fühlte, daß er zusammen zuckte. Sie fürchtete, daß ein zu lebhaft gesprochenes Wort ihn wieder in Schrecken versetzen würde. Langsam eroberte sie ihn mit nichts Anderem als einem Blick ihrer blauen Augen, der liebkosend auf seinem Antlitz ruhte.

„Ach, wenn Du wüßtest!" hauchte sie ihm sanft ins Ohr.

Sie wurde kühner, als sie sah, daß er nicht aufhörte zu lächeln.

„Es ist eine Lüge, es ist nicht verboten!" murmelte sie. „Du bist ein Mann und solltest keine Furcht haben.... Wenn wir dorthin gingen und mir irgend welche Gefahr drohte, so würdest Du mich verteidigen, nicht wahr? Du könntest mich doch ganz gut an Deinem Halse davon tragen. Ich bin ruhig, wenn ich bei Dir bin ... Fürchtet man etwas, wenn man so starke Arme besitzt wie Du hast?"

Mit der einen Hand strich sie ihm schmeichelnd langsam über die Haare, den Nacken und die Schultern.

„Nein, es ist nicht verboten," fuhr sie fort. „Jene Geschichte ist gut für die Dummen. Die, welche sie früher einmal aufgebracht haben, wollten nicht, daß man sie an dem köstlichen Ort des Gartens stören solle. ... Denke Dir nur, daß, sobald Du auf jenem Grasteppich sitzest, Du vollkommen glückselig bist. Dann erst werden wir alles kennen, werden wir die wahren Herren sein ... Höre auf mich, komme mit mir!"

Er schüttelte den Kopf, aber ohne Zorn, wie ein Mann, dem dies Spiel Vergnügen machte. Nach einem Stillschweigen, als er zu seinem großen Schmerz sah, wie sie schmollte, und da er gern gehabt hätte, daß sie ihn noch weiter liebkoste, machte er endlich den Mund auf und fragte:

„Wo ist's denn?"

Sie antwortete anfangs nicht. Sie schien in die Ferne zu schauen.

„Es ist dort unten,“ murmelte sie. „Ich kann es Dir nicht beschreiben. Man muß die lange Allee entlang gehen, dann wendet man sich nach links und dann wieder nach links. Wir müssen wohl schon zwanzigmal daran vorbeigegangen sein . . .“

„Ist's sehr schön?“

Wiederum antwortete sie nicht. Ihre Augen schwammen in seliger Eckstase. Und als sie sprechen konnte rief sie:

„Schön wie ich es nicht auszusprechen vermag. Ich war von solchem Zauber erfaßt, daß ich mir nur einfach einer namenlosen Freude bewußt bin, die von dem Laube sich herniedersenkte und auf dem Grase ruhte. Und ich kam spornstreichs zurück, um Dich mit mir hinzuführen, damit ich nicht ohne Dich das Glück genösse, mich in diesem Schatten auszuruhen.“

Sie umschlang wieder seinen Hals mit beiden Händen und beschwor ihn eifrig, ganz zu ihm gebeugt, so daß ihre Lippen sich fast berührten.

„O, Du wirst mit mir kommen,“ stammelte sie. „Denke nur daran, daß ich trostlos dahinleben würde, wenn Du nicht mitkämest . . . Es ist ein Verlangen, ein lange gefühltes Bedürfnis, das ich habe und das jeden Tag stärker geworden ist, unter dem ich jetzt leide. Du kannst doch nicht wollen, daß ich leide? . . . Und selbst wenn Du dabei sterben müßtest, selbst wenn dieser Schatten uns allen Beiden den Tod brächte, würdest Du dennoch zaudern? würdest Du dennoch die geringste Reue spüren? Wir würden uns zusammen am Fuße des Baumes hinlegen; wir würden in Einem fort schlafen aneinander geschmiegt. Das würde uns wohl thun, nicht wahr?“

„Jawohl, jawohl,“ stotterte er, ganz durch die leidenschaftliche, tolle Begierde, die sie durchbebte, aufgeregt und gewonnen.

„Aber wir werden hier nicht sterben," fuhr sie
gehobener Stimme fort und lachte dabei wie ein W
das seines Sieges gewiß ist; „wir werden am Le
bleiben, um uns zu lieben . . . Es ist ein Lebensba
ein Baum, unter dem wir stärker, gesünder und
kommener uns fühlen werden. Du kannst mich d
hinnehmen, wie Du es Dir vorgestellt hast, so gänzl
daß kein Teil meines Lebens außer Deinem Besitz w
. . . Willst Du's?"

Er erbleichte, und seine Augenwimpern zuck
krampfhaft, als wenn seine Augen von zu großer H
geblendet würden.

„Willst Du's? Willst Du's?" wiederholte sie
brünstiger und schon halb erhoben.

Er stand auf und folgte ihr, anfangs taumel
dann hielt er sich an ihr fest, als könne er sich ni
von ihr trennen. Er ging hin, wohin sie ging, v
heißen Duft, der ihren Haaren entströmte, mit fort
zogen. Und wenn er ein wenig hinten blieb, drehte
sich halb um; ihr Gesicht leuchtete in Liebesglut;
Mund und ihre Augen lockten verführerisch mit sol
Allgewalt, daß er sie überanhin, wie ein treuer Hu
begleitet hätte.

V.

Sie gingen hinab und durcheilten den Garten, o
daß Serge aufgehört hätte zu lächeln. Er sah
grüne Laub nur in Albinens Augen schimmern.
der Garten sie sah, lachte er unaufhörlich, ein Murm
der Befriedigung flog von Blatt zu Blatt bis zu
äußersten Enden der Avenüen. Seit Tagen schon mu
er erwartet haben, sie so innig umschlungen zu seh
und daß sie auf dem Graslager ihre verlorene L
wieder suchen würden. Ein feierliches Pst! durchlief

Zweige. Der Himmel war zu dieser Zeit, um zwei Uhr nachmittags, vor Hitze entschlafen. Pflanzen streckten ihre Häupter empor, um sie vorbeigehen zu sehen.

„Hörst Du sie?“ fragte sie halblaut. „Sie schweigen, wenn wir uns nähern. Aber von fern erwarten sie uns und flüstern sich einander den Weg, den sie uns zeigen müssen, zu ... Ich hatte Dir ja gesagt, daß wir uns um den Pfad, den wir einzuschlagen haben, nicht zu kümmern brauchen. Die Bäume weisen mir den Weg mit ausgestreckten Armen!“

In der That schob der ganze Park sie vorwärts. Hinter ihnen schien es, als ob ein Schlagbaum von Buschwerk sich niederließe, um zu verhindern, daß sie wieder zurück gingen; während vor ihnen der Rasenteppich sich so bequem ausbreitete, daß sie nicht mehr auf ihre Füße Acht gaben, sondern nur dem sanft absteigenden Terrain zu folgen brauchten.

„Auch die Vögel begleiten uns,“ nahm Albine wieder das Wort. „Diesmal sind's Meisen, hörst Du sie? ... Sie hüpfen die Hecken entlang, machen bei jeder Biegung Halt und wachen darüber, daß wir uns nicht verirren. Ach, wenn wir ihren Gesang verständen, würden wir vernehmen, daß sie uns Eile anempfehlen ...“

Unterdessen gingen sie fortwährend, ohne zu ermüden. Albine sprach nur, um Serge durch den Zauber ihrer Stimme zu entzücken. Serge gehorchte dem leisesten Druck von Albinens Hand. Sie wußten Beide nicht, wo sie sich befanden, waren sie doch sicher, graden Wegs dorthin zu gehen, wohin sie kommen wollten. Und je mehr sie sich näherten, um so heimlicher wurde der Wald, der das Seufzen seiner Schattengänge anhielt, das Gemurmel seiner Gewässer und das brünstige Leben seiner Tierwelt. Es herrschte nur noch ein langes erschauerndes Schweigen, eine andächtige Erwartung.

Da erhoben Albine und Serge instinktmäßig ihre Augen. Ihnen gegenüber breitete sich gewaltiges Laub aus. Und als sie zauderten, sprang ein Reh, das sie mit seinen hübschen, sanften Augen ansah, mit einem Satz ins Buschholz.

„Dort ist's!“ sagte Albine.

Sie ging voran und zog Serge wiederum nur durch eine Wendung ihres Hauptes mit sich; dann verschwanden sie hinter den Laubzweigen, die rauschend zusammenschlugen und dann ward Alles wieder still. Sie traten in köstlichen Frieden ein.

Im Mittelpunkte stand ein Baum, der in so dichten Schatten getaucht war, daß man seine Art nicht bestimmen konnte. Er war von riesigem Wuchs, hatte einen Rumpf, der wie eine Brust Atem holte, und Zweige, die er weithin ausstreckte wie schützende Arme. Er hatte ein gutes, derbes, kräftiges und fruchtbares Aussehen; er war der Alterspräsident des Gartens, der Vater des Forstes, der Stolz der Kräuter und der Freund der Sonne, die jeden Tag auf seinem Wipfel auf- und niederging. Aus seinem grünen Gewölbe stieg jegliche Freude der Schöpfung herab, Blumenduft, Vogelsang, Lichtstrahlen, das frische Erwachen des Morgenrots und die laue schlaftrunkene Abendröte. Er machte allein den Zauber der Lichtung aus. Die anderen Bäume um ihn herum bauten eine undurchdringliche Mauer auf, die ihn inmitten eines heiligen Schweigens und Dämmerlichts isoliert wachsen ließ; da gab's nur ein einziges grünes Laubmeer, ohne daß man ein Stückchen vom Himmel sehen konnte, oder auch nur eine Ecke des Horizonts; es war eine Rotunde, die überall vom zarten Grün der seidenen Blätter drapiert und auf dem Boden mit Atlassammt des Mooses bekleidet war. Man trat hier ein wie in eine krystallklare Quelle, mitten in durchsichtig-helles Grün, das wie ein Silbertuch unter dem Widerschein des Schilfrohrs dahinschlummerte.

Albine und Serge waren entzückt. Seitdem der Baum sie in seinem milden Schatten aufgenommen hatte, fühlten sie sich von der unerträglichen Scheu, die sie gequält hatte, erlöst. Sie empfanden nicht mehr jene Furcht, die sie auseinandertrieb, jene heißen Seelenkämpfe voller Verzweiflung, in denen sie sich aufrieben, ohne zu wissen, gegen welchen Feind sie so wütend ankämpften. Im Gegenteil, ein völliges Vertrauen, eine unbeschreibliche Heiterkeit erfüllte sie; sie gaben sich ganz einander hin und befreundeten sich langsam mit dem Glück, zusammen zu sein, fern von Allem, mitten in einem wunderbar traulichen Versteck. Ohne noch eine Ahnung von Dem zu haben, was der Garten von Ihnen verlangte, ließen sie ihm freies Spiel, über ihre zärtliche Liebe zu wachen; sie warteten ohne Beklommenheit auf das, was der Baum zu ihnen sagen würde. Der Baum versetzte sie in solchen Liebestaumel, daß die große königliche Lichtung vor ihnen verschwand und nur noch das Säuseln des balsamischen Zephyrs sie einwiegte.

Sie hatten leicht erseufzend Halt gemacht, von der würzigen Frische des Duftes wohlthuend berührt.

„Die Luft hat einen Frühlingsgeschmack,“ murmelte Albine.

Serge seinerseits sagte ganz leise:

„Das Gras ist so voll Leben, daß ich auf der Schleppe Deines Kleides zu gehen glaube.“

Sie dämpften ihre Stimme in andächtigem Gefühl. Sie waren nicht einmal begierig nach oben zu schauen, um den Baum zu betrachten. Sie fühlten sich von seiner Majestät umgeben. Albine fragte mit stummem Blick, ob sie den Zauber dieses grünen Orts wohl übertrieben habe. Serge's Antwort bestand in zwei hellen Zähren, die über seine Wangen rollten. Ihre Freude, endlich da zu sein, war unsäglich.

„Komm,“ sagte sie ihm mit einem Tone, der flüsternder als ein Atemzug war, ins Ohr.

Und sie ließ sich gerade am Fuße des Baumes nieder. Sie streckte ihm lächelnd die Hände entgegen, während er, vor ihr stehend, ebenfalls lächelnd ihr die seinigen gab. Als sie dieselben erfaßt hatte, zog sie ihn langsam zu sich. Er fiel ihr zur Seite. Er nahm sie sofort an seine Brust. Diese Umarmung versetzte sie in wohliges Behagen.

„Ach, erinnerst Du Dich noch,“ sagte er, „an die Scheidewand, die uns zu trennen schien ... Jetzt aber fühle ich Dich, es ist nichts mehr zwischen uns ... Es thut Dir doch nicht weh?“

„Nein, nein,“ antwortete sie.

Dann schwiegen sie, ohne sich los zu lassen. Eine köstliche Aufregung, ohne Zucken, bemächtigte sich ihrer. Dann fuhren Serge's Hände den Leib Albinens entlang. Er wiederholte:

„Dein Gesicht ist mein, Deine Augen, Dein Mund, Deine Wangen ... Deine Arme sind mein von den Fingerspitzen bis zu den Schultern ... Deine Füße sind mein, Deine Knie sind mein, Du ganz, Du ganz bist mein.“

Und er küßte ihr Gesicht, ihre Augen, ihren Mund und ihre Wangen. Er küßte ihre Arme mit aufeinander folgenden kleinen Küßchen von den Fingern an bis zu den Schultern hinauf. Er bedeckte sie mit einem Kußregen, der in großen Tropfen fiel, die warm wie die Tropfen eines Sommerregens waren und überall hinfielen. Es war eine Besitzergreifung ohne Ungestüm.

„Es ist nur, um mich Dir zu geben, daß ich Dich nehme,“ fuhr er fort. „Ich will mich Dir ganz und gar und für immer geben; denn jetzt weiß ich's, daß Du meine Herrin bist, meine Herrscherin, die ich auf Knien anbeten muß. Ich bin nur da, um Dir zu gehorchen, um zu Deinen Füßen auf jeden Deiner Winke zu achten, Dich mit ausgebreiteten Armen zu beschützen, jeden Hauch der fliegenden Blätter, der Dich stören

könnte, von Dir abzuwehren ... O, geruhe zu erlauben, daß ich zerfließe, daß ich ganz in Deinem Sein aufgehe, daß ich das Wasser bin, das Du trinkst, das Brot, das Du ißt. Du bist mein Endziel. Seitdem ich inmitten dieses Gartens auferstanden bin, lenkten sich meine Schritte Dir zu, wuchs und gedieh ich für Dich. Als Ziel, als Belohnung schwebtest Du mir immer vor in Deiner Anmut ... Ich gehöre Dir, ich bin Dein Sklave, will Deine Füße küssen und Dir gehorchen."

Er sagte dieses zur Erde geneigt, das Weib anbetend. Albine ließ ihn stolzen Herzens gewähren. Sie fühlte sich als Königin, als sie ihn so stark und so demütig zugleich vor sich sah. Sie hatte ihn besiegt, er war von ihrer Gnade abhängig, sie konnte mit einem einzigen Wort ihn beherrschen.

Serge konnte nur noch stammeln. Seine Küsse verirrten sich. Er murmelte noch:

„Ach! ich möchte gern wissen ... Ich möchte Dich behalten, vielleicht sterben, oder davonfliegen, ich kann's nicht sagen ..."

Beide lagen rücklings mit stockendem Atem und rollendem Kopfe lautlos da. Albine hatte noch so viel Kraft, den Finger zu erheben, als wollte sie Serge auffordern zu lauschen.

Der Garten wars, der die Schuld davon trug. Wochen hindurch hatte er sich bemüht, sie in die Lehre zu nehmen und allmählich in der Liebe auszubilden. Dann hatte er sie am letzten Tage soeben in diesen grünen Alkoven geführt. Jetzt war er der Versucher, der mit all seinen Stimmen ihnen die Liebe beibrachte. Vom Parterre her drangen Düfte der sich gattenden Pflanzen, ein langes Zischeln, das von den Rosen-Hochzeiten und der leidenschaftlichen Glut der Veilchen wisperte. Vom Obstgarten her führte der Wind ihnen den Geruch reifer Früchte stoßweise zu, die nach Fruchtbarkeit dufteten, nach der Vanille der Aprikosen und der Würze der

Orangen. Die Wiesen erhoben auch ihr tiefes Gesumme, das sich aus Millionen von Hälmchen, die von der Sonne geküßt wurden, zusammensetzte und wie lautes Klagen einer unzähligen brünstigen Menge klang, das von den Liebkosungen der kühlen Bäche, den dahinfließenden Gewässern gelindert wurde, an deren Ufern die Weiden laut in begehrlichen Träumen schwatzten. Im Wald rauschte es von der riesigen Leidenschaft der Eiche, ertönte das Orgelbrausen des Hochwaldes wie feierliche Musik, welche den Hochzeitsmarsch für die Eschen, Birken, mitten im Sanktuarium des Laubwerks aufspielte, während die Sträucher und das junge Buschholz allerlei köstliche Kurzweil trieben, sich lärmend wie Verliebte zu haschen suchten und sich auf den Grabenrand warfen, wo sie inmitten gewaltigen Zweigerauschens sich dem Vergnügen hingaben.

„Was sagen sie?“ murmelte Serge betäubt. „Was wollen sie von uns, daß sie uns so anflehen? „Albine drückte ihn, ohne zu sprechen, fester an sich. Die Stimmen waren deutlicher geworden. Auch die Tiere des Gartens riefen ihnen zu, sich zu lieben. Die Zikaden sangen von zärtlicher Liebe, daß man hätte sterben mögen. Die Schmetterlinge teilten Küsse aus und schlugen dabei mit den Flügeln. Die Sperlinge hatten ihre nur Sekunden währenden verliebten Launen und stolzierten lebhaft liebkosend einher wie Sultane in ihrem Harem. In den Gewässern legten laichende Fische der Sonne ihre Eier zum Ausbrüten hin; die Frösche quakten brünstig und melancholisch Liebeslaute, kurz ein ganzes Mysterium der Leidenschaft stillte im grauen Schein des Schilfs in ungeheuerlichster Weise seine Triebe. Aus der Mitte der Wälder ließen die Nachtigallen ihren Perlentriller erschallen, und Hirsche schrien, von rasenden Begier ergriffen. Und auf den Steinplatten der Felsen, am Rande dürftigen Gestrüpps zischten sanft paarweise zusammengeballte Schlangen,

während große Eidechsen ihre Eier legten, wobei ihre Rücken leicht sich vor Entzücken kräuselten. Aus den entlegensten Winkeln, aus den Sonnenstrahlen den schattigen Plätzchen stieg ein animalischer warmer Dunst auf. Dies ganze wimmelnde Leben durchzuckte ein Wollustschauer. Unter jedem Blättchen empfing ein Insekt; in jedem Grasbüschel lebte eine Familie; summende Fliegen waren im Fluge aufeinandergeklebt und warteten nicht, bis sie sich niedergelassen hatten, um sich zu befruchten. Die kleinsten Teilchen des unsichtbaren Lebensstoffs, welche die Materie bevölkern, die Atome dieser Materie selbst, liebten sich, paarten sich und gaben dem Boden eine wollüstige Erschütterung, machten aus dem Park eine große Buhlerei.

Das hörten Albine und Serge. Er sagte nichts, er schloß sie immer fester in seine Arme. Das Geschick der Zeugung umgab sie. Sie gaben dem Verlangen des Gartens nach. Der Baum war's der Albinens Ohr das anvertraute, was die Mütter den Neuvermählten zuraunen am Abend der Hochzeitsnacht.

Und der ganze Garten versank mit dem Paare in einem letzten leidenschaftlichen Aufschrei. Die Stämme beugten sich wie vom Sturme geschüttelt; das Gras schluchzte vor Trunkenheit; die Blumen lagen ohnmächtig mit geöffneten Lippen da und hauchten ihre Seele aus; der Himmel sogar, der ganz in Glut getaucht war beim Verschwinden der Sonne, war mit unbeweglichen leidenschaftlich gelagerten Wolken bedeckt, von denen übermenschliches Entzücken herabschauerte. Und es war ein Sieg für die Tiere, die Pflanzen und leblosen Wesen, welche den Eintritt dieser beiden Kinder in die Ewigkeit des Lebens gefördert hatten. Der Park rief ihnen mit gewaltigem Rauschen Beifall zu.

VI.

Albine und Serge, als sie nach dem Staunen über ihr Glück wieder zu sich kamen, lächelten sich an. Sie kamen aus einem Lande voll Licht. Sie waren von einer bedeutenden Höhe herabgestiegen. Dann drückten sie sich, um ihren Dank auszudrücken, die Hand. Sie erkannten sich wieder und sagten zu einander:

„Ich liebe Dich, Albine."

„Serge, ich liebe Dich."

Und noch niemals hatte dies Wort: „Ich liebe Dich," für sie einen so hehren Sinn gehabt. Es bedeutete Alles, es erklärte Alles. Eine Zeit hindurch, deren Dauer sie nicht angeben konnten, blieben sie da, in köstlicher Ruhe sich noch umschlungen haltend. Sie empfanden eine völlige Umgestaltung und Vervollkommnung ihres Wesens. Die Freude der Schöpfung durchdrang sie, erhob sie mit den Mutterkräften der Welt auf gleiche Stufe und machte sie selbst zu Kräften der Erde. Und dann mischte sich noch in ihr Glück das Gefühl der Bestimmtheit eines vollzogenen Gesetzes, die heitere Stimmung darüber, ein Ziel folgerichtig Schritt für Schritt aufgefunden zu haben.

Serge sagte, als er sie wieder in seine starken Arme schloß:

„Sieh, nun bin ich geheilt; Du hast mir meine volle Gesundheit gegeben."

Albine lehnte sich an ihn und antwortete:

„Nimm mich ganz hin; nimm mein Leben."

Ein Gefühl überstrotzender Lebenskraft durchströmte sie bis zu den Lippen. Serge hatte im Besitz Albinens endlich sein Geschlecht als Mann gefunden, die Energie seiner Muskeln, die Herzensstärke und die vollendete Gesundheit, die bisher seinem langen Jünglingsalter fremd gewesen waren. Jetzt fühlte er sich vervollständigt. Seine Sinne waren schärfer, seine Intelligenz

gewecter geworden. Auf diese Weise war er mit Einem Schlage als ein Löwe auferstanden, dem die Herrschaft über das Land gebührte soweit der freie Himmel blaut. Als er sich erhob, traten seine Füße wuchtig auf den Boden, sein Leib dehnte sich aus und war stolz auf seine Glieder. Er faßte Albine bei den Händen und zog sie nun seinerseits in die Höhe; sie schwankte ein bischen, so daß er sie unterstützen mußte.

„Sei unbesorgt,“ sagte er. „Du bist's, die ich liebe.“

Nunmehr war sie seine Magd. Sie legte den Kopf auf seine Schulter zurück und sah zu ihm mit einer Miene scheuer Dankbarkeit auf.

Würde er ihr niemals deswegen böse sein, daß sie ihn hierher geführt hätte? Würde er ihr nicht eines Tags jene Stunde vorwerfen, in der er sie angebetet und sich als ihren Sklaven bekannt hätte?

„Du bist wirklich nicht böse?“ fragte sie demütig.

Er lächelte, band ihre Haare wieder zusammen und streichelte sie mit den Fingerspitzen wie ein Kind. Sie fuhr fort:

„O, Du sollst sehen, ich mache mich ganz klein. Du sollst nicht einmal spüren, daß ich da bin. Aber Du behältst mich doch so, nicht wahr? in Deinen Armen, denn ich fühle das Bedürfnis, daß Du mich gehen lehrst ... Es ist mir jetzt, als ob ich nicht mehr gehen könnte.“

Dann wurde sie ganz ernst.

„Du mußt mich immer lieb haben, und ich werde gehorsam Dir Freude zu machen suchen, Dir Alles hingeben, selbst meine geheimsten Wünsche.“

Serge fühlte seine Kräfte verdoppelt, als er sie so unterwürfig und schmeichelnd sah. Er fragte:

„Warum zitterst Du? Was soll ich Dir denn vorwerfen können?“

Sie antwortete nicht. Sie betrachtete fast traurig

den Baum, das Laub und das Gras, welches sie zerdrückt hatten.

„Großes Kind!" fuhr er lachend fort. „Hast Du denn Furcht, daß ich gegen Dich wegen des Geschenks, das Du mir gemacht hast, Groll hege? Sieh, es kann ja keine Schuld sein. Wir haben uns geliebt, wie wir uns lieben mußten . . . Ich möchte die Spuren, welche Deine Schritte hinterlassen haben, als Du mich hierher führtest, küssen, ebenso wie ich Deine Lippen küsse, die mich versucht haben."

Sie schüttelte das Haupt und wendete ihre Augen von dem Baume ab, den sie nicht mehr ansehen mochte.

„Führe mich fort," sagte sie mit leiser Stimme.

Serge führte sie mit langsamen Schritten fort. Als sie aus dem Laubwerk traten und die Sonne, welche mit ihrem Glanze noch eine Ecke des Horizonts erhellte, wieder sahen, wurden sie ruhiger, besonders Serge, der jedem Wesen, jeder Pflanze eine neue Bedeutung beilegte. Um ihn herum verneigte sich Alles und brachte seiner Liebe Huldigungen dar. Der Garten erschien ihm als ein Abglanz der Schönheit Albinens, er schien ihm größer und schöner geworden zu sein während der Küsse seiner Gebieter.

Aber Albinens Freude war eine getrübte. Sie unterbrach sein frohes Lachen, um zu lauschen, wobei sie plötzlich zitterte.

„Was fehlt Dir denn?" fragte Serge.

„Nichts," antwortete sie, verstohlene Blicke hinter sich werfend.

Sie wußten nicht, in welchem abgelegenen Winkel des Gartens sie sich befanden. Für gewöhnlich machte es ihnen Spaß, wenn sie nicht wußten, wohin ihre Laune sie geführt hatte. Dieses Mal aber empfanden sie eine Angst, eine eigentümliche Beklommenheit. Nach und nach beschleunigten sie ihre Schritte. Sie vertieften sich immer mehr in die Labyrinthe von Buschwerk.

„Hast Du nichts gehört?“ sagte Albine furchtsam und blieb atemlos stehen.

Und als er horchte wurde er ebenfalls von Aengstlichkeit ergriffen, die sie nicht länger verbergen konnten.

„Das Buschwerk ist voller Stimmen,“ murmelte sie. „Man könnte glauben, es wären Leute, die sich über uns lustig machen . . . Halt, klang es da nicht wie Lachen von diesem Baum? Und dort weiter, hat das Gras dort nicht eben gemurmelt, als ich es mit meinen Kleidern streifte?“

„Nein, nein,“ sagte er und suchte sie zu beruhigen, „der Garten liebt uns. Wenn er sprechen könnte, so würde er es gewiß nicht thun, um Dich zu erschrecken. Erinnerst Du Dich denn nicht mehr an all die lieben Worte, die uns seine Blätter zugelispelt haben? . . . Du bist nervös und bildest Dir das blos ein.“

Sie aber schüttelte den Kopf und murmelte:

„Ich weiß wohl, daß der Garten unser Freund ist . . . Deshalb muß Jemand eingedrungen sein. Ich versichere Dir, daß ich Jemand höre. Ich zittere zu sehr. Ach, ich bitte Dich, führe mich fort, verbirg mich.“

Sie setzten ihren Marsch weiter fort, durchspähten das Buschwerk, hinter dessen Stämmen sie Gesichter hervortauchen zu sehen glaubte. Albine schwur, daß ein Schritt in der Ferne sie suche.

„Wir wollen uns verstecken, wollen uns verbergen,“ sagte sie mehrmals mit flehender Stimme.

Und sie wurde ganz rot. Es war die beginnende Scham, eine Scham, die wie ein Uebel über sie kam, welche die Weiße ihrer Haut befleckte, in die bis jetzt keine Wallung des Blutes gestiegen war. Serge bekam Furcht, als er sie so rot übergossen mit großen Thränen im Auge sah. Er wollte sie wieder umfassen und durch Liebkosungen beruhigen; aber sie wand sich los und machte ihm voller Verzweiflung ein Zeichen, daß sie nicht mehr allein seien. Sie betrachtete ihre Arme,

ihren bloßen Hals und errötete noch mehr. Auf ihren Schultern kräuselten sich toll die Haarlocken. Sie versuchte sie zum Zopf zusammen zu knüpfen; aber dann fürchtete sie wieder ihren Nacken dadurch zu entblößen. Jetzt zitterte sie schon beim Streifen eines Zweiges, dem leichten Geräusch eines Insektenflügels, beim geringsten Windhauch, als wenn eine unsichtbare Hand sie unanständig berührte.

„Beruhige Dich doch," flehte Serge. „Es ist Niemand da . . . Du bist ja ganz rot vor Fieber. Wir wollen uns etwas ausruhen, ich bitte Dich inständigst."

Sie hätte kein Fieber, sie wollte sogleich heimkehren, damit Niemand hier spotten könne, wenn er sie sähe. Und noch rascher vorwärts schreitend, pflückte sie von den Hecken grünes Laub ab, mit dem sie ihre Blößen bedeckte. In die Haare knüpfte sie einen Zweig vom Maulbeerbaum; um die Arme wand sie sich Winden, um den Hals schlang sie ein Halsband von Schneeballenzweigen, die so lang waren, daß sie ihre Brust mit einem Blätterschleier verdeckten.

„Du willst wohl zum Ball gehen?" frug Serge, der sie heiter zu stimmen suchte.

Aber sie warf ihn mit Laub, das sie fortfuhr abzupflücken. Sie sagte mit leiser Stimme und bestürzter Miene zu ihm:

„Siehst Du denn nicht, daß wir entblößt sind?"

Und Serge empfand ebenfalls Scham und gürtete seine mangelhaften, zerissenen Kleider mit Laubwerk.

Sie konnten jedoch nicht aus dem Gebüsch herauskommen. Mit einem Male fanden sie sich am Ende eines Fußsteges einem Hindernis gegenüber, einer grauen, hohen, ernsten Masse. Es war die Mauer.

„Komm, komm!" rief Albine.

Sie wollte ihn mit sich fortziehen. Aber sie hatten noch nicht zwanzig Schritte gethan, als sie wieder auf die Mauer stießen. Da ergriff sie panischer Schrecken,

und sie liefen längs derselben hin. Da schien sie am Rande einer Wiese plötzlich einzufallen. Eine Bresche zeigte sich, durch die man wie durch ein Fenster auf das benachbarte Thal sehen konnte. Das mußte das Loch sein, von dem Albine früher einmal gesprochen hatte, dasselbe Loch, daß sie mit Dornen und Steinen verstopft, wie sie sagte; die Dornenzweige hingen noch hie und da zerstreut wie abgeschnittene Stricke herunter; die Steine waren weit weggewälzt, und das Loch schien von einer wütenden Hand noch vergrößert zu sein.

VII.

„Ach, ich ahnte es!" rief Albine und stieß einen Ruf äußerster Verzweiflung aus. „Ich bat Dich doch mich fortzuführen . . . Serge, um Gotteswillen, sieh nicht hin!"

Serge stand aber schon wider Willen auf der Bresche. Da unten beleuchteten mitten in der Ebene die Strahlen der untergehenden Sonne das Dorf les Artaud, das wie eine Vision der Dämmerung sich ausnahm, von der die benachbarten Thäler bereits heimgesucht waren. Man unterschied hier deutlich die durcheinander gebauten Hütten längs der Straße, die kleinen mit Misthaufen angefüllten Höfe, die schmalen, mit Gemüse bepflanzten Gärten. Höher hinauf zeigte die große Cypresse des Kirchhofs ihre dunklen Umrisse. Und die roten Ziegeln der Kirche glichen einer Kohlenpfanne, wozu der ganz schwarze Glockenturm sich wie ein feingeschnittenes Gesicht ausnahm; während das alte Pfarrhaus nebenan seine Thüren und Fenster der Abendluft öffnete.

„Habe Mitleid," wiederholte Albine schluchzend, „und sieh nicht hin, Serge! . . . Denke doch daran, daß Du mir versprochen hast, mich immer zu lieben. Ach, wirst Du mich jetzt noch genug lieben? . . . Höre, ich will Deine Augen mit meinen Augen bedecken. Du

weißt wohl, daß es meine Hände waren, die Dich geheilt haben . . . Du kannst mich nicht zurückstoßen."

Er schob sie langsam zur Seite, und als sie dann seine Knie umklammerte, fuhr er sich mit der Hand übers Gesicht, als wolle er von seinen Augen und von seiner Stirn noch einen Rest von Schlaf abschütteln. Das war also dort die unbekannte Welt, das fremde Land, an das er nie ohne ein Gefühl von dumpfer Beklemmung gedacht hatte! Wo hatte er dies Land doch schon einmal gesehen? Aus welchem Traum erstand er auf, daß er eine so packende Angst in sich verspürte, die ihn beinahe zu ersticken drohte!

Das Dorf war von den von ihrer Arbeit heimkehrenden Leuten belebt. Die Männer kamen mit über die Schulter geworfener Jacke und mit einem Schritt, wie ein vorgespanntes Tier, nach Hause; die Frauen saßen auf den Hausschwellen und hatten sich allerlei zuzurufen; während die Kinder haufenweise die Hühner mit Steinwürfen verfolgten. Im Kirchhof krochen ein Junge und ein Mädchen, auf allen Vieren die kleine Mauer entlang, um nicht gesehen zu werden. Spatzenschwärme ruhten unter dem Ziegeldach der Kirche. Ein blauer Weiberrock war soeben auf dem Altan des Pfarrhauses erschienen, so breit, daß er die Thüre verst[illegible]

„Ach, welch' Elend!" stammelte Albi[illegible]
hin! . . . Höre auf mich! Du schwurst [illegible]
mir gehorsam zu sein. Ich bitte Dich nun [illegible]
dreh Dich um, schau in den Garten . . . [illegible]
nicht im Garten glücklich gewesen? Er wa[illegible]
mir gab. Und was für glückselige Tage [illegible]
für uns auf, welch' langdauernde Seligkeit, [illegible]
ja das ganze Glück des Schattens kennen! . [illegible]
wird der Tod durch dieses Loch einziehen, [illegible]
nicht davon fliehst und mich mit Dir nimn[illegible]
dies sind die Andern! das ist die ganze We[illegible]
zwischen uns stellen wird. Wir waren so alle[illegible]

sam, so weltverlassen, nur von den Bäumen bewacht! . . . Der Garten ist unsere Liebe. Blick nur den Garten an, ich bitte Dich fußfällig.“

Aber Serge ward von einem Schauer geschüttelt. Die Erinnerung wurde in ihm wach. Die Vergangenheit lebte wieder in ihm auf. Von fern her hörte er deutlich das Leben des Dorfes. Diese Bauern, diese Frauen, diese Kinder; das war der Maire Bambousse, der von seinem Felde bei den Oliven heimkehrte und die Summen, welche ihm die nächste Ernte bringen würde, zusammenrechnete; das waren die Brichets; der Mann mit seinem schleppenden Gang und die Frau mit dem weinerlichen Bettelgesicht; und dort hinter einer Mauer ließ sich Rosalie vom großen Fortunat umarmen. Er erkannte auch die beiden Strolche auf dem Kirchhof wieder, Vinzens und Katharine, wie sie gerade dabei waren, den Heuschrecken inmitten der Gräber aufzulauern; sie hatten sogar Voriau bei sich, den schwarzen Hund, der ihnen suchen half, unter dem trockenen Gras umherschnüffelte und jede Spalte der alten Steinfließen durchstöberte. Und auf der Schwelle des Pfarrhauses schien die Teuse in ihrem blaubaumwollnen Kleide noch dicker geworden zu sein; sie drehte den Kopf um und lächelte Desirée zu, die lachend aus dem Wirtschaftshof kam, von einer ganzen Heerde begleitet. Da streckte Serge bestürzt den Arm aus.

„Es ist zu spät!“ murmelte Albine, die inmitten der abgeschnittenen Dornenzweige hinsank. „Du wirst mich niemals genug lieb haben.“

Sie schluchzte. Er horchte eifrig und suchte das geringste Geräusch aufzufangen, als wartete er, daß eine Stimme ihn ganz und gar erwecken werde. Die Glocke hatte einen leichten Schwung bekommen und langsam klangen durch die friedliche Abendluft die drei Pulse des Angelus nach dem Paradou hinüber. Das waren Silbertöne, die mit milder Stimme in regelmäßigen Inter-

wollen ihre Rufe erklingen ließen. Die Glocke schien jetzt Leben zu besitzen.

„Mein Gott!“ rief Serge und fiel auf die Kniee, von den zarten Schwingungen der Glocke erschüttert.

Er neigte sich tief nieder; die drei Pulse des Angelus fühlte er über seinen Nacken dahinwehen und in seinem Herzen widerhallen. Die Glocke nahm einen lautern Klang. Sie ertönte immer wieder während einiger Minuten, die ihm ebensoviel Jahre zu dauern schienen. Sie rief ihm sein ganzes Leben ins Gedächtnis zurück, seine fromme Kinderzeit, seine Freude im Klerikalseminar, seine ersten Messen in diesem verdorrten Thale, wo er als heiliger Einsiedler zu leben gedacht hatte. So hatte sie immer zu ihm gesprochen. Er fand wieder die geringfügigste Modulation der Schallwellen an dieser Stimme der Kirche, die ohne Aufhören an sein Ohr geklungen wie die Stimme einer strengen und doch milden Mutter. Warum hatte er nicht mehr gehört? Er würde nichts vergessen haben, wenn nur die Glocke nicht aufgehört hätte zu läuten. Und als er sich noch tiefer beugte, berührte er mit seinem Barte die gefalteten Hände, und das flößte ihm Furcht ein. Er wußte nicht, wie er zu diesem langen seidenweichen Haaren gekommen war. Er raufte seinen Bart, er faßte mit beiden Händen ins Haar und suchte die kahle Stelle der Tonsur; aber seine Haare waren tüchtig gewachsen, und die Tonsur unter einer männlichen Flut von großen Locken, die von der Stirn zurückgeworfen bis auf den Nacken herabhingen, verdeckt. Sein ganzes Fleisch, ehedem rasiert, starrte von falbem Barthaar.

„Ach, Du hattest Recht,“ sagte er, einen verzweifelten Blick auf Albine werfend, „wir haben gesündigt, wir verdienen eine schreckliche Züchtigung . . . Und ich beruhigte Dich noch, ich hörte nicht die Drohungen, die Dir durch die Zweige zugerufen wurden.“

Albine versuchte ihn wieder in ihre Arme zu schließen und murmelte:

„Steh wieder auf, wir wollen zusammen fliehen ... Es ist vielleicht noch Zeit, uns zu lieben.“

„Nein, ich habe keine Kraft mehr; der kleinste Kieselstein würde mich zum Fall bringen ... Höre zu! Ich erschrecke vor mir selber. Ich weiß nicht, welch' ein Mensch in mir steckt. Ich habe mich getötet, an meinen Händen klebt noch das Blut. Wenn Du mich mit Dir fortnähmest, würdest Du meine Augen nur noch in Thränen sehen.“

Sie schlug die Augen, die voll Thränen standen, nieder und versetzte mit Ungestüm:

„Was schadet das! Liebst Du mich?“

Er war erschrocken und fand keine Antwort. Ein schwerer Tritt hinter der Mauer setzte die Kieselsteine in Bewegung. Es war das Nahen eines grollenden Zornes. Albine hatte sich nicht getäuscht, es war Jemand da, der den Frieden des Buschholzes mit eifersüchtigem Atem störte. Da wollten beide sich hinter ein Gebüsch verstecken, von doppelter Scham ergriffen. Aber schon hatte Bruder Archangias, der in der Öffnung stand, sie gesehen.

Der Frater blieb einen Augenblick mit geballten Fäusten, ohne ein Wort zu sprechen, stehen. Er betrachtete das Paar, Albine, die sich an den Busen Serge's geflüchtet hatte, mit dem Ekel eines Mannes, der in den Kot am Grasrande tritt.

„Ich ahnte es,“ kaute er zwischen den Zähnen. „Man muß ihn hier versteckt haben.“

Er that einige Schritte vor und schrie:

„Ich sehe Euch, ich weiß, daß Ihr entblößt seid ... Es ist ein Greuel. Ihr seid ein Tier, daß Ihr mit diesem Weibe durch die Wälder streift? Sie hat Euch in den Sumpf geschleppt, und Ihr seid mit

Haaren bedeckt, wie ein Tier . . . Reißt doch einen Ast ab und brecht ihr die Knochen entzwei!“

Albine sagte mit inbrünstiger Stimme ganz leise: „Liebst Du mich? Liebst Du mich?“

Serge hatte das Haupt gesenkt und schwieg, ohne sie jedoch zurückzustoßen.

„Es ist ein Glück, daß ich Euch gefunden habe,“ fuhr Bruder Archangias fort. „Ich hatte dieses Loch entdeckt . . . Ihr seid Gott ungehorsam gewesen, Ihr habt Euern Frieden zerstört. Stets wird die Versuchung mit Flammenzahn Euch zerfleischen, und Ihr werdet von jetzt ab nicht mehr Eure Unwissenheit als Schild ihr entgegen halten können, um sie zu bekämpfen. Diese Dirne da hat Euch in Versuchung geführt! Seht Ihr nicht den Schwanz der Schlange sich zwischen den Locken ihrer Haare hindurchschlängeln? Sie hat Schultern, bei deren bloßen Anblick man sich übergeben muß . . . Laßt sie fahren, rührt sie nicht an, denn sie ist der Beginn der Hölle . . . Im Namen Gottes, geht aus diesem Garten!“

„Liebst Du mich? Liebst Du mich?“ wiederholte Albine immer.

Aber Serge hatte sich von ihr losgemacht, als wenn er wirklich von ihren nackten Armen und ihren Schultern verbrannt worden wäre.

„Im Namen Gottes! im Namen Gottes!“ schrie der Frater mit Donnerstimme.

Und Serge schritt, ihren Bitten nicht achtend, der Bresche zu. Als Bruder Archangias ihn rücksichtslos aus dem Paradou gerissen, glitt Albine zur Erde und streckte die Hände wie rasend nach ihrer Liebe aus, die jetzt davonging; dann erhob sie sich wieder, die Brust von Schluchzen gebrochen. Sie floh davon und verschwand inmitten der Bäume, an deren Zweige ihr losgelöstes Haar schlug.

Viertes Buch.

I.

Nach dem Paternoster verneigte sich der Pastor
uret vor dem Altar und ging zur Epistelseite. Dann
z er hinab und machte das Zeichen des Kreuzes
r dem großen Fortunat und über der Rosalie, die
der untersten Stufe der Estrade neben einander
ten!

„Ego conjungo vos in matrimonium, in nomine
:ris, et Filii, et Spiritus sancti.“ *)

„Amen,“ antwortete Vinzens, der Messe diente,
sah neugierig von der Seite seinen großen Bruder an.
Fortunat und Rosalie senkten das Kinn und waren
wenig aufgeregt, obgleich sie sich beim Hinknieen
den Ellbogen spaßeshalber angestoßen hatten. In=
schen hatte Vinzens das Becken nebst Weihwedel ge=
. Fortunat legte den Ring in das Becken, einen
siven glatten Silberring. Nachdem der Priester ihn
gnet hatte, steckte er ihn an den Ringfinger von
aliens Hand, die von Grasflecken trotz angewandter
fe noch grün aussah . . .

Es war noch früh am Morgen. Die Sonne war
) nicht durch die breiten Kirchenfenster gedrungen.
ußen auf den Zweigen der Eberesche, deren grünes

---

*) Ich verbinde Euch zur Ehe, im Namen Gottes des Vaters,
Sohnes und des Heiligen Geistes.

Laub die Fenster eingeschlagen zu haben schien, hörte man das geräuschvolle Erwachen der Sperlinge. Die Teuse, die noch nicht Zeit gehabt hatte, die Wirtschaft des Herrgotts in Ordnung zu bringen, stäubte die Altäre ab, streckte sich auf die Zehen empor, um die Füße des mit Ocker und Lack bestrichenen Kruzifixes abzuwaschen, stellte die Stühle so leise als möglich zurecht, verneigte und bekreuzte sich, schlug sich an die Brust, wie es die Messe erforderte, ohne sich dabei in ihrer Arbeit unterbrechen zu lassen. Am Fuße der Kanzel befand sich die Mutter Brichet, die allein der Trauung beiwohnte; sie betete in übertriebener Weise; sie lag auf den Knieen und bewegte ihre Lippen so laut, daß das Kirchenschiff davon wie mit summenden Fliegenschwärmen angefüllt wurde. Und am anderen Ende des Beichtstuhls hielt Katharine ein Wickelkind auf den Armen; da das Kind zu schreien angefangen hatte, mußte sie dem Altar den Rücken kehren, ließ es auf ihren Armen springen und suchte es mit dem Glockenstrang, der ihm gerade über die Nase hing, zu unterhalten und zu beschwichtigen.

„Dominus vobiscum," sagte der Priester, indem er sich mit ausgebreiteten Armen umwandte.

„Et cum spiritu tuo," antwortete Vinzens.

In diesem Augenblick traten drei große Mädchen ein. Sie drängten sich, um sehen zu können, herein, ohne jedoch zu wagen näher zu treten.

Es waren drei Freundinnen Rosaliens, die im Begriff waren, aufs Feld zu gehen, und rasch hergekommen waren, neugierig zu hören, was der Herr Pfarrer wohl den Neuvermählten sagen werde.

An ihren Gürteln hingen große Scheeren. Sie versteckten sich zuletzt hinter dem Taufstein, wo sie ihr Auflachen mit vorgehaltenen Fäusten zu ersticken suchten.

„Recht so," sagte halblaut die Rousse, ein prächtiges Mädchen mit rötlichem Haar und eben solcher Haut,

„man wird sich beim Hinausgehen wenigstens nicht stoßen.“

„Ei, der alte Bambousse hat Recht,“ murmelte Lise die ganz klein, ganz schwarz war und feurige Augen hatte; „wenn man Weinfelder hat, muß man Acht darauf geben.“

Die Andere, Babette, mit einem Buckel und derbem Knochenbau, lachte höhnisch.

„Mutter Brichet muß doch immer da sein,“ sagte sie. „Die besorgt das Beten für die ganze Familie ... Hm, hört Ihr, wie sie babbelt? Das wird ihr den Tagelohn einbringen. Sie weiß, was sie thut, glaubt mir's!“

„Sie spielt die Orgel,“ versetzte die Rousse.

Und alle drei brachen in Lachen aus. Die Teuse drohte ihnen von weitem mit dem Federbesen. Am Altar kommunizierte der Pastor Mouret. Als er nach der Epistelseite ging, um sich von Vinzens über Daumen und Zeigefinger den Wein und das Wasser der Absolution gießen zu lassen, sagte Lisa noch leiser:

„'s ist bald zu Ende. Er wird gleich zu ihnen sprechen.“

„Na, dann kann der große Fortunat noch auf sein Feld gehen,“ bemerkte die Rousse, „und die Rosalie hat ihren Tagelohn bei der Weinlese nicht verloren. Es ist bequem, sich des Morgens trauen zu lassen ... Der große Fortunat macht ein recht dummes Gesicht ...“

„Na natürlich,“ flüsterte Babette, „das ist ihm langweilig, diesem Burschen, so lange auf den Knien zu bleiben. Das ist ihm ganz bestimmt seit seiner ersten Kommunion noch nicht vorgenommen.“ —

Am Altar hatte der Pastor Mouret, nachdem Vinzens das Meßbuch auf die rechte Seite getragen hatte, soeben das Korporale zusammengefaltet und es in das Täschchen gesteckt. Jetzt sprach er noch die letzten Gebete mit ernster Andacht, die übrigens kein Geräusch zu

stören vermocht hätte. Er schien nichts zu hören, ganz nur in den Gelübden aufzugehen, die er an den Himmel für das Glück des Paares richtete, dessen Vereinigung er soeben gesegnet hatte. An diesem Morgen war der Himmel mit einer grauen Staubwolke bedeckt, sodaß die Sonne nicht durchdringen konnte. Durch die zerbrochenen Scheiben kam nur ein Wirbel rötlichen Staubes als Vorläufer eines Unwetters. Längs den Wänden hingen die grell angetuschten Stahlstiche des Kreuzweges der Passion mit ihren rohen düstergelben, blauen und roten Flecken. Hinten im Kirchenschiff krachte das ausgedörrte Holzwerk der Tribüne; während die riesenhaft emporgeschossenen Kräuter auf der Vortreppe lange reife Halme unter dem Hauptportal hindurchließen, die von kleinen braunen Heuschrecken bevölkert waren. Die Wanduhr gab aus ihrem Gehäuse einen Ton von sich, als sei sie heiser und wolle sich räuspern, und dumpf klang ihr Ton, als es halb acht schlug.

„Ita, missa est,“ sagte der Priester, der Kirche zugewendet.

„Deo gratias,“ antwortete Vinzens.

Dann küßte der Pastor Mouret den Altar und murmelte nochmals über den gesenkten Häuptern der Vermählten das Schlußgebet.

„Deus Abraham, Deus Isaac, et Deus Jacob vobiscum sit.“

Seine Stimme verlor sich in monotonem Flüstern.

„Jetzt wird er zu ihnen sprechen,“ flüsterte Babette den beiden Freundinnen zu.

„Er ist ganz bleich,“ bemerkte Lise. „Der ist nicht wie Herr Caffin, dessen dickes Gesicht immer zu lächeln schien ... Meine kleine Schwester Rosa erzählte mir, daß sie sich nicht getraut, ihm etwas zu sagen, wenn sie beichtet.“

„Ich glaube, daß er einen Kummer hat,“ versetzte Babette. „Man sollte meinen, daß er seine Gesundheit

untergräbt. Sein Gesicht scheint totenblaß, aber seine Augen leuchten."

Die Teuse schwang lebhaft ihren Besen.

„Pst!" zischte sie so energisch, daß es sich wie das Sausen eines Windstoßes anhörte, der sich in der Kirche verfangen hatte.

Der Pastor Mouret hatte sich gesammelt. Er begann mit leiser Stimme:

„Mein lieber Bruder, meine liebe Schwester, Ihr seid in Jesus vereint. Die Heirat ist ein Bild der heiligen Vereinigung von Jesus und seiner Kirche. Es ist dies ein Band, das nichts lösen kann, das nach Gottes Befehl ewig währen soll, damit der Mensch nicht trenne, was der Himmel zusammengefügt hat. Indem er Eure Gebeine einte, hat Gott Euch gelehrt, daß Ihr die Pflicht habt, Hand in Hand zu gehen, wie ein treues Paar, nach den Wegen, die seine Allmacht Euch bestimmt hat. Und Ihr sollt Euch lieben in der Liebe Gottes selbst. Die geringste Betrübnis, die Ihr Euch zufügt, würde ein Ungehorsam gegen den Schöpfer sein, der Euch zu einem Leibe verbunden hat. Bleibt mithin für immer vereint nach dem Vorbilde der Kirche, die Jesus geheiratet hat, indem er uns Allen sein Fleisch und Blut gab."

Der große Fortunat und die Rosalie hatten ihre Nase neugierig gehoben und hörten zu.

„Was sagt er?" fragte Lise, die schlecht hörte.

„Du lieber Gott! er sagt, was man immer sagt," antwortete die Rousse. „Er hat eine glatte Zunge wie alle Pfarrer."

Unterdessen fuhr der Pastor Mouret fort, seine Ansprache herzusagen, mit unbestimmtem Blick über die Köpfe der Vermählten hinweg in einen abgelegenen Winkel der Kirche starrend. Aber allmählich wurde seine Stimme weicher, er legte Rührung in seine Ansprache, die er ehemals auswendig gelernt hatte aus

einem Handbuch, das für junge Kapläne bestimmt war. Er hatte sich leicht zu Rosalien gewendet und fügte, als ihn sein Gedächtnis im Stiche ließ, von innerer Erregung zeugende Worte hinzu:

„Meine liebe Schwester, seid Eurem Gatten unterthan, wie die Kirche Jesus unterthan ist. Erinnert Euch, daß Ihr alles verlassen sollt, um ihm zu folgen als getreue Magd. Ihr sollt Euern Vater und Eure Mutter verlassen, Ihr sollt Euerm Gatten anhangen und ihm gehorchen, um Gott selbst zu gehorchen, und Euer Joch wird ein Liebes- und Friedensjoch sein. Seid seine Ruhe, sein Glück, der Geruch seiner guten Werke, der aufmunternde Gruß in den Stunden seiner Schwachheit. Bittet Gott jeden Morgen um Stärke, als eine Frau zu leben, die ihre Pflichten hochhält, denn die Strafe würde schrecklich sein, Ihr würdet Eure Liebe verlieren. O, ohne Liebe zu leben, das Fleisch vom Fleische wegzureißen, nicht mehr dem zu gehören, der die Hälfte Eures Selbst ist, fern von dem, was man geliebt hat, in bitterem Todesschmerz zu weilen! Ihr würdet die Arme ausstrecken und er würde sich von Euch abwenden. Ihr würdet Eurer Freude nachgehen und würdet nichts als Schande im Grunde Eures Herzens finden. Hört auf mich, meine Tochter, in Euch, in Eure Hingebung, Reinheit und Liebe hat Gott die Stärke Eurer Vereinigung gelegt.“

In diesem Augenblick schallte ein Lachen vom andern Ende der Kirche. Das Kind war aufgewacht auf dem Stuhle, wo Katharina es hingelegt hatte. Es lachte für sich und strampelte mit seinen kleinen rosigen Beinchen in der Luft.

Rosalie die sich bei der Ansprache des Priesters langweilte, wandte rasch den Kopf um und lächelte dem Kinde zu. Aber als sie sah, wie es auf dem Stuhl zappelte, bekam sie Furcht und warf Katharinen einen wütenden Blick zu.

„Na, Du kannst mich lange angucken," brummte diese. „Ich nehme ihn nicht wieder auf . . . Wohl, damit er noch einmal zu schreien anfängt."

„Herr Caffin machte nicht soviel Worte," sagte die Rousse. „Als er die schöne Miette getraut hat, hat er ihr nur zwei Klapse auf die Backe gegeben und ihr gesagt, sie solle hübsch vernünftig sein."

„Mein lieber Bruder," fuhr Pastor Mouret mit einer halben Wendung nach dem großen Fortunat fort; „Gott giebt Euch heute eine Gefährtin, denn er hat nicht gewollt, daß der Mann allein leben solle. Aber wenn er bestimmt hat, daß sie Eure Dienerin sein soll, so verlangt er von Euch, daß Ihr ein Herr voll Milde und Zärtlichkeit seid. Ihr sollt sie lieben, weil sie Euer Fleisch selbst ist, Euer Blut und Euer Gebein. Ihr sollt sie beschützen, weil Gott Euch nur deshalb starke Arme gegeben hat, um sie über ihrem Haupte auszustrecken in Stunden der Gefahr. O, mein lieber Bruder, wie glücklich und stolz müßt Ihr sein! Von jetzt ab werdet Ihr nicht mehr in eigennütziger Einsamkeit dahinleben. Zu jeder Stunde werdet Ihr eine angenehme Pflicht zu erfüllen haben. Nichts ist besser, als zu lieben, wenn es nicht etwa das ist, diejenigen zu schützen, die man liebt. Euer Herz wird sich erweitern, Eure Manneskräfte sich verhundertfältigen. Und verdammt würdet Ihr sein, wenn Ihr sie jemals verließet! Das wäre der feigste Verrat, den Gott zu strafen hätte. Sobald sie sich Euch hingegeben hat, ist sie die Eure für immer . . ."

Dem Pfarrer Mouret versagte die Stimme, und nur ein nicht zu unterscheidendes Gemurmel ließ sich vernehmen. Seine Augen hatte er völlig niedergeschlagen, das Gesicht war ganz bleich, und er sprach mit so schmerzlicher Erregung, daß sogar der große Fortunat weinte, ohne etwas zu verstehen.

„Er ist noch nicht wieder hergestellt," sagte Lise.

„Es ist nicht Gewohnheit von ihm, daß er sich anstrengt ... Ei, seht doch! Fortunat weint.“

„Die Männer sind aus weicherem Stoffe als die Frauen,“ murmelte Babette.

„Er hat trotzdem gut gesprochen,“ sagte die Rousse zum Schluß. „Diese Pfarrer, die holen einen ganzen Haufen von Sachen herbei, an die Keiner sonst denkt.“

„Pst!“ zischelte die Teuse, die sich schon daran machte, die Kerzen auszulöschen. Aber der Pastor Mouret stammelte noch und suchte Schlußworte zu finden.

„Deshalb, mein lieber Bruder, meine teure Schwester! müßt Ihr im Glauben leben, der allein im Stande ist, den Frieden Eures Herdes zu sichern. Eure Familien haben Euch zweifelsohne beigebracht, Gott zu lieben, zu ihm morgens und abends zu beten und nur auf die Gaben seiner Barmherzigkeit zu vertrauen ...“

Er machte keinen Schluß. Er kehrte sich um, nahm den Kelch vom Altar und kehrte gesenkten Hauptes in die Sakristei unter Vorantritt von Vinzens zurück, der beinahe die Meßkännchen und das Manutergium hätte fallen lassen, da er sich bemühte, zu sehen, was Katharine hinten in der Kirche trieb.

Rosalie hatte ihren Gatten stehen lassen, um ihr Kind in die Arme zu nehmen. Sie küßte es und wickelte das Band wieder zurecht.

Der große Fortunat kam angeschlottert. Die drei Mädchen hatten sich genähert und kniffen die Lippen zusammen.

„Jetzt ist er mal stolz,“ sagte Babette den beiden andern ins Ohr. „Der Lump, er hat die Thaler vom Vater Bambousse im Heu verdient hinter der Mühle ... Ich sah ihn jeden Abend mit der Rosalie auf allen Vieren längs der kleinen Mauer hinkriechen.“

Sie lächelte höhnisch. Der große Fortunat stellte sich vor ihnen hin und lachte noch lauter als sie. Er kniff die Rousse und ließ sich von Lise zum Besten haben.

Das war ein solider Bursche, der sich den Teufel um die Welt scheerte.

„Heda, Mutter!" rief er mit grober Stimme.

Aber die alte Brichet war mit Betteln an der Sakristeithür beschäftigt. Sie stand dort ganz weinerlich und zusammengeduckt vor der Teuse, die Eier in die Taschen ihrer Schürze gleiten ließ.

Fortunat empfand nicht die mindeste Scham. Er zwinkerte mit den Augen und sagte:

„Ist die gerieben, die Mutter! . . . Der Teufel auch! Da der Pfarrer doch Leute in der Kirche haben will!"

Bevor sie weggingen, fragte Rosalie den Fortunat, ob er den Herrn Pfarrer auch gebeten habe, abends zu ihnen zu kommen und nach Landesbrauch ihre Kammer zu segnen. Fortunat lief hierauf zur Sakristei, wobei er so plump mit den Hacken auftrat, als wenn er über ein Feld gegangen wäre. Dann kam er wieder und rief, daß der Pfarrer kommen werde. Die Teuse, die empört war über den Lärm dieser Leute, die so thaten, als wenn sie sich auf der Landstraße befänden, klatschte leicht in die Hände und schob sie der Thür zu.

„Es ist zu Ende," sagte sie. „Ihr könnt Euch jetzt zurückziehen und an die Arbeit gehen."

Sie glaubte, daß alle schon draußen wären, als sie noch Katharine, zu der sich Vinzens gesellt hatte, wahrnahm. Alle Beide bückten sich eifrigst über das Ameisenloch. Katharine stocherte mit einem langen Strohhalme so heftig im Loche, daß ein Schwarm von gestörten Ameisen auf der Diele umherwimmelte. Und Vinzens meinte, daß man bis auf den Grund gehen müßte, um die Königin zu finden.

„Ach, die Strolche!" rief die Teuse. „Was macht ihr da? Wollt ihr wohl diese Tiere in Ruhe lassen?

Das ist Fräulein Desirée's Ameisenloch. Sie würde sich freuen, wenn sie euch so sähe."

Die Kinder machten, daß sie fortkamen.

II.

Der Pastor Mouret war in der Soutane mit bloßem Kopf zurückgekehrt und hatte sich vor dem Altar niedergekniet. In der gedämpften Helle, die durch die Fenster drang, bildete die runde Tonsur einen weißen Flecken in seinen Haaren, und der leichte Schauer, der ihm über den Rücken lief, schien von der Kälte zu kommen, die er dort empfinden mußte. Er betete inbrünstig mit gefalteten Händen und war so in seine Andacht versenkt, daß er nicht die lauten Tritte der Teuse hörte, die um ihn herum ging, ohne daß sie es gewagt hätte, ihn zu unterbrechen. Sie schien zu bewegt zu sein, als sie ihn so zerknirscht auf den wunden Knieen sah. Einen Augenblick glaubte sie, daß er weine. Dann ging sie hinter den Altar, um ihn zu beobachten. Seit seiner Rückkehr wollte sie ihn nicht mehr allein in der Kirche lassen, da sie ihn eines Abends ohnmächtig auf der Erde gefunden hatte, mit knirschenden Zähnen und eisigen Backen wie tot.

„Kommen Sie doch, Fräulein," sagte sie zu Desirée, die den Kopf zur Sakristeithür hineinsteckte. „Er ist noch da, um sich ein Uebel zu holen . . . Sie wissen wohl, daß er nur auf Sie hört."

Desirée lächelte.

„Ei der Tausend, wir müssen frühstücken," murmelte sie. „Ich habe großen Hunger."

Und sie näherte sich dem Priester im Wolfsschritt. Als sie ganz nahe war, faßte sie ihn um den Hals und küßte ihn.

„Guten Morgen, Bruder,“ sagte sie. „Du willst also, daß ich heut vor Hunger sterben soll?“

Er erhob sein Gesicht mit so schmerzlichem Ausdruck, daß sie ihn noch einmal auf beide Wangen küßte; er hatte eben Todesqual ausgestanden. Als er sie dann erkannte, suchte er sie sanft von sich zu schieben; aber sie hielt seine Hand fest und ließ ihn nicht los. Kaum, daß sie ihm gestattete, sich zu bekreuzen. Sie führte ihn mit sich fort.

„Komm doch, da ich Hunger habe. Du hast auch Hunger.“

Die Teuse hatte das Frühstück im kleinen Garten arrangiert, unter zwei großen Maulbeerbäumen, deren ausgestreckte Zweige ein Laubdach bildeten. Die Sonne hatte endlich die Sturmesanzeichen des Morgens überwunden und wärmte die Gemüsebeete, während der Maulbeerbaum einen langen Schattenstreifen auf den hölzernen Tisch warf, auf dem zwei Tassen Milch nebst dicken Butterbroten standen.

„Du siehst, wie nett das ist,“ sagte Desirée, entzückt, in freier Luft essen zu können.

Sie schnitt sich schon gewaltige Stücke ab, die sie eintauchte und mit prächtigem Appetit aufaß. Als die Teuse vor ihnen stehen blieb, fragte sie:

„Du ißt also nicht?“

„Gleich,“ antwortete die alte Wirtschafterin. „Meine Suppe ist warm gestellt.“

Der Pastor Mouret lächelte, als er seine Schwester ansah.

„O, sie ist wohl und munter,“ murmelte er. „Sie wird alle Tage dicker.“

„Ei, das kommt vom Essen!“ rief sie. „Wenn Du äßest, würdest Du auch ganz dick werden . . . Du bist also noch krank? Du siehst ganz traurig aus . . . Ich will nicht, daß das wieder so anfängt, verstehst

Du? Ich habe mich zu sehr gelangweilt, während der Zeit, als sie Dich fortgebracht hatten, um Dich zu heilen."

„Sie hat Recht," sagte die Teuse. „Da liegt kein Sinn und Verstand drin, Herr Pfarrer; das ist keine Existenz, wenn man täglich wie ein Vogel von zwei oder drei Bröcken lebt. Sie bekommen so kein Blut in die Adern, bei Gott! Das ist's, was Sie ganz bleich macht . . . Schämen Sie sich denn nicht, noch magerer wie ein Nagel zu sein, während wir Frauen dick und fett werden. Man muß glauben, daß wir Ihnen Alles vom Teller weg essen."

So zankten ihn die Beiden, die von Gesundheit strotzten, freundschaftlich aus. Er saß mit weit geöffneten, klaren Augen da, hinter denen man gleichsam eine Leere sah, und lächelte noch immer.

„Ich bin nicht krank," antwortete er. „Ich habe beinah meine Milch schon ausgetrunken."

Er hatte nur zwei Schlückchen getrunken, ohne die Butterstullen anzurühren.

„Die Tiere," sagte Desirée nachdenklich, „befinden sich wohler als die Menschen."

„Na, das ist ein nettes Kompliment für uns, das Sie uns da gemacht haben!" rief die Teuse lachend. Aber diese liebe Unschuld von zwanzig Jahren kannte kein Arg.

„Ganz sicher," fuhr sie fort. „Die Hühner haben keine Kopfschmerzen, nicht wahr? Die Kaninchen kann man mästen, soviel man will. Und von meinem Schwein kannst Du doch nicht behaupten, daß es jemals traurig aussieht."

Dann wandte sie sich mit entzückter Miene an ihren Bruder:

„Ich habe es „Mathes" genannt, weil es dem dicken Mann ähnlich sieht, der die Briefe bringt; er ist schon recht stark geworden . . . Es ist nicht liebenswürdig von Dir, daß Du es mir immer abschlägst, ihn zu

sehen. Nächster Tage wirst Du ihn aber in Au(
schein nehmen, sprich?"

Während sie so schmeichelte, hatte sie die But
stullen ihres Bruders genommen und sie mit gesun
Appetit verspeist. Eine hatte sie schon hinunter 1
wollte gerade die zweite in Angriff nehmen, als
Teuse es sah.

„Aber das Brot gehört Ihnen ja nicht! S
doch, wie sie ihm jetzt die Bissen aus dem Munde hera
ziehen will."

„Laßt nur," sagte der Pastor Mouret sanft, „
würde es doch nicht angerührt haben . . . Iß nur, iß
Alles, meine Holde."

Desirée war einen Augenblick in Verwirrung geraten, sah das Brot an und mußte an sich halten, um nicht zu weinen. Dann aber fing sie an zu lachen und aß das Butterbrot auf. Sie fuhr fort:

„Meine Kuh ist ebenfalls nicht traurig, wie Du . . . Du warst nicht da, als der Onkel Pascal sie mir gegeben hat, als ich ihm versprechen mußte, artig zu sein. Sonst würdest Du gesehen haben, wie zufrieden sie war, als ich sie zum ersten Mal umarmte."

Sie horchte auf. Ein Hahnenschrei ertönte vom Wirtschaftshofe, ein Heidenlärm erhob sich, Flügelschlag ertönte, Grunzen und rauhe Töne ließen sich vernehmen, kurz, es war, als ob ein plötzlicher Schrecken unter die Tiere gefahren wäre.

„Ach, Du weißt noch nicht," fuhr sie plötzlich, in die Hände klatschend, fort, „sie muß trächtig sein . . . Ich habe sie zum Stier geführt, drei Stunden von hier nach Béage. Potztausend! Stiere sind nicht überall zu haben."

Der Pastor Mouret machte eine unbestimmte Handbewegung. Er hatte vor den klaren Blicken des Mädchens seine Augen niedergeschlagen.

Aber der Streit wurde jetzt so heftig im Wirt-

schaftshof, daß Desirée mit großem Geräusch, daß ihre Röcke machten, davoneilte; doch der Priester rief sie zurück.

„Und die Milch, Holdchen? Du hast ja noch nicht die Milch ausgetrunken.“

Er reichte ihr seine Tasse hin, die er kaum berührt hatte. Sie kam zurück und trank die Milch ohne die geringsten Gewissensbedenken, trotz der ungehaltenen Blicke der Teuse aus. Dann nahm sie wieder einen Anlauf und eilte auf den Wirtschaftshof, wo man hörte, wie sie Frieden stiftete. Sie mußte sich inmitten ihrer Tiere hingesetzt haben; sie summte leise vor sich hin, als wollte sie dieselben in Schlaf wiegen.

III.

„Jetzt ist meine Suppe zu heiß geworden,“ grollte die Teuse, die mit einem Napf, in welchem ein Holzlöffel steckte, aus der Küche kam.

Sie stellte sich vor den Pastor Mouret und begann mit der Löffelspitze vorsichtig zu essen. Sie wünschte ihn zu erheitern, ihn aus dem schweigsamen Meditieren, in das sie ihn versunken sah, herauszuziehen. Seit er aus dem Paradou zurückgekehrt war, sagte er, er sei geheilt und beklagte sich niemals; oft lächelte er sogar in teilnehmender Weise, daß die Krankheit, wie die Leute von les Artaud meinten, seine Heiligkeit nur noch verdoppelt zu haben schien. Aber manchmal erfaßten ihn Krisen des Schweigens; er schien Folterqualen auszustehen, die alle seine Kräfte, man konnte nicht sagen wie, aufrieben; es war eine stumme Todesqual, die ihn durchbebte, die ihn brach und Stunden hindurch als stumpfsinnige Beute einem inneren Kampf überließ, dessen Heftigkeit man nur an dem Angstschweiß, der sein Gesicht bedeckte, ahnen konnte. Die Teuse verließ ihn

alsdann nicht mehr; sie betäubte ihn dann mit einem Wortschwall, bis er allmählich wieder sein mildes Wesen angenommen hatte und als Sieger aus diesem Aufruhr des Blutes hervorgegangen war. An diesem Morgen vermutete die alte Wirtschafterin einen noch heftigeren Anfall als die bisherigen. Sie begann voll Teilnahme zu ihm zu reden, während sie fortfuhr, die heiße Suppe, die ihr die Zunge verbrannte, mit Vorsicht aus dem Löffel zu schlürfen.

„Wirklich, man muß mitten in einem Wolfslande leben, um derartige Dinge zu sehen. Läßt man sich in anständigen Dörfern wohl jemals so früh trauen? Das zeigt doch hinlänglich, daß alle diese Artauds nicht weit her sind ... Ich habe in der Normandie Hochzeiten mitgemacht, welche die Leute zwei Stunden im Umkreis auf die Beine brachten. Drei Tage lang wurde gegessen ... Aber einen Priester aus dem Bett jagen vor Sonnenaufgang, um sich zu einer Zeit, wo die Hühner noch nicht ausgeflogen sind, trauen zu lassen, darin ist kein gesunder Menschenverstand. An Ihrer Stelle, Herr Pfarrer, würde ich mich geweigert haben ... Lieber Gott! Sie haben nicht gehörig ausgeschlafen, Sie haben sich vielleicht auch in der Kirche erkältet. Es ist auch Unrecht von Ihnen, daß Sie mir nicht sagen, wo Ihr Übel eigentlich sitzt. Ich würde Ihnen gern was Warmes besorgen ... Herr Pfarrer, so geben Sie mir doch Antwort!"

Er antwortete leise, daß er sich wohl fühle, daß er nur ein wenig Luft nötig habe. Er hatte sich mit dem Rücken an den Maulbeerbaum gelehnt, sein Atem ging kurz.

„Schön, schön! handeln Sie nur nach Ihrem Kopfe," fuhr die Teuse fort. „Trauen Sie nur die Leute, auch wenn Sie nicht die Kraft dazu haben und Sie das krank machen muß. Ich ahnte es schon, ich hab's schon

gestern gesagt . . . Und hier ist's grade so, wenn Sie auf mich hörten, würden Sie nicht hier bleiben, da der Dunst des Wirtschaftshofes Ihnen nicht bekommt . . . Hören Sie, Herr Pfarrer, seien Sie vernünftig! Lassen Sie sich von mir in Ihr Zimmer führen! Sie wollen nicht? Nun gut! um so schlimmer, wenn Sie Schmerzen haben!“

Und im Zorn schlang sie einen großen Löffel voll Suppe hinunter auf die Gefahr hin, sich die Kehle zu verbrühen.“

Die Teuse war eifersüchtig. Der Doktor Pascal hatte mit ihr einen förmlichen Kampf gehabt, um ihr seinen Patienten zu entführen, da er den jungen Priester für verloren gehalten hatte, wenn er ihn im Pfarrhaus ließ. Er mußte ihr auseinandersetzen, daß die Glocke sein Fieber verdoppelte, daß die Heiligenbilder, mit denen sein Zimmer angefüllt war, sein Gehirn mit Hallucinationen gespensterisch marterten, kurz, daß er völliges Vergessen und ein andres Heim brauche, wo er wieder neu aufleben könne in dem Frieden eines neuen Daseins. Sie aber hatte den Kopf geschüttelt und gesagt, daß „das liebe Kind“ keine bessere Krankenpflegerin finden werde, als sie sei. Schließlich hatte sie jedoch zugelassen, daß er nach dem Paradou gebracht werden sollte, obwohl sie gegen diese Wahl des Doktors, die sie verblüffte, Protest einlegte. Aber sie hegte noch einen argen Haß gegen das Paradou. Sie fühlte sich besonders durch das Schweigen des Pastor Mouret über die Zeit, die er dort verlebt hatte, verletzt. Oft hatte sie sich vergeblich bemüht, ihn zum Reden zu bringen. An diesem Morgen, als sie ihn zu ihrer Verzweiflung ganz bleich dasitzen sah, und er hartnäckig darauf bestand, ohne eine Klage zu äußern, zu dulden, da fuchtelte sie zuletzt mit ihrem Löffel wie mit einem Stock in der Luft herum und rief:

„Sie müssen wieder dorthin zurückkehren, Herr

Pfarrer, wenn sie sich dort so wohl gefühlt haben ... Dort ist eine Person, die Sie ohne Zweifel besser pflegen wird, als ich."

Es war das erste Mal, daß sie eine so direkte Anspielung sich erlaubte. Der Schlag war so grausam, daß der Priester einen leisen Schrei ausstieß, als er sein schmerzbewegtes Gesicht erhob. Der Teuse that es in der Seele weh.

„Das ist übrigens," murmelte sie, „die Schuld Ihres Oheims Pascal. Na, ich habe ihm deutlich genug darüber meine Meinung gesagt. Aber diese Gelehrten, die bleiben auf ihren Ideen bestehen. Es giebt welche, die bringen einen zum Sterben, bloß um ihm in den Leib gucken zu können ... Mich hat das in solchen Zorn gebracht, daß ich darüber mit keinem Menschen mehr sprechen wollte. Ja Herr, mir können Sie's danken, daß Niemand gewußt hat, wo Sie waren, so abscheulich fand ich das. Als der Pastor Guyot aus St. Eutrope, der Sie während Ihrer Abwesenheit vertreten hat, herkam, um des Sonntags Messe zu lesen, machte ich ihm 'was weis und redete ihm vor, Sie wären in der Schweiz ... Ich weiß nicht einmal, wo die Schweiz eigentlich ist ... Sicherlich, ich will Ihnen nicht wehe thun, aber bestimmt haben Sie dort Ihr Leiden weggekriegt."

Der Pastor Mouret hatte sein Gesicht wiederum gesenkt und unterbrach sie nicht. Sie hatte sich einige Schritte von ihm auf die Erde gesetzt, um zu versuchen, seinen Augen zu begegnen. Sie fuhr in mütterlichem Eifer fort, voller Freude, daß er ihr mit Behagen zuzuhören schien.

„Sie haben niemals die Geschichte des Pastor Caffin hören wollen ... Nun wohl! Der Pastor Caffin hatte in unserer Heimat, in Cantelen, Unannehmlichkeiten gehabt. Er war ein sehr heiliger Mann, der einen Charakter von Gold hatte Aber sehen Sie, er war sehr

weichlich und hatte die zarten Sachen gern. So kam es denn, daß ein Fräulein um ihn herumstrich, die Tochter eines Müllers, die ihre Eltern in eine Pension gegeben hatten. Kurz, es geschah, was geschehen mußte; Sie verstehen mich, nicht wahr? . . . Dann, als man die Sache wußte, war das ganze Land auf den Pastor erbost. Man suchte ihn, um ihn zu steinigen, er rettete sich nach Rouen und ging, dem Erzbischof sein Leid zu klagen. Und man schickte ihn hierher, der arme Mann war gestraft genug, in diesem Loch zu leben. Später habe ich von dem Mädchen noch Neuigkeiten gehört. Sie hat einen Viehhändler geheiratet und lebt sehr glücklich."

Die Teuse, die froh war, ihre Geschichte angebracht zu haben, sah eine Ermutigung in der unbeweglichen Haltung des Priesters. Sie näherte sich ihm und fuhr fort:

„Der gute Herr Caffin! er war gar nicht stolz mit mir, er erzählte mir oft von seiner Sünde. Das hindert ihn nicht, jetzt im Himmel zu sein, dafür stehe ich Ihnen . . . Ich begreife aber auch nicht, wie man auf einen Priester, der sich vergißt, so böse sein kann. Das ist doch so natürlich! Es ist nicht hübsch, daß versteht sich; aber es ist doch noch besser das zu thun, als stehlen zu gehen. Man legt seine Beichte ab und ist dann quitt! . . . Nicht wahr, Herr Pfarrer, wenn man wahre Reue spürt, so kommt man trotzdem zum Heil?"

Der Pastor Mouret hatte sich langsam wieder aufgerichtet. Nur mit Anstrengungen konnte er seiner Beklemmungen Herr werden. Noch bleich, sagte er mit fester Stimme:

„Man muß niemals sündigen! niemals, niemals!"

„Ah! halten Sie ein," rief die alte Wirtschafterin, Sie sind zu stolz, mein Herr! Stolz ist auch nichts Gutes! . . . An ihrer Stelle würde ich mich nicht so

darauf steifen. Man spricht von seinem Übel, man schneidet sich aber nicht auf einmal das Herz entzwei und man gewöhnt sich endlich an die Trennung! Das geht so nach und nach ... Statt dessen vermeiden Sie aber, auch nur den Namen der Leute auszusprechen. Sie wollen nicht, daß man davon zu Ihnen spricht, als wenn sie für Sie tot wären. Seit Ihrer Rückkehr habe ich es nicht gewagt, Ihnen die geringste Nachricht mitzuteilen. Schön, jetzt aber werde ich erzählen und Ihnen sagen, was ich weiß, weil ich ganz gut sehe, daß es bloß das Schweigen ist, was Ihnen auf dem Herzen liegt."

Er sah sie streng an und hob einen Finger auf, daß sie schweigen solle.

„Ja, ja," fuhr sie fort, „ich habe Nachrichten von dort, sehr häufig sogar, und ich will sie Ihnen mitteilen ... Vor allem, die Person fühlt sich nicht glücklicher als Sie."

„Schweigt still!" sagte der Pastor Mouret, der die Kraft fand, sich zu erheben, um fortzugehen.

Die Teuse stand ebenfalls auf und versperrte ihm den Weg mit ihrer kolossalen Gestalt. Sie wurde ärgerlich und rief:

„Seht 'mal, da sind Sie ja schon aus dem Häuschen ... Aber Sie sollen mich anhören. Sie wissen, daß ich die Leute da nicht besonders gern habe, nicht wahr? Wenn ich von ihnen spreche, so geschieht das zu Ihrem Wohle ... Man behauptet, daß ich eifersüchtig bin. Nun gut, ich denke daran, Sie eines Tages dahin zu führen. Sie würden dann bei mir sein und nicht befürchten müssen, etwas Unrechtes zu thun. Wollen Sie?"

Er wies sie mit einer Handbewegung ab, und seine Augen blickten ruhiger, als er sagte:

„Ich will nichts, und ich weiß nichts ... Wir

haben bald eine Hochmesse. Der Altar muß in Stand gesetzt werden."

Dann fügte er noch beim Fortgehen lächelnd hinzu:

„Beunruhigt Euch nicht, meine gute Teuse! Ich bin stärker, als Ihr glaubt. Ich werde mich ganz allein kurieren."

Er entfernte sich mit festem Schritt und erhobenem Kopfe, wie Einer, der gesiegt hat. Seine Soutane streifte leise den mit Thymian eingefaßten Gartensteg. Die Teuse blieb wie angewurzelt auf derselben Stelle stehen und nahm brummend ihren Napf und Holzlöffel wieder auf. Sie kaute zwischen den Zähnen Worte, die sie mit gewaltigem Achselzucken begleitete.

Sie ging wieder in die Küche und sah den Pastor Mouret vor der Gitterthür des Wirtschaftshofes stehen. Desirée hatte ihn angehalten und gab ihm einen Kapaun, den sie seit einigen Wochen mästete, zum Wiegen in die Hand. Er sagte ihr zu Gefallen, daß er sehr schwer sei, worüber das große Kind beglückt lachte.

IV.

Der Pastor Mouret brachte seine Tage im Pfarrhause zu. Er vermied die langen Spaziergänge, die er vor seiner Krankheit gemacht hatte. Die ausgedörrten Ländereien von les Artaud, die heiße Luft dieses Thales, in dem nur verkrüppelte Weinstöcke gediehen, waren ihm zuwider. Zweimal hatte er es unternommen, auszugehen, um des Morgens sein Brevier während des Gehens zu lesen, aber er war nicht durch's Dorf gekommen, so sehr hatten ihm die Ausdünstungen, der volle Sonnenschein und der weite Horizont den Atem benommen. Nur des Abends in der Kühle der be-

ginnenden Nacht wagte er sich einige Schritte auf die Esplanade vor der Kirche, welche sich bis zum Friedhofe ausdehnte. Des Nachmittags war er daran gegangen, die zerbrochenen Kirchenfenster mit Papier zu bekleben, um sich zu beschäftigen, von einem Bedürfnis, thätig zu sein ergriffen, das er nicht anders zu befriedigen wußte. Das hielt ihn acht Tage hindurch auf einer Leiter, wo er sehr behutsam die Papierstücke, die er mit feinen Zacken ausgeschnitten hatte, so anzukleben suchte, daß keine Nath sich bildete. Die Teuse hielt unten die Leiter fest. Desirée rief ihm zu, er solle nicht alle Fenster verstopfen, damit die Sperlinge noch hineinkönnten; und um ihre Thränen nicht rollen zu sehen, ließ der Priester zwei oder drei Scheiben an jedem Fenster aus. Als diese Reparatur beendet war, kam ihm der ehrgeizige Gedanke in den Sinn, die Kirche zu verschönern ohne Hülfe eines Maurers, Tischlers oder Malers. Er wollte alles allein besorgen. Diese Handarbeiten, sagte er, machten ihm Spaß und gaben ihm Kraft. Der Oheim Pascal bestärkte ihn hierin jedesmal, wenn er an der Pfarre vorbeikam, und versicherte ihm, daß dieses Müdearbeiten mehr wert sei, als alle Arzneimittel der Welt. Von der Zeit an verstopfte er alle Löcher der Mauer mit Kellen voll Gips, nagelte die Altäre mit wuchtigen Hammerschlägen zurecht und rieb Farben, um die Kanzel und den Beichtstuhl zu grundieren. Das war ein Ereigniß im Lande. Man sprach eine Meile im Umkreise davon. Bauern kamen an mit den Händen auf dem Rücken, um den Pfarrer arbeiten zu sehen. Er hatte sich eine blaue Schürze vorgebunden und vertiefte sich mit zerschundenen Händen in diese rohe Arbeit. Er hatte so auch einen Vorwand, nicht mehr auszugehen. Er verlebte seine Tage inmitten der Gipshaufen ruhiger, fast voll Heiterkeit und vergaß die Außenwelt mit ihren Bäumen, der Sonne und den lauen Lüften, die seine Gemütsruhe störten.

„Der Herr Pfarrer kann thun was er will, sobald es der Kommune nichts kostet," sagte der alte Bambousse mit Lachen, wenn er jeden Abend kam, um sich von dem Fortschritte der Arbeit zu überzeugen.

Der Pastor Mouret verwendete hier seine Ersparnisse vom Seminar her. Es waren das übrigens Verschönerungen, deren ungeschickte Naivität Einem ein Lächeln ablocken mußte. Die Maurerei war ihm bald zuwider. Er begnügte sich damit, die Wände der Kirche ringsum in Manneshöhe zu bewerfen. Die Teuse rührte den Gips ein. Wenn sie davon sprach, auch das Pfarrhaus zu reparieren, das ihnen doch einmal über dem Kopf zusammenbrechen werde, dann setzte er ihr auseinander, daß er dies nicht verstände, daß man dazu einen Arbeiter haben müsse; darüber kam es denn zu einem entsetzlichen Wortgefecht zwischen Beiden. Sie rief ihm zu, daß es nicht vernünftig sei, eine Kirche so schön zu machen, in der Niemand schlafe, während nebenbei Zimmer seien, in denen man sie bestimmt eines schönen Morgens tot aus dem Schutte der Decke hervorziehen werde.

„Ich wenigstens," zankte sie, „werde zuletzt noch mein Bett hier aufschlagen hinter dem Altar. Ich fürchte mich des Nachts so sehr."

Als der Gips ausging, sprach sie nicht weiter vom Pfarrhause. Da entzückte sie der Anblick der Malerei, die der Herr Pfarrer ausführte und die nun schon getrocknet war. Der Pastor Mouret hatte nur noch die Füllungen am Altar mit einem braunen Strich einzurahmen. Er befand sich auch schon vom Nachmittag ab an der Arbeit, da er gern noch bis zum Abend fertig geworden wäre, weil am nächsten Tage Hochmesse sein sollte. Die Teuse war beschäftigt, den Altar in Ordnung zu bringen; sie hatte schon auf das Seitentischchen die Leuchter und das silberne Kreuz, sowie die mit künstlichen Blumen versehenen Porzellanvasen ge-

stellt und das Altartuch, das mit Spitzen garniert und nur an hohen Festtagen gebraucht wurde, herausgelegt. Aber die Striche mußten so fein gezogen werden, wenn es ordentlich aussehen sollte, daß es sich bis zur Dunkelheit hinzog. Der Tag neigte gerade, als er die letzte Füllung beendigt hatte.

„Das ist viel zu schön,“ sagte eine grobe Stimme, die aus der grauen Dämmerung, welche die Kirche bereits einhüllte, hervorscholl.

Die Teuse, die sich niedergebückt hatte, um besser den Pinselstrichen dem Lineal entlang folgen zu können, fuhr furchtsam zusammen.

„Ach, 's ist der Bruder Archangias,“ sagte sie, sich umwendend; „Ihr seid also durch die Sakristei gekommen? . . . Mein Blut stockte mir ordentlich. Ich glaubte, die Stimme käme unter den Dielen hervor.“

Als der Priester mit seiner Malerei zu Ende war, beeilte sich die Teuse das Tuch zu wechseln, wobei sie wohl Acht darauf gab, die Striche nicht zu verwischen. Dann stellte sie das Kreuz, die Leuchter und Vasen in symmetrischer Weise auf. Der Pastor Mouret war zum Bruder Archangias getreten und lehnte sich an den Holzverschlag, der den Chor vom Schiff der Kirche trennte. Sie wechselten keine Silbe. Sie betrachteten das silberne Kreuz, das im zunehmenden Schatten helle Tropfen auf den Füßen längs der linken Seite und an der rechten Schläfe des Kruzifixes zeigte. Als die Teuse zu Ende war, trat sie triumphierend zu ihnen.

„Nicht wahr?“ sagte sie, „das ist schmuck? Sie werden morgen sehen, wieviel Leute zur Messe kommen. Diese Heiden kommen zu Gott nur, wenn sie ihn reich sehen . . . Jetzt, Herr Pfarrer, müssen wir's mit dem Marienaltar ebenso machen.“

„Verlorenes Geld,“ knurrte Bruder Archangias.

„Aber sehen Sie doch nur! Das schreit ja gen Himmel jetzt, nachdem der Hauptaltar so hübsch ist.

Man sieht ja nicht einmal die Farbe mehr. Ich kann ihn morgens ausreiben, soviel ich will, das Holz ist doch stets voll Staub. Es sieht schwarz und häßlich aus . . . Wissen Sie auch, Herr Pfarrer, was man sagen wird? Man wird sagen, daß Sie die heilige Jungfrau nicht mehr lieb haben; das steht fest."

Nun und dann?" fragte Bruder Archangias.

Die Teuse stand da, als sollte sie der Schlag rühren.

„Und dann?" brummte sie, „dann wär's eine Sünde, großer Gott!" . . . Der Altar kommt mir wie ein Grabstein auf den Kirchhöfen vor. Wenn ich nicht da wäre, würden die Spinnen ihre Netze hier weben, und das Moos würde hier wachsen. Von Zeit zu Zeit, wenn ich einen Blumenstrauß zierlich gebunden habe, gebe ich ihn der Jungfrau . . . Früher waren alle Blumen unseres Gartens für sie bestimmt."

Die Nacht war völlig hereingebrochen. Bruder Archangias geriet unter die Stühle und wäre beinahe gefallen. Er verschluckte dumpftönende Redensarten, in denen die Namen Jesu und Maria wiederholt vorkamen. Als die Teuse, die hinausgegangen war um eine Lampe zu holen, wieder eintrat, fragte sie kurz den Priester:

„Dann kann ich also den Farbentopf und die Pinsel auf den Boden bringen?"

„Ja," antwortete er, „jetzt bin ich fertig. Das Uebrige können wir vielleicht später machen."

Sie ging den beiden Männern schweigend voran, weil sie fürchtete, zuviel zu sagen.

V.

Der Frater der schon gegessen hatte, blieb, während der Priester zu Mittag speiste, zugegen. Seit der Priester nach les Artaud zurückgekehrt war, kam er fast

alle Abende und setzte sich im Pfarrhause fest. Niemals hatte er sich vorher so klobig aufgeführt. Seine plumpen Schuhe stampften den Boden, seine Stimme donnerte und seine Fäuste schlugen nur so auf die Möbel, wenn er von den Prügeln erzählte, die er am Vormittag den kleinen Mädchen aufgezählt hatte. Als das ihn langweilte, verfiel er auf die Idee, mit der Teuse Karten zu spielen. Der Pastor Mouret, der über die ersten zornig auf den Tisch geworfenen Karten gelächelt hatte, verfiel nach und nach in tiefe Träumerei, starrte vor sich hin und entfloh in eine ideale Welt, trotz der mißtrauischen Blicke des Bruders Archangias.

An diesem Abend war die Teuse so übelgelaunt, daß sie, gleich nachdem das Tischtuch fortgenommen war, von Schlafengehen sprach. Aber der Frater wollte spielen. Er klappste ihr auf die Schulter und warf sie zuletzt mit solcher Gewalt auf den Stuhl, daß er krachte. Er schüttelte schon die Karten. Desirée, die ihn verabscheute, hatte sich schon beim Dessert, das sie fast alle Abende im Bett aß, zurückgezogen.

„Ich will die Roten,“ sagte die Teuse.

Und der Kampf entspann sich. Die Teuse stach dem Frater anfangs einige schöne Karten weg. Da fielen auf einmal zwei Aß gleichzeitig auf den Tisch.

„Krieg!“ rief sie in ungewöhnlicher Aufregung.

Sie warf eine Neun, was sie bestürzt machte; aber als der Frater blos eine Sieben darauf warf, raffte sie die Karten triumphierend an sich.

„Nicht wahr? diese Partie ist famos!“ sagte Bruder Archangias, indem er sich dem Pastor Mouret zuwandte.

Der Priester fuhr zusammen. Er antwortete nicht, er bemühte sich dem Spiel zu folgen, während seine Wimpern krampfhaft zuckten. Die Partie wurde mit wütendem Eifer fortgesetzt. Die Teuse gewann abermals.

„Gut, daß ich daran denke!“ rief sie plötzlich, denn

sie hatte große Furcht jetzt zu verlieren, „der Herr Pfarrer muß ja heute Abend ausgehen. Er hat dem großen Fortunat und der Rosalie versprochen, ihre Kammer einzusegnen, wie es gebräuchlich ist. Schnell, Herr Pfarrer, der Frater wird Sie begleiten.“

Der Pastor Mouret war schon auf den Beinen und suchte seinen Hut. Aber Bruder Archangias rief, ohne seine Karten wegzulegen, ärgerlich:

„Lassen Sie das doch! Ist es wohl nötig, daß jenes Loch noch erst gesegnet wird? Das ist auch so ein Brauch, den Sie abschaffen sollten. Ein Priester hat nicht seine Nase in die Kammer der Neuvermählten zu stecken . . . Bleiben Sie doch! Wir wollen die Partie zu Ende spielen. Das wird besser sein.“

„Nein,“ sagte der Priester, „ich habe es ihnen versprochen. Diese braven Leute könnten sich verletzt fühlen . . . Bleibt Ihr nur da! spielt die Partie zu Ende und wartet auf mich.“

Die Teuse betrachtete den Bruder Archangias mit unruhigem Blick.

„Nun gut denn! Ja, ich bleibe,“ rief dieser. „Das ist doch zu dumm!“

Aber kaum hatte der Priester Mouret die Thür aufgemacht, als er sich auch schon erhob, um ihm zu folgen, wobei er die Karten heftig auf den Tisch warf und zur Teuse sagte:

„Ich hätte gewonnen . . . Laßt die Päckchen so wie sie sind. Wir setzen die Partie morgen fort.“

„Warum nicht gar! Alles ist jetzt durcheinander,“ antwortete die Wirtschafterin, die sich beeilt hatte, die Karten zu mischen.

Bruder Archangias hatte mit einigen Schritten den Pastor Mouret eingeholt, welcher den schmalen Fußsteg, der nach les Artaud führte, hinabging. Er hatte es sich zur Aufgabe gestellt, ihn zu bewachen. Er beobachtete ihn zu jeder Zeit, wie ein Spion begleitete er ihn

überall hin und ließ ihn sogar von einem Schuljungen, wenn er selbst nicht beikommen konnte, kontrollieren. Er sagte, daß er „der Gendarm=Gottes“ sei, und lachte dazu ingrimmig. Und in der That, der Priester schien ein Schuldiger, der in den dunklen Schatten der Soutane des Fraters gebannt war, zu sein, ein Schuldiger, dem man nicht traut, den man für schwach genug hält, wieder in seine Fehler zurückzufallen, wenn man ihn eine Minute aus den Augen verlieren würde. Bruder Archangias war immer bei der Hand, die Sonnenstrahlen zu verdecken, zu verhindern, daß ein Wohlgeruch eindringe, und bemüht, den Kerker so vollständig zuzumachen, daß nichts von draußen mehr hinein konnte. Er spionierte die geringsten Schwächen des Geistlichen aus, die er mitleidslos mit einem Worte wie böse Tiere zermalmte. Das Schweigen, das Lächeln, das bleiche Aussehen der Stirn, das Zusammenschauern der Glieder, aus Allem zog er seine Schlüsse. Uebrigens vermied er es, deutlich von der Schuld zu sprechen. Seine bloße Gegenwart war schon ein Vorwurf. Die Art und Weise, mit der er gewisse Redensarten aussprach, gab ihnen das Prickeln von Peitschenhieben. Er verstand es mit einer Geste hervorzuheben, wie sehr er die Gemeinheit der schmutzigen Sünde anspeie. Wie getäuschte Ehemänner, die ihre Frauen mit tief ins Herz schneidenden Anspielungen martern, deren Grausamkeit sie nur allein kosten, sprach er nicht wieder von der Szene im Paradou; er begnügte sich, sie mit einer Äußerung hervorzurufen, um in kritischen Stunden dies rebellische Fleisch in den Staub zu treten . . .

Es war bald zehn Uhr. Das Dorf schlief bereits, aber am andern Ende nach der Mühle zu drang aus einer der Hütten, die hell erleuchtet war, Lärm herüber. Der alte Bambousse hatte seiner Tochter und dem Schwiegersohn eine Ecke seines Hauses abgetreten, während er für sich die schönsten Räume behalten hatte.

Dort trank man noch einen letzten Schluck und wartete auf den Pfarrer.

„Sie sind betrunken," brummte Bruder Archangias. „Hören Sie wie sie brüllen?"

Der Pastor Mouret antwortete nicht. Die Nacht war köstlich, der Himmel schimmerte ganz blau im Mondenlicht, das in der Ferne das Thal in einen träumenden See verwandelte. Er schritt langsamer dahin, als ginge von dieser milden Klarheit auch auf sein Gemüt ein Bad des Wohlbehagens über. Der Frater ging mit seinen langen Stelzbeinen weiter, schalt ihn und rief ihm zu:

„Kommen Sie doch . . . Es ist nicht gesund, zu dieser Zeit herumzulaufen. Sie würden sich besser im Bett befinden."

Plötzlich aber stellte er sich am Eingange des Dorfes wie angewurzelt mitten auf der Landstraße auf. Er sah zu den Höhen hinauf, wo die weißen Linien der Wagengeleise sich in den dunklen Flecken des Fichtenwaldes verloren. Er knurrte wie ein Hund, der eine Gefahr wittert.

„Wer kommt so spät noch von da oben herab?" murmelte er.

Der Priester, der nichts hörte und nichts sah, wollte nun seinerseits ihn bewegen, rascher zu gehen.

„Lassen Sie mich doch, da ist er ja," versetzte Bruder Archangias lebhaft. „Er biegt soeben um die Ecke. Seht, der Mond scheint auf ihn. Jetzt können Sie ihn ganz gut sehen . . . Es ist ein großer Kerl mit einem Stock."

Dann fuhr er nach einer Weile mit rauher Stimme, die vor Wut bebte, fort:

„Er ist es! es ist dieser Lump! Ich ahnte es,"

Da der neue Ankömmling nun unten am Hügel angekommen war, erkannte der Pastor Mouret den Jeanbernart. Der Alte trat trotz seiner achtzig Jahre so

sicher mit den Hacken auf, daß seine derben, mit Eisen beschlagenen Schuhe Funken aus den Kieselsteinen der Landstraße hervorschlugen. Er ging kerzengerade wie eine Eiche dahin, ohne sich des Stockes zu bedienen, den er auf der Schulter wie eine Flinte trug.

„Ah, der Verfluchte!“ stotterte der Frater, wie festgenagelt auf der Stelle bleibend. „Der Teufel soll ihm die ganze Höllenglut unter seine Füße schütten.“

Der Priester war unangenehm berührt, und da er nicht hoffen durfte, seinen Begleiter vernünftig zu stimmen, so wandte er den Rücken, um seinen Weg fortzusetzen in der Meinung, daß er Jeanbernart noch aus dem Wege gehen könne, wenn er rasch genug das Haus Bambousse's erreichte. Aber er hatte noch nicht fünf Schritte gemacht, als die spöttische Stimme des Alten fast hinter seinem Rücken erklang.

„Ei, Pfarrer, wartet doch auf mich! Jag' ich Euch denn Furcht ein?“

Und als der Pastor Mouret stehen blieb, näherte er sich und fuhr fort:

„Potztausend! Eure Schwarzröcke sind nicht bequem, die hindern am Laufen. Uebrigens erkennt man Euch von fern, auch wenn es Nacht ist . . . O, ich hab' noch gute Augen . . . Ihr kommt also nicht mehr zu uns.“

„Ich hatte soviel Abhaltungen,“ murmelte der Priester ganz bleich.

„Gut, gut! jeder ist sein freier Herr; wenn ich zu Euch so spreche, so will ich Euch nur zeigen, daß ich Euch nicht übel will, weil Ihr Pfarrer seid. Wir brauchten ja nicht von Eurem lieben Gott zu sprechen, das ist mir einerlei . . . Die Kleine glaubt, daß ich es bin, der Euch hindert, wieder zu kommen. Ich hab' ihr geantwortet: „Der Pfarrer ist ein Schafkopf,“ und das denke ich auch. Hab' ich Euch denn während Eurer Krankheit gefressen? Ich bin nicht einmal zu Euch hin-

aufgekommen, um Euch zu besuchen . . . Jedermann ist sein freier Herr."

Er sprach mit traulicher Ungeniertheit, ohne von der Gegenwart des Bruders Archangias Notiz nehmen zu wollen. Als dieser aber ein drohendes Grunzen ausstieß, fuhr er fort:

„Ei, Pfarrer! Ihr führt da wohl Euer Schwein spazieren?"

„Warte, Du Räuber!" heulte der Frater und ballte die Fäuste.

Jeanbernart hob den Stock in die Höhe und that als ob er ihn nicht kenne.

„Runter mit den Pfoten!" rief er. „Ach, Du bist's, Pfaffe! Ich hätte Dich am Geruch Deines Leders wittern können . . . Wir haben beide noch ein Hühnchen zusammen zu pflücken. Ich habe geschworen, daß ich Dir mitten in Deiner Klasse die Ohren abschneiden würde. Das würde den Jungen, die Du vergiftest, Spaß machen."

Der Frater wich vor dem Stock zurück, in einem fort schimpfend. Er stotterte, er konnte keine Worte mehr finden.

„Ich werde Dir die Gendarmen auf den Hals schicken, Du Mörder! Du hast die Kirche bespieen, ich habe es gesehen! Wenn Du nur an den Thüren vorbeigehst, so bringst Du das Uebel des Todes den armen Leuten. Du bist ein Skandal für das ganze Land. Wer Dich erwürgt, gewinnt mit einem Schlage das Paradies."

Der Alte hörte lachend zu und machte eine Mühle mit seinem Stocke. Nach jeder Beleidigung sagte er mit halblauter Stimme:

„Na, na, erleichtere Dich nur, Schlange! Ich werde Dir gleich die Rippen zerbrechen."

Der Pastor Mouret wollte dazwischen treten, aber der Bruder Archangias stieß ihn zurück und schrie:

„Sie stehen ihm bei, Sie! Hat er Sie nicht das Kreuz mit Füßen treten lassen? Sagen Sie das Gegenteil!“

Und sich wiederum Jeanbernart zuwendend, rief er:

„Ach Satan, Du wirst Dir wohl ins Fäustchen gelacht haben, als Du einen Priester in Deinen Klauen hieltest. Der Himmel zerschmettere die, welche Dir in dieser Gotteslästerung Hülfe geleistet haben! . . . Was thatest Du denn des Nachts, während er schlief? Du kamst mit Deinem Speichel, nicht wahr? und befeuchtetest seine Tonsur, damit seine Haare rascher wachsen sollten! Du hauchtest ihm aufs Kinn und auf die Backen, damit der Bart ihm da fingerlang wachsen sollte! Du riebst ihm den ganzen Leib mit Deinen Malefizgeschichten ein! Du hauchtest ihm in den Mund die Wut eines Hundes und setztest ihn in Brunst . . . Und auf diese Weise hast Du ihn zum Tier umgewandelt, Du Satan!“

„Ist das ein Dummkopf!“ sagte Jeanbernart, indem er seinen Stock wieder über die Schulter legte.

Der Frater aber wurde dreister, trat auf ihn zu und streckte ihm beide Fäuste unter die Nase.

„Und erst Deine Metze!“ schrie er. „Du hast sie in das Bett eines Priesters gestopft!“

Aber er stieß ein Geheul aus und machte einen Satz nach rückwärts. Der Stock des Alten war mit aller Wucht auf seinen Rücken niedergefallen. Er ging noch weiter zurück und hob eine Masse Steine auf vom Rande der Straße, einen Kieselstein so dick wie zwei Fäuste, und schleuderte sie nach Jeanbernarts Kopf. Hätte sich dieser nicht gebückt, so wäre ihm der Kopf zerspalten. Aber er lief zum nächsten Steinhaufen, duckte sich dahinter zur Deckung und ergriff auch Steine. Und von einem Haufen zum andern entspann sich nun ein schrecklicher Kampf. Das klare Mondlicht zeichnete scharf die Schatten ab.

„Ja wohl, Du hast sie in sein Bett gestopft!“ wiederholte der Frater, rasend vor Wut. „Und Du hattest ein Kruzifix unter die Matratze gesteckt ... Ha, ha, ha! Du bist erstaunt, daß ich alles weiß? Du erwartest, daß aus dieser Paarung irgend ein Ungeheuer hervorgeht. Du machst alle Morgen die dreizehn Höllenzeichen über Deiner Metze, damit sie mit dem Antichrist niederkommen soll ... Du willst den Antichrist, Bandit! ... Halt, dieser Stein soll Dich blind machen.“

„Und dieser Dir den Schnabel stopfen, Pfaffe!“ antwortete Jeanbernart, der wieder ganz ruhig geworden war. „Ist das ein dummes Vieh mit seinen Märchen! ... Soll ich Dir denn durchaus den Kopf zerschlagen, um meines Weges gehen zu können? Hat Dir Dein Katechismus den Kopf verdreht?“

„Der Katechismus? Willst Du den Katechismus kennen lernen, den man Verdammten Deines Kalibers beibringt? Jawohl, ich will Dir lehren, das Zeichen des Kreuzes zu machen ... Das hier ist für den Vater, und das für den Sohn, und das für den heiligen Geist ... Ah, Du stehst noch da? Warte, warte! ... Amen.“

Er überschüttete ihn mit einem Hagel von kleinen Steinen. Jeanbernart, der an die Schulter getroffen war, ließ die Steine, die er hielt, fallen und ging ganz ruhig auf ihn los, während der Frater aus dem Haufen zwei neue Ladungen in die Hände nahm.

„Ich merze Dich aus. Gott will es. Gott ist mit meinen Armen!“ schrie der Frater.

„Wirst Du wohl ruhig sein!“ sagte der Alte und packte ihn im Genick.

Darauf fand ein kurzes Ringen im Staube der Straße, die vom bläulichen Mondlicht erleuchtet war, statt. Als aber der Bruder sah, daß er der Schwächere sei, suchte er zu beißen. Die trockenen Glieder Jean=

bernart's aber hielten ihn so fest, als wäre er mit Stricken gebunden, deren Knoten ihm ins Fleisch eindrangen. Er schwieg halb erwürgt und dachte über einen verräterischen Streich nach. Als der Alte ihn unter sich gebracht hatte, fuhr er scherzend fort:

„Ich habe Lust, Dir einen Arm zu brechen und Dir Deine Hirngespinnste zu vertreiben . . . Du siehst wohl, daß Dir der liebe Gott nicht hilft . . . Ich werde Dich jetzt ausmerzen . . . Jetzt werde ich Dir die Ohren abschneiden, wie ich es Dir zugedacht habe."

Und er zog gemütlich ein Messer aus seiner Tasche. Der Pastor Mouret, der zu wiederholten malen sich vergeblich zwischen die beiden Kämpfenden geworfen hatte, trat jetzt so lebhaft dazwischen, daß der Alte schließlich einwilligte, diese Operation auf eine spätere Gelegenheit zu verschieben.

„Ihr habt Unrecht, Pfarrer," murmelte er. „Der Kerl braucht einen Aderlaß. Nun, da es Euch aber nicht Recht ist, so will ich damit noch warten. Ich werde ihm wohl noch einmal begegnen."

Da der Frater ein Grunzen ausstieß, unterbrach er sich und rief ihm zu:

„Rühre Dich nicht oder ich schneide sie Dir sofort ab."

„Aber Ihr sitzt ja auf seiner Brust," sagte der Priester. „Geht doch weg, damit er atmen kann."

„Nein, nein, er würde dann seine Possen von neuem beginnen. Ich lasse ihn erst los, wenn ich fortgehe . . . Ich sagte Euch also, Pfarrer, bevor dieser Hallunke sich zwischen uns drängte, daß Ihr uns willkommen wäret. Die Kleine ist die Herrin, wie Ihr wißt, ich bin ihr ebensowenig wie meinem Salat im Wege. Laß sie wachsen . . . Nur Dummköpfe wie dieser Pfaff sehen etwas Böses darin . . . Wo hast Du das Böse gesehen, Schurke! Du bist's der es erfunden hat, Du Vieh!"

Er schüttelte den Frater wiederum.

„Laßt ihn doch aufstehen,“ bat der Pastor Mouret.

„Gleich ... Die Kleine ist nicht wie sie sein sollte seit einiger Zeit. Ich merkte nichts davon. Sie aber hat mir's gesagt. Deshalb will ich Euren Oheim Pascal in Plassans um Rat fragen. Des Nachts ist es ruhig, man begegnet keinem ... Ja, ja, die Kleine fühlt sich nicht wohl.“

Der Priester fand nicht ein Wort der Erwiederung. Er senkte sein Haupt und taumelte.

„Sie war so vergnügt, Euch zu pflegen,“ fuhr der Alte fort. „Wenn ich meine Pfeife rauchte, hörte ich, wie sie lachte. Das war mir genug. Die Mädchen sind wie die Hagedornhecken; wenn sie Blüten treiben, leisten sie Alles was möglich ist ... Na, Ihr werdet ja wohl kommen, wenn Euer Herz es Euch sagt. Das würde der Kleinen vielleicht Vergnügen machen ... Guten Abend, Pfarrer!“

Er hatte sich langsam erhoben und hielt noch die Hände des Fraters fest, da er ihm einen bösen Streich zutraute. Dann entfernte er sich, ohne sich umzudrehen, mit langen, schwerfälligen Schritten. Der Frater kroch stillschweigend zum nächsten Steinhaufen und wartete bis der Alte etwas weiter gegangen war. Dann fing er mit beiden Händen ein wütendes Bombardement an. Aber die Steine rollten in den Staub der Landstraße. Jeanbernart ging stramm wie eine Eiche in die heitere Nacht hinein.

„Der Verfluchte, Satanas soll ihn holen!“ stammelte Bruder Archangias und schleuderte den letzten Stein schwirrend ab. „Man sollte denken, er würde von einem Nasenstüber auf den Rücken fallen. Aber er ist im höllischen Feuer gesotten. Ich habe seine Krallen gefühlt.“

Er stampfte in ohnmächtiger Wut auf die zerstreuten Kieselsteine. Dann wandte er sich plötzlich an den Pastor Mouret.

„Sie haben Schuld daran!“ rief er. „Sie hätten mir beistehen müssen, dann würden wir zwei ihn schon erwürgt haben.“

Am andern Ende des Dorfes war der Lärm im Hause Bambousse immer größer geworden. Man hörte genau, wie mit den Gläsern taktmäßig auf den Tisch geklappert wurde. Der Priester war weiter gegangen; ohne den Kopf zu erheben, schlug er die Richtung nach der großen Helligkeit ein, die durch das Fenster leuchtete. Der Frater folgte ihm mißmutig mit staubiger Soutane; die eine Backe, die von einem Stein getroffen war, blutete. Nach einiger Zeit fragte er mit seiner hohlen Stimme:

„Werden Sie hingehen?“

Und da der Pastor Mouret nicht antwortete, fuhr er fort:

„Nehmen Sie sich in Acht! Sie fallen wieder in Sünde ... Es war hinreichend, daß dieser Mensch Sie traf, um Ihr ganzes Blut in Aufruhr zu bringen. Ich habe Sie wohl im Mondschein gesehen, wie Sie bleich wie ein Mädchen dastanden ... Nehmen Sie sich in Acht! verstehen Sie? Dieses Mal würde Gott nicht mehr verzeihen. Sie würden in den tiefsten Schlamm geraten ... Ach, erbärmlicher Schmutz! die Unreinheit bringt Sie so weit!“

Dann erhob der Priester sein Antlitz; in seinen Augen standen Zähren; er sagte mit ergreifender Milde:

„Warum sprecht Ihr so zu mir? ... Ihr seid ja immer zugegen, Ihr kennt meine stündlichen Kämpfe. Zweifelt nicht an mir! laßt mir die Kraft, mich zu besiegen.“

Diese einfachen Worte, deren stumme Zeugen Thränen waren, klangen in die Nacht mit solchem erhabenen Schmerz, daß sogar der Bruder Archangias trotz seiner Rohheit sich betroffen fühlte. Er sprach kein Wort weiter, schüttelte seine Soutane und trocknete sich die

blutende Backe ab. Als sie vor dem Hause des Bambousse waren, wollte er nicht mit hineingehen. Er setzte sich einige Schritte vom Hause entfernt auf den umgestülpten Kasten eines alten Karrens, wo er mit der Geduld einer Dogge wartete.

„Ei, der Herr Pfarrer ist da!“ riefen alle Bambousses und alle Brichets, die am Tische saßen.

Und man füllte die Gläser von neuem. Der Pastor Mouret mußte eines davon nehmen. Es war keine eigentliche Hochzeit veranstaltet worden; man hatte nur nach dem Essen einen Bullkopf von circa 50 Liter auf den Tisch gestellt, den man sich vorgenommen hatte, vor dem Schlafengehen noch zu leeren. Sie waren ihrer zehn und Vater Bambousse konnte schon mit einer Hand den Bullkopf, aus dem nur noch ein kleiner roter Strahl floß, aufheben und einschenken. Die Rosalie war sehr lustig und tauchte das Kinn des Kleinen in ihr Glas, während der große Fortunat Kunststücke machte und Stühle mit den Zähnen aufhob. Alle gingen jetzt in die Kammer. Der Gebrauch wollte es, daß der Pfarrer dort den Wein, welchen man ihm eingeschenkt hatte, austrank. Das war's was man „die Kammer segnen“ nannte. Das sollte Glück bringen und die jungen Leute hindern, sich zu schlagen. Zu Herrn Caffins Zeiten ging's dabei lustig her, da der alte Priester gern scherzte; er war sogar berühmt wegen der Art, wie er das Glas leerte, ohne einen Tropfen auf dem Grunde zu lassen, was um so mehr anzuerkennen war, als die Frauen in les Artaud behaupteten, daß jeder darin gebliebene Tropfen ein Jahr der Liebe weniger für den Gatten bedeute. Bei dem Pastor Mouret wurde nicht so viel gescherzt. Er trank indeß den Wein mit einem Zuge aus, was dem Vater Bambousse sehr zu schmeicheln schien. Die alte Mutter Brichet aber sah mit verzerrtem Gesicht auf den Boden des Glases, wo noch ein wenig Wein drin geblieben war.

„Danke schön, Herr Pfarrer," rief Bambousse, als er dem Priester das Geleit gab. „Na, nun sind sie ja verheiratet! Sie können zufrieden sein. Ach, die Hallunken! Wie viel Paternoster glauben Sie wohl, daß die nachher beten werden? . . . Gute Nacht, schlafen Sie wohl, Herr Pfarrer."

Bruder Archangias hatte soeben den Kasten, auf dem er gesessen, verlassen indem er knurrte:

„Möge der Teufel ihnen glühende Kohlen schaufelweise zwischen ihr Fell schütten, daß sie daran krepieren!"

Hiernach öffnete er seine Lippen nicht mehr. Er begleitete den Pastor Mouret bis zum Pfarrhause. Dort wartete er, bis die Thür zugemacht war, bevor er sich zurückzog; er drehte sich sogar noch zweimal um, um sich zu überzeugen, daß Niemand wieder herausging. Als der Priester in seinem Schlafzimmer war, warf er sich in den Kleidern auf sein Bett, hielt sich mit den Händen die Ohren zu und drückte sein Gesicht in die Kissen, um nichts mehr zu hören und zu sehen. Seine Sinne schwanden, er verfiel in einen totähnlichen Schlaf.

VI.

Am nächsten Tage war Sonntag. Da Kreuz-Erhöhung auf einen Tag fiel, an dem Hochmesse celebriert ward, wollte Pastor Mouret dies religiöse Fest mit besonderem Glanz feiern. Er war jetzt von außerordentlicher Andacht für das Kreuz erfüllt und hatte in seinem Schlafzimmer die kleine Statue der unbefleckten Empfängnis durch ein großes Kruzifix von Ebenholz ersetzt, vor welchem er lange Stunden in Anbetung verbrachte.

Und die Gnade kam wie Tau so reichlich. Er machte keine Anstrengung, er brauchte bloß die Knie zu beugen, um sie im Herzen zu empfangen, um von ihr

durchdrungen zu werden bis ins innerste Gebein in köstlich-milder Weise. Am Abend zuvor hatte er in Todesschmerzen gelegen, ohne daß sie auf ihn kam. Sie blieb lange Zeit gegen seine Wehklagen als die eines Verstoßenen taub; oft aber eilte sie zu seiner Rettung herbei, wenn er mit Kindersinn nichts weiter wußte, als die Hände zu falten. An diesem Morgen fühlte er ihren Segen, einen völligen Sorgenschlummer und starken Glauben. Er vergaß seine Qualen der vorhergegangenen Tage. Er gab sich ganz der triumphierenden Freude des Kreuzes hin. Eine Rüstung umgab ihn bis zu den Schultern, die so undurchdringlich war, daß die Welt von ihr abprallte. Als er hinunter ging, schritt er einher, heiter wie ein Held zum Siege. Die Teuse schaute ihn verwundert an und holte Desirée, daß er sie küsse. Alle beide klatschten in die Hände und riefen aus, daß er seit einem halben Jahr nicht so wohl ausgesehen habe.

In der Kirche fand der Priester während der Hochmesse Gott vollends wieder. Lange war es her, daß er sich dem Altar mit solcher Inbrunst genähert hatte. Er mußte sich zusammen nehmen, um nicht in Thränen auszubrechen, als er den Altar küßte. Es war ein feierliches Hochamt. Rosaliens Onkel, der Feldhüter, sang am Pult mit einer Baßstimme, deren Grundton das zerfallende Gewölbe wie mit Orgelschall erfüllte. Vinzens, der ein zu weites Chorhemd an hatte, das früher dem Pastor Caffin gehört hatte, schwang ein altes silbernes Weihrauchfaß und amüsierte sich königlich an dem Geklirr der Kettchen; er schwang es so hoch er konnte, um viel Rauch zu erzielen und sah sich dann um, ob Niemand davon husten mußte. Die Kirche war fast voll. Man wollte die Malereien des Herrn Pfarrers in Augenschein nehmen. Bäuerinnen lachten, weil das gut roch; während die Männer, die im Hintergrund unter der Tribüne standen, bei jeder noch tiefern Note

des Vorsängers bewundernd den Kopf schüttelten. Als der Priester sich umwandte, um die Anwesenden zu segnen, wurde seine Rührung noch stärker, da er die Kirche so schmuck, so besetzt und so voll Musik, Weihrauch und Licht sah.

Nach dem Offertorium lief ein Gemurmel durch die Reihen der Bäuerinnen. Vinzens, der neugierig sich umgedreht hatte, hätte beinahe die ganze Kohlenglut seines Weihrauchfasses auf das Meßgewand des Priesters geschüttet. Als dieser ihn streng ansah, wollte er sich entschuldigen und murmelte:

„Der Onkel vom Herrn Pfarrer ist eben 'reingekommen."

Hinten in der Kirche an eine der kleinen Holzsäulen gelehnt, welche die Tribüne trugen, bemerkte der Priester den Doktor Pascal. Dieser sah nicht so freundlich aus wie gewöhnlich. Er stand entblößten Hauptes ernst und mißmutig da und folgte der Messe mit sichtlicher Ungeduld. Das Schauspiel des Priesters am Altar, seine Andacht, seine langsamen Handbewegungen, die vollkommene Heiterkeit seines Gesichts schienen ihn nach und nach noch gereizter zu stimmen. Er konnte nicht das Ende der Messe abwarten, sondern ging hinaus und sah nach seinem Kabriolett und dem Pferde, das er an einen Fensterladen des Pfarrhauses angebunden hatte.

„Nun, wird der Pfaff' denn nicht bald aufhören sich ausräuchern zu lassen?" fragte er die Teuse, welche aus der Sakristei hinauskam.

„Es ist zu Ende," antwortete sie. „Treten Sie in den Saal . . . Der Herr Pfarrer zieht sich aus. Er weiß, daß Sie da sind."

„Schwerenot! wofern er nicht blind ist!" murmelte der Doktor, indem er ihr in das kalte Zimmer mit den harten Möbeln folgte, dem sie den pomphaften Namen „Saal" gab.

Er ging einige Minuten auf und ab. Der Raum

mit seinem trüben Grau verdoppelte seine üble Laune noch. Während er dahin ging, hieb er mit seinem Stock rasch hintereinander auf die fadenscheinigen Polster der Stühle, die so klangen als wenn man Steine zerklopft. Dann blieb er ermüdet vor dem Kamin stehen, wo ein abscheulich angepinselter, großer heiliger Joseph an Stelle einer Stutzuhr tronte.

„Ah, das ist nicht unglücklich!" sagte er, als er die Thür knarren hörte.

Er trat auf den Geistlichen zu.

„Weißt Du auch, daß ich die halbe Messe habe mit in den Kauf nehmen müssen? Das ist mir lange nicht vorgekommen . . . Kurz, ich mußte Dich unter allen Umständen heute sprechen. Ich wollte mit Dir plaudern . . ."

Er brach ab und betrachtete den Priester mit Erstaunen. Dann folgte ein Schweigen.

„Du befindest Dich wohl, he?" fuhr er endlich mit veränderter Stimme fort.

„O, ja, es geht mir viel besser," sagte der Pastor Mouret lächelnd. „Ich erwartete Sie erst Donnerstag. Sonntag ist sonst Ihr Tag nicht . . . Haben Sie mir etwas mitzuteilen?"

Aber der Onkel Pascal antwortete nicht sogleich. Er fuhr fort den Geistlichen zu betrachten. Derselbe roch noch ganz nach der feuchten Kirche; in seinen Haaren war noch Weihrauchduft, und im Grunde seiner Augen strahlte noch die Freude am Kreuz. Der Oheim schüttelte den Kopf angesichts dieses triumphierenden Friedens.

„Ich komme vom Paradou," sagte er plötz[lich.] „Jeanbernart hat mich letzte Nacht geholt . . . Ich [habe] Albine gesehen. Sie flößt mir Besorgnis ein. [Sie] muß sehr geschont werden."

Er studierte noch immer den Priester, während er

sprach. Doch sah er, daß dieser nicht einmal mit den Wimpern zuckte.

„Kurz und gut, sie hat Dich gepflegt," fügte er rauher hinzu. „Ohne sie, mein Junge, säßest Du jetzt vielleicht in einer dunklen Zelle von les Tullettes mit der Zwangsjacke über den Schultern . . . Na also! Ich habe versprochen, daß Du sie besuchen wirst, und nehme Dich gleich mit mir. Es ist ein Lebewohl. Sie will abreisen."

„Ich kann für die Person, von der Sie sprechen, nur beten," sagte der Pastor Mouret mit Milde.

Und als der Doktor aufbrauste und mit dem Stock einen wuchtigen Hieb dem Kanapee versetzte, schloß er einfach mit fester Stimme:

„Ich bin ein Priester, ich habe nur Gebete."

„Ah! sieh doch, Du hast Recht!" rief der Onkel Pascal und ließ sich in einen Sessel fallen, da die Füße ihm ihren Dienst versagten. „Ich bin wirklich ein alter Mann. Ich habe still geweint wie ein Kind, als ich in meinem Kabriolett hierher kam . . . Das macht, wenn man fortwährend nur von Scharteken umgeben ist . . . Hätte ich wohl denken sollen, daß Alles eine so üble Wendung nehmen würde?"

Er erhob sich und fing wieder an, in voller Verzweiflung auf- und abzugehen.

„Ja, ich hätte mirs denken können. Es war logisch. Aber bei Dir wird es abscheulich. Du bist nicht ein Mann wie die andern . . . Aber paß' auf, ich gebe Dir die Versicherung, daß Du verloren warst. Die [illegible] in die sie Dich gebracht hat, konnte Dich allein vom Irrsinn retten. Kurz, Du verstehst mich, Pfaffe, ich brauche Dir nicht zu sagen, wie es mit Dir stand. Es ist eine meiner schönsten Kuren. Aber ich bin wahrhaftig nicht stolz darauf, glaub's nur, denn jetzt stirbt das arme Mädchen daran!"

Der Pastor stand ganz ruhig mit dem Strahlen-

nimbus eines Märtyrers da, den nichts Menschliches mehr anfechten kann.

„Gott wird Erbarmen mit mir haben,“ sagte er.

„Gott! Gott!“ murmelte der Doktor dumpf; „er thäte besser daran, sich uns nicht in den Weg zu stellen. Dann könnte man die Angelegenheiten ordnen.“

Darauf setzte er mit lauterer Stimme fort:

„Ich hatte alles berechnet. Das ist's, was mich am meisten ärgert. O, ich Dummkopf! . . . Du bliebst einen Monat als Genesender da. Der Schatten der Bäume, der frische Atem des Kindes, all' dies junge Werden sollte Dich wieder auf den Strumpf bringen. Auf der andern Seite mußte das Kind seine Wildheit verlieren. Du solltest sie humanisieren, wir Beide hätten aus ihr ein Dämchen gemacht, die wir irgendwo unter die Haube hätte bringen können. Es war Alles prächtig . . . Wie konnte ich mir aber auch denken, daß dieser alte Philosoph Jeanbernart nicht einen Zoll weit von seinem Salat weggehen würde! Zwar ich habe mich auch nicht aus meinem Laboratorium gerührt. Ich war mit Studien beschäftigt . . . Und ich trage die Schuld! Ich bin ein unredlicher Mensch.“

Er erstickte, er wollte fort und suchte überall seinen Hut, den er auf dem Kopfe hatte.

„Adieu!“ stammelte er, „ich gehe ab . . . Also Du weigerst Dich, mitzukommen? Höre mal, thue es mir zur Liebe. Du siehst, wieviel ich ausstehe. Ich schwöre Dir, daß sie dann abreisen wird. Also abgemacht . . . Ich habe mein Kabriolett hier. In einer Stunde bist Du wieder zurück . . . Komm, ich bitte Dich darum.“

Der Priester machte eine weite Bewegung mit der Hand, eine Bewegung wie der Doktor sie in der Kirche vor dem Altar vorhin von ihm gesehen hatte.

„Nein,“ sagte er, „ich kann nicht.“

Und als er seinen Oheim hinausbegleitete, fügte er noch hinzu:

„Sagen Sie ihr, daß sie sich auf die Knie wirft, und daß sie zu Gott fleht . . . Gott wird sie erhören, wie er mich erhört hat; er wird sie erquicken, wie er mich erquickt hat. Ein anderes Heil giebt es nicht.“

Der Doktor sah ihm ins Gesicht und zuckte entsetzlich mit den Schultern.

„Adieu,“ wiederholte er. „Du befindest Dich wohl und brauchst mich also nicht mehr.“

„Und zornig trieb er sein Pferd an und fuhr im Trab den Bergabhang hinab, der nach dem Paradou führte.

VII.

Am Sonntag hatte der Pastor Mouret viel zu thun. Er hielt die Vesperandacht gewöhnlich vor leeren Bänken, da selbst die Brichet ihre Frömmigkeit nicht soweit trieb, nachmittags wieder in die Kirche zu kommen. Um vier Uhr brachte Bruder Archangias die Schulbande an, damit der Pfarrer ihnen den Katechismus abfragen sollte. Diese Prüfung dauerte manchmal sehr lange. Wenn die Kinder gar zu unnütz waren, wurde die Teuse gerufen, vor deren Besen sie Furcht hatten.

An dem heutigen Sonntag befand sich Désirée gegen vier Uhr allein im Pfarrhause. Da sie sich langweilte, ging sie hinaus, um etwas Gras für ihre Kaninchen auf dem Kirchhof zu rupfen, wo prächtiger Mohn wuchs, den die Kaninchen so gern fraßen. Sie rutschte auf den Knieen zwischen den Gräbern umher und brachte ihren Tieren Schürzen voll fetten Grases, auf das sie sich gierig stürzten.

„O, die schönen Wegerichblätter!“ murmelte sie, entzückt von ihrem Funde, den sie vor dem Grabstein

des Pastor Caffin gemacht hatte, und hockte sich nieder. Dort breiteten in der That gerade im Spalte des Steines prächtige Wegerichstauden ihre breiten Blätter aus. Sie hatte ihre Schürze eben wieder gefüllt, als sie ein eigentümlicher Geräusch zu vernehmen glaubte. Ein Zusammenschlagen von Zweigen und Hinuntergleiten von kleinen Steinen machte sich in der Schlucht bemerklich, welche an der einen Seite den Kirchhof begrenzte und in deren Grunde der Mascle floß, ein Gießbach, der auf den Höhen des Paradou entsprang. Der Abhang war so steil und unwegsam, daß Desirée dachte, es wäre ein Hund oder eine Ziege, die sich verlaufen hätten. Sie lief rasch näher und bückte sich hinunter, fuhr aber überrascht zurück, als sie im Dornengestrüpp ein Mädchen erblickte, das die kleinsten Vertiefungen des Felsens zu Hülfe nahm, um mit außerordentlicher Geschicklichkeit hinaufzuklimmen.

„Ich werde Ihnen die Hand reichen," rief sie ihr zu „sonst könnten Sie leicht den Hals brechen."

Als das Mädchen sich entdeckt sah, sprang sie furchtsam zurück, als wenn sie wieder hinunter wollte. Dann aber sah sie auf und wagte es zögernd, die ihr dargebotene Hand zu ergreifen.

„O, ich kenne Sie wieder," fuhr Desirée herzlich fort, mit ihrem kindlichen Tone. Sie hatte die Schürze herunterfallen lassen und das Mädchen um die Taille gefaßt, um ihr zu helfen. „Sie haben mir Amseln geschenkt. Sie sind schon tot, die niedlichen Dinger. Das hat mir sehr Leid gethan . . . Warten Sie, ich weiß sogar Ihren Namen, ich habe ihn gehört. Die Teuse hat ihn mir oft gesagt, wenn Serge nicht da war. Sie hat mir streng verboten, ihn wieder zu erwähnen . . . Warten Sie ich will mich besinnen."

Sie strengte ihr Gedächtnis an, was sie ganz ernsthaft erscheinen ließ. Als sie dann darauf gekommen

war, wurde sie wieder heiter und sprach den melodischen Namen mehrmals aus.

„Albine! Albine! ... Das klingt so süß.“

Albine lächelte nicht. Sie sah ganz blaß aus, und ihre Augen leuchteten in fieberhaftem Glanze. Einige Tropfen Blut rollten auf ihren Händen. Als sie wieder zu Atem gekommen war, sagte sie rasch:

„Nein, lassen Sie nur! Sie würden sich Ihr Taschentuch schmutzig machen beim Abtrocknen. Das hat nichts auf sich, es sind nur Schrammen ... Ich wollte nicht auf der Landstraße herkommen, man hätte mich sehen können. Ich zog es vor, diesem Gießbach zu folgen ... Ist Serge da?“

„Wir dürfen nicht so laut sprechen,“ sagte Desirée, indem sie den Finger auf den Mund legte. „Serge hat es mir verboten, laut zu reden, wenn er katechesirt. Wir wollen in den Stall gehen, ja? Da sind wir ungestört und können plaudern.“

„Ich will Serge sehen“ sagte Albine einfach.

Das große Kind flüsterte noch leiser. Sie blickte verstohlen nach der Kirche und meinte:

„Ja, ja ... wir wollen Serge überfallen. Kommen Sie mit mir. Wir wollen uns verstecken und kein Geräusch machen. O, wie hübsch das ist!“

Sie hatte den Haufen Gras, der aus ihrer Schürze geglitten war, wieder aufgerafft, ging aus dem Kirchhof und kehrte mit unendlicher Vorsicht ins Pfarrhaus zurück. Albine mußte sich hinter ihr verstecken und ganz klein machen. Als sie sich Beide laufend dem Wirtschaftshof näherten, bemerkten sie die Teuse, die durch die Sakristei ging, sie aber nicht zu sehen schien.

„Still, still!“ sagte Desirée entzückt, als sie sich hinten hin im Stall zusammengekauert hatten. „Jetzt wird uns Niemand mehr finden ... Da ist Stroh. Legen Sie sich doch darauf.“

Albine mußte sich auf ein Bund Stroh setzen.

„Und Serge?“ fragte sie mit der Hartnäckigkeit einer fixen Idee.

„Horchen Sie, man hört seine Stimme . . . Wenn er in die Hände klatscht, ist's aus, und die Kleinen gehen fort . . . Hören Sie nur, er erzählt ihnen eine Geschichte.“

Die Stimme des Pastor Mouret drang in der That sehr abgeschwächt durch die Thüre der Sakristei, welche die Teuse wahrscheinlich offen gelassen hatte. Es klang wie ein religiöses Gemurmel, in dem der Name Jesus dreimal vorkam. Albine schauerte. Sie erhob sich, um zu dieser geliebten Stimme hinzueilen, deren Kosen sie so gut kannte, als der Laut plötzlich zu stocken schien, von der Thür, die wieder zugefallen war, abgeschnitten. Da setzte sie sich wieder hin und schien mit gerungenen Händen zu warten, ganz in dem Gedanken versunken, der aus ihren klaren Augen leuchtete. Désirée hatte sich zu ihren Füßen gelagert und sah zu ihr mit naiver Bewunderung auf.

„O, Sie sind schön,“ flüsterte sie. „Sie sehen einem Bilde ähnlich das Serge in seinem Zimmer hatte. Sie war ganz bleich wie Sie. Sie hatte lange Locken, die ihr auf den Hals herabfielen. Und sie zeigte ihr rotes Herz, da, wo ich das Ihrige klopfen höre . . . Aber Sie hören nicht auf mich, Sie sind traurig. Wir wollen spielen, ja?“ Aber sie hielt inne und rief dann mit verhaltener Stimme: „Dies Lumpenvolk! sie wollen uns überfallen.“

Sie hatte noch nicht ihre Schürze voll Gras geleert, und nun fielen die Tiere über sie her. Eine Bande von Hennen war gluckend herbeigeeilt, riefen einander zu und pickten die grünen Hälmchen fort, die herabhingen. Die Ziege stellte heimtückisch den Kopf unter ihren Arm und verzehrte breite Blätter. Sogar die Kuh, die an die Mauer festgebunden war, zog an

ihrem Strick und streckte ihr Maul aus, dem ein heißer Atem entströmte.

Albine beharrte in ihrem Stillschweigen. Die lachende Heiterkeit dieses schönen Mädchens, das sich inmitten dieser gefräßigen Hälse und gierigen Schnäbel ihrer Haut wehrte, da man sie kitzelte, küßte und ihr sogar ins Fleisch beißen zu wollen schien, hatten sie noch bleicher gemacht. Soviel Heiterkeit, Gesundheit und Lebenslust setzte sie in Verzweiflung. Sie rang ihre fieberhaft glühenden Hände und legte sie, als wolle sie die Leere umarmen, auf ihre Brust, auf das verlassene, trockene Herz.

„Und Serge?" fragte sie mit derselben kalten Stimme hartnäckig.

„Pst!" sagte Desirée, „ich habe ihn soeben gehört, er ist noch nicht zu Ende . . . Wir haben eben einen Lärm gemacht. Die Teuse ist heute Abend gewiß taub . . . Wir wollen jetzt aber uns ruhig verhalten. Es ist angenehm den Regen fallen zu hören."

Der Regen kam durch die offen gelassene Thür und klatschte mit dicken Tropfen auf die Schwelle. Die Hennen waren unruhig geworden und waren bis in die hintersten Winkel des Stalles zurückgegangen. Alle Tiere hatten sich dort eine Zuflucht gesucht, um die Kleider der beiden Mädchen herum, ausgenommen drei Enten, die herausgegangen waren und sich ruhig im Regen ergingen. Die Kühle des draußen niederplätschernden Wassers schien die heißen Ausdünstungen des Wirtschaftshofes ins Innere zu wehen. Es war sehr heiß auf dem Stroh. Desirée zog zwei große Bündel Stroh hervor, legte sie quer hin wie Kopfkissen und band sie dann auf. Sie fühlte sich wohl, und behaglich goß sich dieses Gefühl durch ihren ganzen Körper aus.

Sie schüttelte sich, lachte vor sich hin und schlug sich rechts und links mit den Händen. Dann legte sie

sie sich auf das Stroh lang und strampelt
Füßen.

Der große falbe Hahn, der sich graviti
hert hatte, war ihr, da er sie am Boden s
Brust gesprungen.

„Willst du wohl machen, daß du
Alexander!“ rief sie. „Ist das Tier aber d
kann mich nicht hinlegen, ohne daß er sich da
... Du drückst mich zu sehr, du thust mir mit dei
Klauen weh ... Meinethalben kannst Du bleiben, a
du mußt artig sein und mir nicht in die Haare pic
hörst du?“

Dann kümmerte sie sich nicht weiter um ihn.
andern Tiere näherten sich ihren Kleidern. Nachd
sie sich noch einmal herumgekullert hatte, lag sie
glücklichen Behagen mit lang ausgedehnten Gliedern u
zurückgebogenem Kopf da, und so schlummerte sie
mählich ein. Einen Augenblick hielt sie ihre Augen n
offen, als suche sie irgend ein unbekanntes Vergnüg
Dann senkten sich ihre Augenlider mit ruhigem Läch
als wenn sie völlig zufrieden gestellt sei. Sie schien
schlafen aber nach Verlauf von einigen Minuten öffn
sie wieder die Augen und sagte:

„Die Kuh wird ein Kalb kriegen. Das ist a
herrlich! Das wird mir mehr Freude machen als al
Uebrige.“

Dann verfiel sie in tiefen Schlummer.

Draußen fiel der Regen feiner. Ein Sonnenstr
brach durch eine Wolkenecke hindurch und glitzerte
den fallenden Wassertropfen. Albine blieb unbewegl
und betrachtete die schlafende Desirée, dieses schöne M
chen, die sich so wohl in ihrer Haut fühlte, wenn
sich auf dem Stroh wälzen konnte. Sie wünschte, a
so matt und müde zu sein, voll Behagen einzuschlaf
weil einige Strohhalme ihren Nacken kitzelten. Sie
neidete sie um diese starken Arme; dies ganze physis

Leben in der befruchtenden Wärme einer Herde von Tieren, dieses rein leibliche Erblühen, das aus dem fetten Mädchen die ruhige Gefährtin der großen weiß-bunten Kuh machte. Sie träumte von dem falben Hahn geliebt zu werden und ihn wieder zu lieben, so natürlich und ohne Befangenheit, wie die Bäume wachsen, die jedes Aederchen den Ergüssen des Pflanzensaftes öffnen. Die Erde war es die Desirées Verlangen stillte, als sie sich umherkullerte . . .

„Und Serge?“ murmelte unbewußt Albine.

Was hielt sie denn ab? Wer hinderte sie, auch so glücklich sich der vollen Natur hinzugeben? Warum liebte sie nicht und warum wurde sie nicht wieder geliebt offen und frei, wie die Bäume wachsen? Sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben; sie fühlte sich verlassen, entehrt. Und sie hatte ein so wahnsinniges, hartnäckiges Begehren, ihr Liebesglück wieder im Arme zu halten, es zu verbergen und es nochmals zu genießen. Sie erhob sich. Die Thür der Sakristei war soeben wieder geöffnet worden; ein leichtes Händeklatschen war zu hören, darauf folgte ein Heidenlärm von Kinderholzschuhen, die auf dem Boden aufklappten; die Katechismusstunde war zu Ende. Sie ging leise aus dem Stall hinaus, wo sie seit einer Stunde im warmen Dunst des Wirtschaftshofes gewartet hatte.

Als sie den Flur der Sakristei entlang schlich, gewahrte sie den Rücken der Teuse, die in die Küche ging. Ohne gesehen zu werden, stieß sie die Thür auf und hielt sie mit der Hand fest, damit sie ohne Geräusch zurückfallen sollte. Sie war in der Kirche.

VIII.

Anfangs konnte Albine nichts sehen. Draußen fiel noch immer ein feiner durchdringender Regen. Die

Kirche kam ihr ganz grau vor. Sie ging hinter dem Hauptaltar vorbei nach der Kanzel zu. Es war dort im Schiff der Kirche nichts, als die durch die Jungen in der Katechismusstunde in Unordnung gebrachten Bänke. Die Uhr tickte dumpf durch die leere Kirche. Darauf ging sie weiter hinunter und klopfte an das Holz des Beichtstuhles, den sie am anderen Ende gesehen hatte. Aber als sie an der Totenkapelle vorbeikam, fand sie den Pastor Mouret zu den Füßen des großen blutenden Christus hingeworfen. Er rührte sich nicht, er mußte glauben, daß die Teuse die Bänke hinter ihm zurechtstellte. Albine legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Serge," sagte sie, „ich komme, Dich zu suchen."

Der Priester sah auf! er war ganz bleich und zitterte. Er blieb auf den Knieen und machte das Kreuz während seine Lippen noch Gebete stammelten.

„Ich habe auf Dich gewartet," fuhr sie fort. „Jeden Morgen, jeden Abend sah ich hinaus, ob Du nicht ankämst. Ich habe die Tage gezählt, dann habe ich sie nicht mehr gezählt. Es wurden Wochen daraus ... Als ich dann einsah, daß Du nicht kommen würdest, bin ich jetzt selbst gekommen. Ich habe zu mir selber gesagt: ich werde ihn mit mir nehmen. Gieb mir die Hand und laß uns fortgehen."

Sie streckte ihre Hände nach ihm aus, als wollte sie ihm helfen aufzustehen. Er bekreuzte sich abermals und betete noch immer, während er sie ansah. Die ersten Schauer, die über seinen Körper geflogen waren, hatte er beschwichtigt. Aus der Gnade, die ihm seit dem Morgen wie ein himmlisches Bad däuchte, schöpfte er übermenschliche Kräfte.

„Hier ist nicht Ihr Platz," sagte er ernst. „Ziehen Sie sich zurück ... Sie machen Ihre Leiden noch schlimmer."

„Ich leide nicht," versetzte sie lächelnd. „Ich be-

finde mich ganz wohl, ich bin geheilt, da ich Dich sehe ... Höre zu, ich stellte mich kränker an, als ich war, damit man Dich holte. Ich will es jetzt ganz eingestehen. Mit dem Versprechen abzureisen und das Land zu verlassen, ist es gerade so; nachdem ich Dich wiedergefunden hatte, glaubst Du doch wohl selbst nicht, daß ich Dich losgelassen haben würde. Ah, ich würde Dich auf meinen Schultern davon getragen haben ... Die andern kennen das ja nicht; aber Du solltest doch wissen, daß ich jetzt nicht anders leben kann als an Deiner Brust."

Sie wurde wieder heiter und näherte sich ihm mit kindlich-unbefangenen Liebkosungen, ohne die steife Kälte des Priesters zu bemerken.

Der Priester schien nicht mehr zu hören. Er hatte wieder zu beten angefangen und flehte den Himmel um den Mut eines Heiligen an. Bevor er den Kampf auf Leben und Tod begann, wollte er sich noch mit den Flammenschwertern des Glaubens bewaffnen. Einen Augenblick fürchtete er schwach zu werden. Er hatte einen Heldenmut wie ein Märtyrer, um mit den Knien auf der Erde wie festgeklebt zu bleiben, während doch jedes Wort Albinens ihn rief; sein Herz sprang ihr entgegen, sein Blut war in Aufruhr und warf ihn in ihre Arme mit der unwiderstehlichen Begier ihre Haare zu küssen. Mit dem Duft ihres Atmens allein hatte sie in einer Sekunde die Erinnerungen an die zärtliche Liebe geweckt, an den großen Garten, die Spaziergänge unter den Bäumen und das freudige Glück ihrer Vereinigung. Aber die Gnade träufelte auf ihn reichlichen Tau; es war nur die Qual eines Augenblicks, die das Blut aus seinen Adern trieb, nnd nichts Menschliches blieb mehr in ihm. Er war nur noch das Werkzeug des Herrn.

Albine mußte ihn abermals an die Schulter fassen. Sie wurde besorgt und allmählich auch gereizt.

„Warum antwortest Du nicht! Du kannst es mir nicht abschlagen, Du wirst mir folgen. — Denke d'ran, daß es mein Tod wäre, wenn Du's mir abschlügest. Aber nein, das ist ja nicht möglich. Erinnere Dich doch. Wir waren zusammen, wir dürfen uns niemals verlassen. Wohl zwanzigmal hast Du Dich mir gegeben. Du sagtest mir, ich solle Dich ganz hinnehmen, Deine Glieder, Deinen Atem, Dein Leben ... Ich hab' doch nicht geträumt? Keine Stelle des Leibes giebt's, die Du mir nicht eingeräumt hättest, keines Deiner Härchen, das ich nicht besäße. Du hast ein Mal an Deiner Schulter, ich hab's geküßt und nun ist's mein. Deine Hände sind mein, ich habe sie Tage lang in den meinen gehalten. Und Dein Gesicht, Deine Lippen, Deine Augen, Deine Stirn! all das ist mein, gehört meiner Liebe ... Hörst Du's, Serge?"

Sie richtete sich vor ihm voll Hoheit auf und streckte ihre Arme aus. Sie sprach nochmals mit lauterer Stimme:

„Hörst Du, Serge? Du gehörst mir an!"

Da erst erhob sich der Pastor Mouret langsam. Er lehnte sich mit dem Rücken an den Altar und sagte:

„Ich kann Sie hier nicht anhören. Wir wollen hinausgehen, wenn Sie darauf bestehen, uns Beiden die Last noch schwerer zu machen ... Unsere Anwesenheit an diesem Orte ist eine Lästerung. Wir sind bei Gott."

„Wer ist das, Gott?" rief Albine närrisch vor Schmerz aus. Sie war wieder das große Kind geworden, das in der freien Natur aufgewachsen war. „Ich kenne Deinen Gott nicht, ich will ihn auch nicht kennen lernen, wenn er Dich mir stiehlt, mir, die ich ihm nie etwas gethan habe ... Nein, Serge! Du lügst, Du liebst mich nicht mehr, Dein Gott existiert nicht."

„Sie sind bei ihm," wiederholte der Priester mit Nachdruck. „Sie lästern Gott. Mit einem Hauche könnte er Sie zu Staub machen."

Sie lachte ergötzt auf, hob die Arme in die Höhe und forderte den Himmel heraus.

„Also Du ziehst Deinen Gott mir vor!“ sagte sie, „Du hältst ihn für stärker als mich. Du bildest Dir ein, daß er Dich mehr als ich lieben wird . . . Ei, wie kindisch Du bist! Laß doch Deine Albernheiten! Wir wollen zusammen in den Garten zurückkehren, uns lieben und glücklich und frei sein. Das heißt Leben.“

Dies Mal war es ihr gelungen, ihn um die Taille zu fassen. Sie zog ihn mit sich fort. Aber er machte sich zitternd aus ihrer Umarmung los; er lehnte sich wieder an den Altar und vergaß sich so weit, sie wieder wie ehemals zu dutzen.

„Geh ab,“ stammelte er. „Wenn Du mich noch lieb hast, so geh ab . . . O Herr, verzeih ihr, verzeih mir, daß wir dein Haus besudeln! Wenn ich mit ihr zur Thür hinausginge, so würde ich ihr vielleicht folgen. Hier in deinem Hause bin ich stark. Erlaube, daß ich hier bleibe um dich zu verteidigen.“

Albine schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie mit ruhiger Stimme:

„Recht so! wir wollen hier bleiben . . . Ich will mit Dir sprechen. Du kannst nicht ungezogen sein. Du wirst mich verstehen, wirst mich nicht allein fortgehen lassen . . . Nein! verteidige Dich nicht! Ich werde Dich nicht mehr anfassen, da Dir das nicht recht ist! Du siehst, ich bin ganz ruhig . . . Ich weiß nicht,“ fuhr sie lächelnd fort, „der Onkel Jeanbernart verbot mir zur Kirche zu gehen. Er sagte zu mir: „Dummes Ding! Du hast ja einen Garten, was willst Du denn in einem Gebäude, in dem man erstickt?“ . . . Ich bin in Zufriedenheit groß geworden. Ich guckte in die Nester, ohne die Eier anzurühren. Ich pflückte nicht einmal die Blumen, aus Furcht die Pflanzen könnten sich verbluten. Du weißt, daß ich niemals ein Insekt angefaßt habe,

um es zu quälen ... Warum also sollte Gott über mich zornig sein?"

„Man muß ihn erkennen, zu ihm beten, ihm jederzeit die Huldigungen, die ihm gebüren, darbringen," antwortete der Priester.

„Würde Dich das zufriedenstellen, ja?" erwiederte sie. „Du würdest mir dann verzeihen und mich noch mehr lieben? ... Nun gut, ich will Alles was Du willst. Sprich mir von Gott, ich werde an ihn glauben, ihn anbeten. Jedes Deiner Worte wird eine Wahrheit sein, die ich kniend anhöre. Habe ich je einen andern Gedanken als Du gehabt? ... Wir werden unsere langen Spaziergänge wieder aufnehmen, Du wirst mich unterrichten und aus mir machen, was Dir beliebt. Ach, willige ein, ich bitte Dich!"

Der Pastor Mouret zeigte auf seinen schwarzen Rock.

„Ich kann nicht," sagte er einfach; „ich bin ein Priester."

„Ein Priester?" wiederholte sie und hörte auf zu lächeln. „Ja, der Onkel behauptete, daß die Priester weder Weib, noch Schwester, noch Mutter haben. Also das ist wahr? ... Weshalb bist Du denn gekommen? Du selbst hast mich zu Deiner Schwester, zu Deinem Weibe genommen. Du logst also?"

Er erhob sein blasses Antlitz, auf dem der Angstschweiß perlte.

„Ich habe gesündigt," murmelte er.

„Ich," fuhr sie fort, „habe geglaubt, als ich Dich so frei sah, daß Du nicht mehr ein Priester seist. Ich habe gedacht, daß es damit aus wäre, daß Du beständig dableiben würdest, für mich und bei mir ... Und was soll ich jetzt thun, wenn Du mir mein ganzes Leben nimmst.

„Das was ich thue," antwortete er; „sich auf die Knie werfen, auf den Knien eher sterben, als sich erheben, bevor Gott verziehen hat."

„Du bist also feige?“ sagte sie mit einem verächtlichen Lächeln auf den Lippen, nochmals in Zorn geratend.

Er schwankte und schwieg. Ein entsetzliches Weh erfaßte sein Herz; aber er blieb stärker als sein Schmerz. Er hielt den Kopf hoch, und ein Lächeln umspielte sogar die Mundwinkel. Albine forderte ihn mit festem Blick einen Augenblick heraus. Dann sagte sie wieder mit Ungestüm:

„Ei! so antworte doch! klage mich an! sage, daß ich es war, die Dich in Versuchung geführt hat. Das würde der Sache die Krone aufsetzen ... Gut! ich stelle es Dir frei, Dich zu entschuldigen. Du kannst mich schlagen, ich würde Deine Schläge lieber ertragen als Deine Totenkälte. Hast Du kein Blut mehr? Hörst Du nicht, daß ich Dich feig nenne? Jawohl, Du bist feig, ich sollte Dich nicht lieben, da Du ja kein Mann mehr sein kannst ... Hindert Dich Dein schwarzer Rock etwa? Reiß ihn entzwei. Wenn Du ohne ihn bist, wirst Du Dich vielleicht erinnern.“

Der Priester wiederholte langsam dieselben Worte:

„Ich habe gesündigt: ich habe keine Entschuldigung dafür. Ich habe Reue und Leid erweckt über meine Schuld ohne Hoffnung auf Vergebung. Wenn ich mein Kleid zerrisse, zerrisse ich mein Fleisch, denn ich habe mich Gott ganz uud gar geweiht mit Leib und Seele. Ich bin ein Priester.“

„Und ich! und ich!“ rief zum letzten Mal Albine.

Er senkte das Haupt nicht.

„Mögen Ihre Leiden mir wie ebensoviel Verbrechen angerechnet werden! Möge ich ewiglich dafür gestraft werden, daß ich Sie verlasse! verlassen muß! Das wird eine gerechte Strafe sein ... So unwürdig ich auch bin, bete ich für Sie doch jeden Tag.“

Sie zuckte die Schultern mit großer Enttäuschung.

Ihr Zorn verrauchte. Sie empfand etwas, das ihr wie Mitleid war.

„Du bist ein Narr,“ murmelte sie. „Behalte Deine Gebete für Dich. Dich will ich haben. Daß Du nie begreifen willst! Ich hatte Dir so vielerlei zu sagen. Aber Du bringst mich immer auf mit Deinen Märchen von der andern Welt ... Höre, wir wollen alle Beide vernünftig sein. Wir wollen warten, bis wir ruhig sind; dann wollen wir noch einmal darüber sprechen ... Es ist doch nicht möglich, daß ich so von Dir gehe. Ich kann Dich nicht hier lassen.“

Sie schwieg und machte einige Schritte. Sie besah sich die kleine Kirche. Der Regen zerstäubte noch immer an den Fenstern, das Tageslicht schien mit kaltem, feuchtem Glanz auf die Mauern. Von draußen tönte kein Geräusch, nur das einförmige Plätschern des Regens! die Sperlinge mußten sich unter die Ziegel verkrochen haben und die Eberesche richtete ihre Zweige, die im Sprühregen verschwammen, in die Höhe.

Es schlug fünf Uhr in Schlägen, die einzeln aus dem zersprungenen Gehäuse der Wanduhr erdröhnten; dann wurde das Schweigen noch stiller, dumpfer, finsterer und verzweifelter. Die kaum trockene Malerei gab dem Hochaltar und dem Hochgetäfel ein trauriges schmuckes Aussehen, wie das einer Klosterkapelle, in welche die Sonne nie scheint. Eine jammervolle Sterbensruhe herrschte im Schiff, das vom Blut, welches von den Gliedern des großen Kruzifixes floß, bespritzt schien; während die vierzehn Bilderstationen der Passion ihr entsetzliches Drama vorführten, daß Einem der Angstschweiß ausbrechen mußte.

„Ach,“ sagte endlich Albine, „wie schön war es doch im Sonnenschein? erinnerst Du Dich nicht? ... Eines Morgens gingen wir eine Rosenhecke entlang auf der linken Seite des Parterres. Ich erinnere mich noch an die Farbe des Grases; sie war fast blau mit grünen

Schattierungen. Als wir am Ende der Hecke angekommen waren, kehrten wir wieder um, so milden Geruch verbreiteten die Strahlen der Sonne. Das war unser ganzer Spaziergang an jenem Morgen, zwanzig Schritte vorwärts und zwanzig Schritte zurück; es war ein herziges Plätzchen, von dem Du nicht weichen wolltest; die Fliegen summten, eine Meise sprang von Ast zu Ast und verließ uns nicht. Du flüstertest: „Wie schön ist doch das Leben!" Das Leben waren die Kräuter, die Bäume, das Wasser, der Himmel und der Sonnenschein, indem wir mit goldigen Haaren standen."

Sie hing einen Augenblick ihren Träumen nach, dann fuhr sie fort:

„Das Leben war das Paradou! Wie groß erschien es uns nicht! Niemals vermochten wir das Ende davon zu finden. Das Laubwerk dehnte sich frei bis zum Horizont wie mit Wogenrauschen aus. Erst der blaue Himmel über uns! Wir konnten uns entfalten, dahinfliegen, fortschweben wie die Wolken, ohne auf ein Hindernis zu stoßen wie sie." Sie hielt inne und wies auf die zerbröckelten Wände der Kirche.

„Hier aber bist Du in einer Höhle! Du könntest nicht die Arme ausspannen, ohne Dir die Hände an den Steinen wund zu stoßen. Das Gewölbe verbirgt Dir den Himmel und nimmt Dir fast ganz die Sonne. Es ist so klein, daß die Glieder hier steif werden, als wenn Du lebendig in der Erde lägst."

„Nein," sagte der Priester, „die Kirche ist so groß wie die Welt. Gott wohnt ganz in ihr."

Mit noch einer Handbewegung zeigte sie auf die Kreuze, die Kruzifixe und die Leidensgemälde der Passion.

Du lebst mitten im Tode. Das Gras, die Bäume, das Wasser, der Himmel, die Sonne, alles ist tot um Dich herum."

„Nein, Alles ersteht, Alles ist geläutert, Alles weißt auf den Lichtquell hin."

Er hatte sich aufgerichtet, seine Augen leuchteten. Er verließ den Altar, da er sich nunmehr unbesieglich fühlte und von solchem Glaubensfeuer angefacht, daß er die Gefahren der Versuchung gering achtete. Er nahm Albinens Hand, er duzte sie wie eine Schwester und führte sie vor die schmerzensreichen Bilder des Kreuzweges Christi.

„Sieh,“ sagte er, „siehe was mein Gott gelitten hat ... Jesus wird mit Ruten geschlagen! Du siehst seine nackten Schultern, sein Fleisch ist zerrissen, sein Blut fließt bis zu seinen Lenden hinab ... Jesus wird mit Dornen gekrönt! Blutige Thränen rinnen von seiner durchlöcherten Stirn. Ein klaffender Riß ist an seiner Schläfe ... Jesus wird von den Soldaten verhöhnt! Seine Henker werfen ihm aus Spott einen Purpurfetzen um den Hals, speien ihm ins Angesicht, geben ihm die Krone noch tiefer in die Stirn ...“

Albine wandte den Kopf ab, um nicht die roh kolorierten Bilder zu sehen, deren Lackfarben die vom Ocker hergestellte Fleischfarbe Jesu durchschnitten.

„Wozu dient das Leiden? was nützt das Sterben?“ antwortete sie. „O, Serge, wenn Du Dich erinnern könntest! ... Du sagtest mir an jenem Tage, daß Du nur da wärest. Ich wußte wohl, daß Du logst, weil die Luft kalt war und wir nicht länger als eine Viertelstunde gegangen waren. Aber Du wolltest Dich niedersetzen, um mich in die Arme zu schließen. Es war da, wie Du wohl weißt, mitten im Obstgarten ein Kirschbaum, der am Rande eines Baches stand, an dem Du nicht vorbeigehen konntest, ohne mir die Hände zu küssen mit kleinen Küßchen, welche die Schulter hinauf bis zu meinen Lippen gingen. Die Zeit der Kirschen war vorüber, Du aßest meine Lippen ... Die verwelkenden Blumen preßten uns Thränen aus. Als Du eines Tages eine Grasmücke tot im Grase fand'st, wurd'st Du ganz bleich, drücktest mich an Deine Brust,

als wolltest Du mich gegen die Erde verteidigen, wenn sie mich Dir rauben wollte."

Der Priester zog sie weiter zu den andern Stationen.

„Schweig," rief er; „sieh dies noch an, höre noch dies. Du solltest Dich vor Leid und Jammer zu Boden werfen ... Jesus erliegt unter dem Gewicht des Kreuzes! Das Hinaufsteigen auf den Kalvarienberg ist anstrengend. Er ist auf die Knie gesunken. Er trocknet sich nicht einmal den Schweiß von seinem Angesicht, sondern erhebt sich wieder und setzt seinen Gang fort ... Jesus fällt zum zweiten Male unter der Wucht des Kreuzes. Bei jedem Schritte strauchelt er. Dieses Mal ist er so heftig auf die Seite gefallen, daß ihm einen Augenblick der Atem ausgeht. Seine zerrissenen Hände haben das Kreuz fahren lassen. Seine wunden Füße hinterlassen blutige Spuren. Eine entsetzliche Mattigkeit überwältigt ihn, denn er trägt auf seinen Schultern die Sünden der Welt ..."

Albine hatte Jesus betrachtet, wie er im blauen Gewande unter dem allzu großen Kreuz lag, dessen schwarze Farbe mit dem Golde seiner Strahlenkrone verschwamm. Dann flüsterte sie, den Blick in die Ferne gerichtet:

„O, diese Wiesenpfade! ... Denkst Du denn gar nicht mehr dran, Serge? Kennst Du nicht mehr die Wege über das Gras hin quer durch die Wiesen, zwischen großen grasgrünen Wegen? ... An dem Nachmittage, von dem ich spreche, waren wir nur eine Stunde ausgegangen. Wir gingen immer gerade aus, sodaß die Sterne schon aufgingen, während wir noch immer weiter marschierten. Er war so sanft, dieser endlose Teppich, und so glatt wie Seide! Unsere Füße stießen auf kein Kieselsteinchen. Wir glaubten uns auf einem grünen Meer, dessen mosiges Wasser uns wiegte. Und wir wußten recht gut, wohin diese zarten Fußstege uns führten, die nirgends hinführten. Sie führten uns

zu unserer Liebe, zur Freude, Arm in Arm zu gehen, zur Gewißheit eines glücklich verlebten Tages ... Wir kehrten, ohne müde zu sein, heim. Du warst leichter als beim Aufbruch, denn Du hattest mir Liebkosungen zu teil werden lassen, die ich Dir nicht alle hatte wiedergeben können."

Mit vor Angst zitternden Händen wies der Pastor Mouret auf die letzten Bildnisse. Er stammelte:

„Und Jesus wird ans Kreuz genagelt! Mit Hammerschlägen dringen die Nägel in seine geöffneten Hände. Ein einziger Nagel reicht für seine Füße aus, deren Gebein erkracht. Er aber, während sein Leib erbebt, erhebt lächelnd die Augen gen Himmel ... Jesus ist zwischen den beiden Schächern. Das Gewicht seines Körpers vergrößert seine Wunden. Von seiner Stirn, von seinen Gliedern rinnt blutiger Schweiß. Er wird verspottet und die Soldaten verteilen unter sich sein Gewand. Und Finsternis breitet sich aus, die Sonne verbirgt ihren Glanz ... Jesus stirbt am Kreuze! Er stößt einen lauten Schrei aus und giebt den Geist auf. O schrecklicher Tod! Der Vorhang des Tempels riß entzwei von oben bis unten; die Erde bebte; die Steine spalteten sich, und die Gräber thaten sich auf ..."

Er war auf die Knie gesunken und konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen; die Augen auf die drei Kreuze des Kalvarienberges gerichtet, wo die fahlen Leiber der Gekreuzigten, welche die plumpe Zeichnung entsetzlich verstümmelte, sich krümmten. Albine stellte sich vor die Bilder, damit er nichts mehr davon sehen sollte.

„Eines Abends," sagte sie, „in der Dämmerung hatte ich meinen Kopf auf Deinen Schoß gelegt ... Es war im Walde am Ende der großen Kastanienallee, deren Wipfel von der scheidenden Sonne geküßt wurden. Ach, welch' ein kosiges Lebewohl! Die Sonne weilte noch etwas länger zu unsern Füßen und sagte uns mit

freundlichem Lächeln „Auf Wiedersehen!“ Der Himmel wurde langsam bleich. Du gabst auf den Schatten Acht und konntest es kaum erwarten, bis wir daheim waren, da die Gesellschaft der Sonne uns lästig war. Und es war nicht die Nacht, die dann herniedersank, es war eine süße Verschwiegenheit, eine verschleierte Zärtlichkeit, ein Stück Mysterium, ähnlich einem ganz dunklen Fußpfade unter Laubwerk, in den man dringt, um sich einen Moment zu verstecken mit der Gewißheit, am andern Ende wieder das freudige helle Tageslicht zu finden. An jenem Abend verhieß die Dämmerung mit ihrem milden Zwielicht einen herrlichen Morgen . . . Da stellte ich mich, als ob ich einschliefe, da ich sah, daß der Tag Dir nicht schnell genug kam. Ich darf es jetzt wohl sagen, ich schlief nicht, als Du mich auf die Augen küßtest. Ich genoß die Küsse und mußte an mich halten, um nicht zu lachen. Mein Atem, den Du einsogst, ging regelmäßig. Als es dann Abend wurde, lag ich wie in einer Wiege. Die Bäume, weißt Du, schliefen ebenso wenig wie ich. In der Nacht, Du erinnerst Dich, dufteten die Blumen stärker.“

Und als er knieen blieb, daß Antlitz in Thränen gebadet, da faßte sie ihn an den Handgelenken und zog ihn in die Höhe, währeud sie leidenschaftlich fortfuhr:

„O, wenn Du wüßtest, so würdest Du mir sagen, ich solle Dich mitnehmen, so würdest Du Deine Arme um meinen Hals schlingen, damit ich nicht ohne Dich fortgehen könnte . . . Gestern wollte ich wieder in den Garten gehen. Er ist größer, tiefer, unergründlicher geworden. Ich habe neue Düfte darin gefunden, so süß, daß ich weinen mußte. In den Alleen traf ich die Sonnenreflexe, die mich mit unwiderstehlicher Gewalt hinzogen. Die Rosen erzählten mir von Dir. Die Blutfinken wunderten sich, mich allein zu sehen. Ich habe mit einer Blume den abgelegenen Platz gezeichnet,

wohin ich Dich führen will. Es ist mitten in einem Gebüsch ein trauliches Plätzchen so groß wie ein Bett. Von dort hört man das Leben des Gartens mit seinen Bäumen, seinen Wassern, seinem Himmelszelt. Der Geruch der Erde wird uns einwiegen . . . O, komm! wir wollen uns lieben, wo alles liebt."

Aber er stieß sie zurück. Er war wieder vor die Totenkapelle getreten, gegenüber dem großen Kruzifix, das mit erschreckender Wahrheit den Todeskampf darstellte. Die Nägel sahen wie von Eisen aus, die Wunden klafften und waren entsetzlich zerrissen.

„Jesus, der Du für uns gestorben bist," rief der Priester, „sag' ihr doch, daß wir ein Nichts sind, Schmutz und Verdammnis! Ach, gestatte, daß ich mich im Büßerhemd zu Deinen Füßen hinwerfe, daß ich, das Haupt auf Deine Füße gestützt, unbeweglich dableibe, bis der Tod mich von dannen ruft und ich verwese. Die Erde ist dann nicht mehr da, die Sonne ohne Schein. Ich sehe, fühle und höre nichts mehr. Nichts von dieser erbärmlichen Welt kann meine Seele mehr von der Anbetung zu Dir abwendig machen."

Er geriet in immer größere Exaltation. Er ging auf Albine mit erhobenen Händen zu.

„Du hattest Recht, der Tod herrscht hier und den Tod will ich, den Tod, der befreiend wirkt, der uns von allem Unflat reinigt . . . Hörst Du wohl! Ich verneine das Leben! ich weise es von mir, ich speie es an. Deine Blumen stinken, Deine Sonne hat keinen Schein, Dein Gras bedeckt den mit Aussatz, der sich darauf lagert, Dein Garten ist ein Beinhaus, in dem die Leichen der Dinge ihrer Zersetzung entgegen gehen. Die Erde trieft von Gräueln, Du lügst, wenn Du von Liebe sprichst, von Liebe und Lebensglück in Deinem grünen Palaste! Nur Finsternis umgiebt Dich. Deine Bäume bringen ein Gift hervor, das Menschen zu Tieren macht; Deine Gebüsche sind schwarz wie Viperngeifer;

Deine Bäche führen die Pest unter ihren blauen Wellen mit sich. Wenn ich Deiner Natur ihr Sonnenkleid abrisse und ihren Laubgürtel löste, so würdest Du sie sehen wie eine Megäre, mit Seiten wie ein Skelett, ganz bedeckt von Lastern . . . Und selbst wenn Du die Wahrheit sprächest, wenn Deine Hände voll des köstlichen Genusses wären, wenn Du mich auf ein Rosenlager führtest, um dort paradiesische Träume zu träumen, ich würde mich doch wie ein Verzweifelter gegen Deine Umarmung wehren. Es ist ein ewiger, unversöhnlicher Krieg zwischen uns. Du siehst, die Kirche ist recht klein, sie ist ärmlich, häßlich, sie hat einen Beichtstuhl und eine Kanzel von Fichtenholz, einen Taufstein von Gips, Altäre aus vier Brettern gezimmert, die ich selbst angestrichen habe. Was liegt daran? Sie ist größer als Dein Garten, als das Thal, als die ganze Erde. Sie ist eine mächtige Festung, die nichts zu überwältigen vermag. Die Winde und die Sonne und die Wälder und Meere, Alles was lebt, mag dahin sein, sie bleibt bestehen, ohne auch nur erschüttert zu werden. Ja, mögen Büsche höher wachsen und mit ihren dornigen Armen an den Mauern rütteln, mögen Schaaren von Insekten aus den Spalten des Bodens hervorkriechen, um ihre Wände zu benagen: die Kirche, wie baufällig sie auch sein mag, wird niemals von dieser Ueberfülle des Lebens gestürzt werden. Sie ist der unbesiegliche Tod . . . Und willst Du wissen, was eines Tages geschehen wird? Die kleine Kirche wird zum Koloß werden, sie wird einen solchen Schatten werfen, daß die ganze Natur darin zu Grunde geht. Ach der Tod, der Tod vor Allem, mit dem geöffneten Himmel, über dem abscheulichen Moder der Welt, um unsere Seele aufzunehmen."

Er schrie, er stieß Albine mit Gewalt nach der Thür zu. Sie wich ganz bleich Schritt für Schritt zurück. Als er schwieg, da ihm die Stimme versagte, sprach sie ernst:

„Also es ist vorbei? Du jagst mich fort? . . . Ich bin jedoch Dein Weib. Du selbst hast mich dazu gemacht. Nachdem Dein Gott das zugelassen hat, kann er uns nicht so hart bestrafen.“

Sie befand sich auf der Schwelle und fügte noch hinzu:

„Höre! alle Tage bei Sonnenuntergang geh' ich zum Ende des Gartens, zu der Stelle, wo die Mauer zusammengebrochen ist . . . Ich erwarte Dich.“

Und sie ging hinaus. Die Thüre der Sakristei fiel wieder zu mit einem erstickten Seufzer.

VI.

In der Kirche herrschte Schweigen. Nur der Regen, der stärker niederfiel, klang im Schiff wie Orgelrauschen. In dieser plötzlichen Ruhe verrauchte des Priesters Zorn Er fühlte sich von Rührung ergriffen und mit überquellenden Augen, von Schluchzen geschüttelt, warf er sich wieder vor dem großen Kruzifixe auf die Knie. Ein glühendes Dankgebet kam über seine Lippen.

„O, Dank Dir, mein Gott, für die Hülfe, die Du so gnädig warst, mir zu senden. Ohne Deine Gnade hätte ich auf die Stimme meines Fleisches gehört und wäre elendiglich wieder in Sünde gefallen. Deine Gnade gürtete meine Lenden wie mit einem Gürtel des Kampfes; Deine Gnade war meine Rüstung, mein Mut, die innere Stütze die mich aufrecht hielt, ohne jegliche Schwäche. O mein Gott, du warst es, der zu mir sprach: denn ich kannte mich nicht mehr als feiges Geschöpf wieder, ich fühle mich stark, um alle Bande meines Herzens zu durchschneiden. Und nun blutet mein Herz; es gehört nicht mehr irgend einem; es gehört Dir. Für Dich habe ich es der Welt entrissen. Aber glaube nicht, o

mein Gott, daß ich über diesen Sieg eitel werde. Ich weiß, daß ich nichts ohne Dich bin. Ich krümme mich zu Deinen Füßen in meiner Niedrigkeit.

Er war niedergesunken und saß halb auf der Altarstufe; da er keine Worte mehr fand, stieg sein Atem wie Weihrauch zum Herrn empor. Die überschwellende Gnade erfüllte ihn mit unaussprechlicher Ekstase. Er durchforschte sein Inneres, zog sich selbst zurück und suchte Jesus im Grunde seines Herzens, in dem Heiligtum der Liebe, das er jede Minute vorbereitete, um ihn würdig zu empfnngen. Und Jesus war zugegen, er fühlte es, daß er da sei, an der außergewöhnlichen Heiterkeit und Stille die ihn durchdrang. Alsdann fing er mit Jesus eins jener inneren Gespräche an, während der Dauer derselben er von der Erde entrückt war und von Angesicht zu Angesicht mit seinem Gast sprach. Er stammelte den Vers des hohen Liedes: „Mein Geliebter ist mein, ich bin sein; er ruht unter den Lilien, bis daß die Morgenröte sich erhebt und die Schatten weichen." Er dachte über die Worte der „Nachfolge" nach: „Es ist eine große Kunst mit Jesus zu verkehren, und eine große Klugheit, zu wissen, wie man ihn sich behält." Alsdann erging er sich in himmlischer Vertraulichkeit. Jesus neigte sich zu ihm herab, unterhielt sich mit ihm stundenlang von seinen Bedürfnissen, seinem Glück und seinen Hoffnungen.

Es war eine Beichte seines ganzen Wesens, eine freie Unterhaltung, ohne sich an Worte zu stoßen, ein natürlicher Herzenserguß, der mit dem Gedanken gleichen Flug hielt. Der Pastor Mouret sagte Alles Jesus wie einem Gott, den er zärtlich liebte und der Alles verstehen kann. Er gestand ihm ein, daß er Albine noch immer liebe; er wunderte sich, daß er sie habe schlecht behandeln und fortjagen können, ohne daß sein Inneres sich umgewendet hätte; es nahm ihn Wunder, er lächelte heiter und ernst, als wenn er von einem Mirakel stände,

das von einem andern vollbracht war. Und Jesus antwortete, daß er sich hierüber nicht wundern dürfe, daß die größten Heiligen oft nur unbewußt die Waffen wären in Gottes Hand. Hierauf drückte der Geistliche einen Zweifel aus: hatte er nicht wenigstens das Verdienst gehabt, sich zu den Füßen des Altars zu flüchten und zu der Passion seines Herrn? Oder war er noch nicht mutig genug, da er es nicht wagte allein zu kämpfen? Aber Jesus zeigte sich ihm gnädig. War es ferner Verdammnis Albine zu lieben? Nein, wenn diese Liebe nicht von dieser Welt sei, sondern nur im Hinblick auf das jenseitige Leben geschlossen wurde. Wie sollte er sie denn lieben? Ohne ein Wort, ohne ein Schritt nach ihr zu thun, indem er seine Zärtlichkeit ganz rein sich ergießen lasse mit einem Gott wohlgefälligen Opferduft! Er erkühnte sich, von der Schönheit Albinens zu sprechen, von ihren blonden Engelslocken, ihrem sanften Augenpaar, wie groß sie geworden sei. Sie gleiche jetzt einer Königin mit ihrer runden Taille, ihren köstlichen Schultern. O, sie um die Hüften zu fassen, wäre es nur eine Sekunde, und ihre Schultern in dieser seiner Umarmung zu fühlen! Das Lächeln Jesu war verblichen wie ein Sonnenstrahl am Rande des Horizonts. Der Pastor Mouret sprach jetzt nur noch mit sich selbst. Wirklich, er hatte sich zu hart gezeigt. Warum hatte er Albine vertrieben, ohne ein zärtliches Wort gesagt zu haben, da doch der Himmel ihm gestattete, sie zu lieben?

„Ich liebe sie, ich liebe sie!“ rief er ganz laut mit verliebt-bestürzter Stimme, die durch die Kirche schallte.

Er sah sie noch da. Sie streckte die Arme nach ihm aus, sie sah so begehrenswert aus, daß er alle Eidschwüre hätte brechen können. Und er warf sich an ihre Brust, ohne das Ansehen der Kirche zu achten; er faßte ihre Glieder und bedeckte sie mit einem Schauer von Küssen. Vor ihr ließ er sich auf die Knie nieder, flehte sie um Barmherzigkeit an und bat sie um Verzeihung wegen seiner Mißhandlung. Er setzte ihr aus-

einander, daß er zu gewissen Stunden in sich eine Stimme höre, die nicht die seinige sei. Würde er sonst jemals so übel gehandelt haben! Nur die fremde Stimme habe gesprochen. Das konnte er nicht gewesen sein, der nie ohne einen Schauer auch nur eins ihrer Härchen berührt hätte. Wohin sollte er eilen, um sie wieder einzuholen, um sie wieder zurückzuführen und ihre Thränen unter Kosen zu trocknen? Der Regen fiel stärker herab. Die Wege waren Schmutzpfützen. Er stellte sie sich vor, von dem Regen gepeitscht, wie sie schwankend die Gräben entlang geht mit durchnäßten Kleidern, die ihr an die Haut kleben. Nein, nein, das war nicht er, das war der Andere, die eifersüchtige Stimme, die so grausam war, den Tod seiner Lieben zu wünschen.

„O Jesus!" rief er verzweifelt aus, „sei mir hold und gieb sie mir wieder."

Aber Jesus war nicht mehr da ... Da wurde der Pastor Mouret, der plötzlich wie aus einem Traum erwachte, entsetzlich bleich. Er begriff. Er hatte es nicht verstanden, Jesus zu bewahren. Er hatte seinen Freund verloren und stand dem Uebel ohne Waffen gegenüber. An Stelle der inneren Klarheit, von der er ganz erleuchtet gewesen war, und in der er seinen Gott empfangen hatte, fand er nur noch Finsternis in sich, einen bösen Qualm, der ihn auch körperlich umhüllte und zur Verzweiflung brachte. Jesus hatte sich von ihm entfernt und mit ihm die Gnade. Er, der sich seit dem Morgen so stark in der Hülfe des Himmels gefühlt hatte, kam sich plötzlich elend, verlassen und schwach wie ein Kind vor. Welch' gräßlicher Fall, welch' unermeßlicher Kummer! Wie ein Held gekämpft zu haben, aufrecht gestanden zu haben, unbesiegt und unversöhnlich, während die Versuchung in leibhafter Gestalt mit rundlicher Taille, köstlichen Schultern und leidenschaftlich weiblichen Atem sich genaht hatte, und dann schmachvoll zurückzufallen und dem abscheulichen Gelüste nachzukeuchen,

wenn die Versuchung sich entfernt hatte, ohne eine andere Spur hinter sich zu lassen, als ein Kleiderwehen und einen, dem blonden Nacken entströmenden Duft! Jetzt kehrte sie in der Erinnerung allmächtig zurück und drang in die Kirche.

„Jesus! Jesus!“ schrie zum letzten Mal der Priester, „kehre zurück, steig in meine Brust und sprich nochmals zu mir!“

Aber Jesus blieb stumm. Einen Moment flehte der Pastor Mouret den Himmel in seiner Bestürzung mit erhobenen Armen an. Seine Schultern krachten von dem ungewöhnlichen Schwung seiner Bitten. Aber bald fielen seine Hände entmutigt wieder zurück. Der Himmel hüllte sich in jenes hoffnungslose Schweigen, das die Frommen kennen. Da setzte er sich wiederum auf die Stufe des Altars, zerknirscht, mit erdfahlem Gesicht, sich die Seiten auf den Ellbogen pressend, als wolle er sein Fleisch kasteien. Er wurde kleiner unter dem Zahn der Versuchung.

„Mein Gott! Du verläßt mich,“ murmelte er. „Dein Wille geschehe!“

Er brachte kein Wort weiter hervor, sondern keuchte nur, wie ein gestelltes Wild, das unbeweglich stehen bleibt, aus Furcht gebissen zu werden. Seit seinem Fehltritt war er so der Spielball der Launen der Gnade. Sie war taub, wenn er noch so glühend sie herabflehte: sie kam unerwartet, voller Reiz, wenn er schon glaubte, er würde sie erst nach Jahren wieder erlangen. Anfänglich hatte er sich empört darüber gezeigt und sofort die Rückkehr dieser Trösterin, deren Kuß ihn so stark machte, verlangt und die Sprache eines verratenen Liebhabers geführt. Dann aber hatte er nach unfruchtbaren, zornigen Krisen begriffen, daß Demut ihn weniger aufreibe und ihm allein helfen könne, seine Hingebung anzufachen. Alsdann demütigte er sich Stunden, Tage lang und wartete auf Erleichterung, die nicht kam.

Eine langsame Qual der Versuchung wars, in der die Waffen des Glaubens, eine nach der andern, seiner kraftlosen Hand entfielen. So war sein jetziges Leben beschaffen. Er kannte alle Angriffsarten der Sünde. Kein Tag verstrich, an dem er nicht eine Probe zu bestehen hatte. Die Sünde nahm tausend Gestalten, drang durch seine Augen, seine Ohren, schlich vom Gesicht bis zu seiner Brust, rüttelte ihm verräterisch die Schultern und folterte ihn bis aufs Blut. Die Hauptschuld trug immer Albine, die wie die Sonne vor ihm strahlte und durch das grüne Laub des Paradou schimmerte! Er sah unaufhörlich, nur selten schloß die Gnade ihm mit ihrer kühlen Liebkosung die Augenlider. Er verbarg sein Uebel, wie man eine schmachvolle Sache verbirgt. Er hüllte sich in ein trübes Schweigen, das man nicht brechen konnte, soviel Mühe man sich auch geben mochte und das die Teuse in Verzweiflung setzte, wenn er das Pfarrhaus mit seinem signierten Märtyrertum ungemütlich machte, so daß sie oft hinter seinen Rücken dem Himmel mit der Faust drohte.

Er hatte inzwischen Maria um Jesu willen verlassen, dem er sein Herz opferte, um sein Fleisch und Blut zu besiegen, da er Männlichkeit in seinen Glauben zu bringen trachtete. Maria mit ihrem kleinen Diadem, den ausgebreiteten Armen und dem Frauenlächeln beunruhigte ihn zu sehr. Er konnte sich nicht vor ihr hinknien, ohne die Augen zu Boden zu schlagen aus Furcht, den Saum ihres Kleides zu bemerken. Dann klagte er sie aber auch an, früher zu nachsichtig gegen ihn gewesen zu sein. Er rief sich die rohen Aeußerungen des Bruders Archangias ins Gedächtnis zurück, seine Weigerung zu Maria zu beten, den mißtrauischen Blick, mit dem er sie zu betrachten pflegte. Er verzagte, sich jemals zu dieser Anschauung aufschwingen zu können; er ließ sie einfach bei Seite liegen, verbarg ihre Abbildungen und floh ihren Altar. Aber sie blieb stets auf

seinem Herzensgrunde, wie eine uneingestandene Liebe, die stets sich regt. Sobald er sie noch einmal in gewissen Stunden unbezwinglicher Herzensrührung anrief, war es Albine, die vor ihm schwebte im weißen Schleier, mit der blauen Schärpe um den Gürtel geschlungen und den goldigen Rosen auf ihren bloßen Füßen. Sein Fehltritt hatte die Jungfräulichkeit Marias getötet. Mit äußerster Anstrengung verjagte er das weibliche aus der Religion und nahm seine Zuflucht zu Jesus, dessen Nachsicht ihn manchmal ebenfalls verwirrte. Er brauchte einen eifersüchtigen Gott, einen unversöhnlichen Gott, den Gott des alten Testaments, der sich nur vom Donner umgeben zeigt, um die erschreckte Welt zu züchtigen. Er fühlte wie die Hand dieses Gottes seine Lenden schlug und ihn wie ein schuldiges Staubkörnchen im Raum und in der Zeit herum wirbelte, wie es ihm gut dünkte. Nichts zu sein, verdammt zu sein, die Hölle zu denken, sich fruchtlos gegen die Ungeheuer der Versuchung zu wehren, das war das Gute. Von Jesus nahm er nur das Kreuz auf sich. Er liebte das Kreuz mit der Raserei, die schon so viele ergriffen hat, deren Lippen vom vielen Küssen des Kruzifixes wund wurden. Er nahm das Kreuz auf sich und folgte Jesus nach.

Was vernachlässigte er wohl nur, um so harten Proben ausgesetzt zu sein? Er wischte sich mit der Hand den Schweiß von den Schläfen, er dachte daran, daß er bei der Gewissenserforschung des Morgens keine erhebliche Versündigung in sich gefunden hatte. Führte er nicht ein Leben der Reinheit und Selbstkasteiung? Liebte er nicht Gott allein blindlings? Ach! wie würde er ihm danken, wenn er ihm endlich den Frieden wiedergegeben haben würde, nachdem er ihn hinlänglich für seine Schuld gestraft glaubte. Aber vielleicht konnte diese Schuld niemals gesühnt werden? Und wider Willen kam er auf Albine im Paradou zurück, und auf die nagenden Erinnerungen. Anfänglich suchte er nach Ent-

schuldigungen. Eines Abends fiel er in seinem Schlafzimmer zu Boden, von einem Gehirnfieber niedergeschmettert. Drei Wochen hindurch lag er totkrank da. Sein Blut jagte mächtig durch seine Adern und im ganzen Körper gährte es mit einem Brausen, als wenn ein Giesbach vom Felsen stürzt. Dann erwachte er eines Morgens wie neu geboren und von dem befreit, was fünfundzwanzig Lebensjahre in ihm aufgespeichert hatten. Seine kindliche Andacht, die Erziehung im Seminar, sein Glaube als junger Priester, alles war dahin, untergetaucht, verschwunden und hatte die Stelle leer gelassen. Sicherlich nur die Hölle hatte ihn so für die Sünde vorbereitet, indem sie ihm die Waffen entriß und aus seinem Herzen einen weichlichen Pfühl machte, auf dem die Schuld sich hinlegen und schlafen konnte. Er war sich daher nicht bewußt und ließ sich langsam der Sünde zutreiben. Als er im Paradou die Augen wieder öffnete, fühlte er sich in neue Kindheit getaucht, ohne Andenken an die Vergangenheit und sein Priestertum. Seine Organe fanden ein Spiel voll Entzücken und Ueberraschung darin, das Leben von vorne anzufangen, als wenn sie es nicht kannten, und waren äußerst erfreut, es zu genießen und zu lernen.

Dies Paradou war doch ein herrliches, trauliches Plätzchen gewesen. Als er dorthin gebracht wurde, wußte die Hölle wohl, daß er hier ohne Verteidigung sein werde. Niemals hatte er in seiner ersten Jugend eine solche hehre Wollust des Wachsens empfunden. Diese erste Jugend schien ihm, wenn er jetzt daran dachte, ganz dunkel fern vom Sonnenschein verlebt in Unwissenheit, Trübsinn und Schwäche. Wie hatte er die Sonne begrüßt, sich über den ersten Baum gewundert, das geringste Insekt, den kleinsten Kieselstein angestaunt! Sogar die Steine entzückten ihn. Der Horizont war ihm ein außergewöhnliches Wunder. Ein klarer Morgen, an dem sich seine Augen weideten; das

Einatmen von Jasminduft, der Gesang einer Lerche, den sein Ohr einsog: alle Sinne verursachten so starke Erregungen, daß seine Glieder ihnen kaum gewachsen waren. Und dann erst der Morgen, an dem Albine neben ihm im Rosenlager geboren war! Er lachte noch vor Ekstase, wenn er daran dachte. Sie ging wie ein Stern auf, ohne den selbst die Sonne nicht bestehen kann. Sie erhellte Alles, verklärte Alles. Sie vollendete ihn. Sie begann dann mit ihm die Spaziergänge im Paradou nach allen vier Richtungen der Windrose hin. Er erinnerte sich wie die kleinen Härchen auf ihrem Nacken dahinflogen, wenn sie vor ihm herlief. Sie führte ihn einen gewundenen Pfad, auf dem sie sich absichtlich aufhielten, um nicht so schnell ans Ziel zu kommen. Sie machte ihn mit der irdischen Leidenschaft bekannt, er lernte sie zu lieben, als er sah, wie sich die Kräuter lieben; es war eine vorsichtig ihre Fühlhörner ausstreckende Zärtlichkeit, deren Endziel sie an jenem Abend unter dem Riesenbaum genossen hatten, im Schatten des träufelnden Stammes, da waren sie am Ende ihres Weges angelangt. Albine streckte nach ihm, auf dem Rücken liegend, während ihr Haupt in den wallenden Haaren am Boden rollte, die Hände aus. Er umfing sie in inniger Umarmung. O! sie zu empfangen, sie nochmals zu besitzen, ihre Seite zittern zu fühlen, Leben zu spenden! Gott zu sein!

Der Priester stieß plötzlich einen dumpfen Klagelaut aus. Er fuhr empor, wie von unsichtbarem Schlangenbiß verwundet; dann sträubte er sich von Neuem. Die Versuchung hatte ihn soeben gebissen. In welche unreine Sphäre verirrten sich seine Erinnerungen? Wußte er nicht, daß Satan alle Künste anwendet, daß er selbst aus den Stunden der Gewissensforschung Nutzen zieht, um selbst zum Herzen sein Schlangenhaupt hineinzuzwängen? Nein, nein, keine Ausrede! Die Krankheit ist kein triftiger Grund für die Sünde. Es war seine

Sache, sich in Acht zu nehmen und Gott wieder zu finden, nachdem er das Fieber überstanden hatte. Er hatte aber im Gegenteil Gefallen daran gefunden, sich in sein Fleisch zurückzuziehen, sich dahinter zu verschanzen. Und welch' ein Beweis seiner abscheulichen Gelüste! Er konnte nicht einmal seine Schuld beichten, ohne wider seinen Willen dem Bedürfnis Raum zu geben, sie nochmals in Gedanken zu begehen. Er hätte am liebsten seinen Schädel leeren mögen, um nur nicht zu denken; sich die Adern öffnen mögen, damit sein schuldiges Blut ihn nicht länger peinige. Einen Moment bedeckte er das Gesicht mit seinen Händen und schauerte zusammen.

Aber er dachte trotz alledem, und das Blut klopfte trotz alledem in seinem Herzen. Seine Augen, die er mit den Händen bedeckt hatte, sahen im Dunkel die Umrisse von Albinens Leib wie mit Flammengriffel gezeichnet. Ihre Brust war blendend weiß wie die Sonne. Bei jeder Anstrengung, die er machte, seine Augen zuzupressen, um diese Vision zu verscheuchen, wurde sie nur strahlender, sie klagte sich an und rief ihn mit ausgebreiteten Armen zu sich, was dem Priester ein Röcheln der Angst entlockte. Gott verließ ihn ganz und gar, hatte gar keinen Zufluchtsort mehr für ihn? Und wider seinen Willen begann die Schuld von Neuem und führte sich ihm mit erschreckender Klarheit in allen Einzelheiten vor die Augen. Er sah die kleinsten Grashälmchen an Albinens Kleidersaum wieder; er fand eine kleine Distelblume wieder, die sich an ihr Haar geklammert hatte und an der er sich den Mund gespickt hatte, wie er sich erinnerte. Er genoß seine Abscheulichkeit mit der Wollust eines Verdammten. Er wurde von Wut geschüttelt, wenn ihm die lästerlichen Worte, die er zu Albinens Füßen gesprochen hatte, wieder ins Ohr klangen. Er hatte das Weib als seine Herrin anerkannt. Er hatte sich ihr als Sklave hingegeben, ihre

Füße geküßt, darnach getrachtet, das Wasser zu sein, was sie tränke, das Brot, das sie äße. Jetzt begriff er, warum er nicht mehr sich zusammennehmen konnte, Gott überließ ihn dem Weibe. Aber er würde sie schlagen, damit sie ihn loslasse. Sie sei die Sklavin, das unreine Fleisch, welchem die Kirche eine Seele hatte versagen müssen. Dann kräftigte er sich und hob die Faust auf gegen Albine. Aber die Fäuste öffneten sich, die Hände strichen die Schultern mit weichlicher Liebkosung, während der Mund, der soeben voller Schimpf war, sich auf die gelösten Haare preßte und Worte der Anbetung stammelte.

Der Pastor Mouret öffnete die Augen. Die liebeheischende Vision Albinens verschwand. Das war eine plötzliche unerwartete Erleichterung. Er konnte weinen. Langsam hinabrollende Thränen erfrischten seine Wangen, während er tief aufatmete und sich nicht vom Fleck zu gehen getraute, aus Furcht, wieder am Kragen gepackt zu werden. Er hörte stets ein Grollen hinter sich. Er wurde indeß bald so schwach, daß er nicht mehr darunter litt und es vergaß, um sein Glück zu genießen. Draußen hatte der Regen aufgehört. Die Sonne ging mit rötlichem Glanz unter, der an den Fenstern wie Vorhänge von rotem Atlas schimmerte. Die feuchte Kirche war von diesem letzten Scheine der Sonne belebt. Der Priester dankte Gott in unbestimmten Ausdrücken für die Frist, die er ihm in seiner Gnade noch gewährt hatte. Ein voller Sonnenstrahl, eine goldige Staubwolke, die ins Schiff der Kirche fiel, erhellte den Hintergrund derselben, die Wanduhr, die Kanzel und den Hochaltar. Vielleicht stieg auf diesem Lichtpfade die Gnade wieder vom Himmel herab. Er beobachtete voll Interesse die Atome, die im Strahle auf- und abstiegen mit wunderbarer Schnelligkeit, wie eine Menge von geschäftigen Boten, die unablässig Nachrichten von der Sonne zu der Erde brachten. Tausend brennende Kerzen

hätten die Kirche nicht mit einer solchen Helligkeit erfüllen können. Die Altaraufsätze sahen wie vergoldet aus; die Lichter blitzten im hellen Widerschein, und überall regnete es Goldblumen auf fliegendes Spitzenwerk. Nie hatte er einen solchen Reichtum für seine arme Kirche erbeten. Er lächelte, er dachte daran, diese Herrlichkeit festzuhalten und sie nach Gutdünken aufzustellen. Er hätte es lieber gesehen, wenn die Goldvorhänge höher gehängt wären; er wurde der Oberpriester einer goldenen Kirche. Bischöfe, Prinzen und Frauen bewegten sich in ihr in königlichem Pomp, frömmische Narren besuchten sie und kampierten in dem Thal, warteten wochenlang an der Thür, um nur hineinzukommen. Man küßte ihm die Füße, weil auch seine Füße von Gold waren und Wunder verrichteten. Das Gold reichte ihm bis zu den Knien. Ein Goldherz pochte in seiner Goldbrust, so hell melodisch, daß die Narren draußen es hören konnten. Ein unermeßlicher Stolz schwellte sein Herz. Er war ein Idol. Der Sonnenstrahl stieg immer höher, der Hochaltar flammte, der Priester redete sich ein, daß es die Gnade sei, die über ihn käme, da er solche innere Freude empfand. Das dumpfe Grollen hinter ihm wurde schmeichlerisch. Auf seinem Genick fühlte er ein Sammetpfötchen, als wenn eine Riesenkatze ihn streichelte.

Er setzte seine Träumerei fort. Noch nie hatte er die Dinge in so lebhafter Beleuchtung gesehen. Alles schien ihm jetzt leicht zu sein, so stark fühlte er sich. Da Albine ihn erwartete, so wollte er gehen, um sie zu treffen. Das war ja natürlich. Am Morgen hatte er ja auch den langen Fortunat mit der Rosalie getraut. Die Kirche verbot die Heirat nicht. Er sah sie noch, wie sie sich zulächelten und unter seinen segenspendenden Händen mit den Ellbogen stießen. Am Abend hatte man ihm ihr Bett gezeigt. Jedes Wort, das er zu ihnen gesprochen hatte, klang noch deutlich in seinen Ohren. Er sagte zum langen Fortunat, daß Gott ihm

eine Gefährtin gegeben habe, weil er eben nicht wolle, daß der Mensch allein sei . . . Zur Rosalie sagte er, daß sie sich an ihren Mann anklammern, ihn nie verlassen und seine unterwürfige Magd sein solle. Aber er sagte auch diese Dinge, weil sie auf ihn und Albine paßten. War sie nicht seine Gefährtin, seine unterwürfige Magd, die Gott ihm geschickt hatte, damit er als Mann nicht allein stände in der Einsamkeit? Uebrigens waren sie ja gebunden. Er war ganz erstaunt, daß er das nicht sogleich begriffen habe, daß er nicht mit ihr gegangen sei, wie seine Pflicht es erheischte. Aber es war eine beschlossene Sache, er wollte sie aufsuchen vom morgigen Tage ab. In einer halben Stunde konnte er bei ihr sein. Er hatte nur durch das Dorf zu gehen und den Weg nach dem Bergabhang einzuschlagen. Alsdann würde er mit Albine leben, er würde sie sein Weib nennen und sie würden glücklich sein. Gott hatte nichts dagegen zu sagen, da er ja gestattet, sich zu lieben. Uebrigens was ging ihn Gott an! War er selbst nicht in diesem Augenblick Gott, mit den Goldfüßen, welche die Menge küßte und die Wunder thaten!

Der Pastor Mouret erhob sich. Er beschrieb mit der Hand einen großen Kreis wie Jeanbernart, einen Kreis der Verneinung, welcher den ganzen Horizont umfaßte.

„Es giebt nichts, nichts, nichts," sagte er. „Gott existiert nicht."

Ein gewaltiger Schauer schien durch die Kirche zu gehen. Der Priester horchte totenbleich und verstört auf. Wer hatte denn gesprochen? wer hatte Gott gelästert? Auf einmal wurde die Liebkosung der Sammetpfoten, deren Streicheln er im Nacken spürte, wilder; Krallen packten ihm ins Fleisch, sein Blut rann nochmals nieder. Er blieb jedoch aufrecht stehen und kämpfte gegen die Krise. Er schalt auf die triumphierende Sünde, die um seine Schläfe ein Hohnlachen aufschlug, auf

welche sämmtliche Hämmer der Schuld wieder zu klopfen begannen. Kannte er nicht diese Verräterei? Wußte er nicht, daß die Schuld es oft liebt, mit sanften Pfoten sich zu nähern, um sie dann wie Messer bis auf die Knochen ihrer Opfer zu drücken? Seine Wut verdoppelte sich bei dem Gedanken, in diese Falle gegangen zu sein wie ein Kind. Er sollte also immer auf dem Boden liegen, während die Sünde siegreich auf seiner Brust kauerte? Er hatte Gott geleugnet, das war die fatale Grube. Die Buhlerin tötete seinen Glauben. Auch das Dogma brach zusammen. Ein Zweifel, den das Fleisch aufwirft, welches für seine Unreinigkeit ein Wort der Verteidigung einlegte, genügte, um den ganzen Himmel über den Haufen zu werfen. Die göttliche Ordnung war dahin, die Mysterien wurden verlacht; dann kamen noch die andern Versuchungen: Geld, Macht, ein freies Leben, das unwiderstehliche Bedürfnis des Genusses, das alles zu großer Ueppigkeit hinschleppt, das sich auf einem Lager von Stolz und Reichtum wälzt. Und man befahl Gott. Man zerbrach die Monstranzen, um ihr Gold an den unkeuschen Hals von Frauen zu hängen. Ja wohl, er war verdammt. Nichts hinderte ihn mehr, die Sünde konnte laut in ihm sprechen. Wie gut das that, nicht mehr kämpfen zu müssen: Die Ungeheuer, die hinter seinem Rücken umhergestrichen hatten, bekämpften sich jetzt in seinem Innern. Er gab sich ihnen mit schrecklicher Freude hin. Rebellisch drohte er der Kirche mit der Faust. Nein, er glaubte nicht mehr an die Gottheit Christi, er glaubte nicht mehr an die heilige Dreieinigkeit, er glaubte nur an sich, an seine Muskelkraft, an die Gelüste seiner Organe. Er wollte leben. Er fühlte das Bedürfnis, ein Mann zu sein. Er wollte seine Mannheit, die nur erstorben sein mußte, wieder anstacheln. Vor Scham würde er vergehen, wenn er fände, daß sie abgestorben sei!

Der Priester stand von Halluzinationen heimgesucht

da. Er glaubte, daß bei dieser neuen Lästerung die Kirche einstürzte. Der Sonnenstrahl, der den Hauptaltar vergoldete, war langsam größer geworden und brannte auf den Wänden wie Feuer. Feuerfunken stiegen in die Höhe, züngelten an der Decke empor und erlöschten in blutroter Glut. Auf einmal wurde die Kirche ganz dunkel. Es schien als ob die Glut des erlöschenden Gestirns soeben die Decke durchbrochen, die Mauern geborsten und überall gähnende Breschen für die Angriffe der Außenwelt geöffnet hätte. Das düstere Gerippe schwankte in der Erwartung eines fürchterlichen Anpralls.

Ein wilder Orkan fegte Kanzel und Beichtstuhl wie Staub davon. Das große Kruzifix war vom Kreuz gefallen, war einen Augenblick an dem wallenden Frauenhaar hängen geblieben, hinweggerissen und in die dunkle Nacht hinausgerollt, in die es mit Krachen fiel. Der Lebensbaum hatte soeben den Himmel durchbrochen. Er reichte über die Steine hinaus.

Der Pastor Mouret klatschte rasend dieser Vision Beifall, wie ein Verdammter. Die Kirche war besiegt. Gott hatte kein Haus mehr. Jetzt würde er vor Gott keine Scheu mehr empfinden. Er konnte zu Albine gehen, da sie ja triumphierte. Und wie lachte er über sich selbst, daß er noch vor einer Stunde behauptet hatte, daß die Kirche die ganze Erde mit ihrem Schatten bedecken würde! Die Erde hatte sich gerächt dadurch, daß sie die Kirche verdrängte. — Das närrische Lachen, das er ausstieß, zog ihn im Nu aus seiner Halluzination. Stumpfsinnig stierte er langsam auf das Schiff der Kirche, das in Dämmerung gehüllt war: durch die Fenster zeigten sich Stücke vom Himmel mit Sternen besät. Und er streckte die Arme aus mit der Absicht die Wände zu befühlen, als die Stimme Desirées ihm aus der Sakristeiflur zurief:

„Serge! Bist Du da? ... Sprich doch! Ich suche Dich schon eine halbe Stunde.“

Sie trat hin. Sie hielt eine Lampe. Da sah der Priester, daß die Kirche noch immer fest stand. Er konnte das nicht begreifen und harrte in entsetzlichem Zweifel, ob die Kirche unbesiegbar sei und wieder aus ihrer Asche neu erstanden, oder ob Albine allmächtig sei, daß sie Gott mit einem einzigen Atemzuge erschüttern könne.

X.

Der Pastor Mouret hatte in einem bleiernen Schlaf gelegen. Als er die Augen aufmachte, später als es seine Gewohnheit war, fand er, daß sein Gesicht und die Hände von Thränen überströmt waren; er hatte im Schlaf geweint. Er las an diesem Morgen nicht Messe. Trotz seiner langen Ruhe hatte seine Mattigkeit seit gestern Abend so sehr zugenommen, daß er bis Mittag in seinem Schlafzimmer bleiben mußte, wo er sich auf einen Stuhl am Fußende des Bettes gesetzt hatte. Der Stumpfsinn, der mehr und mehr über ihn kam, nahm ihm sogar das Gefühl des Schmerzes. Er empfand nur eine große Leere; er war erbittert, verstümmelt und ohne Gefühl zu gleicher Zeit. Mit der größten Anstrengung konnte er sein Brevier lesen; das Latein der Verse schien ihm eine barbarische Sprache, deren Wörter er nicht einmal zu buchstabieren vermochte. Dann warf er das Buch auf das Bett und brachte ganze Stunden damit zu, die Landschaft durch das geöffnete Fenster hierdurch zu betrachten, ohne indessen die Kraft zu haben nach dem Fenster zu gehen, und sich auf das Fensterbrett zu lehnen. In der Ferne erblickte er die weiße Mauer des Paradou. Ein schmaler weißer Streifen, der den Höhenkamm entlang lief zwischen den dunklen

Stellen der kleinen Fichtenwaldungen. Links befand sich hinter einer dieser Waldungen die Bresche; er konnte sie nicht sehen, aber er wußte, daß sie dort war; er erinnerte sich deutlich der kleinsten Dornenstückchen, die zerstreut an den Steinen hingen. Am Abend zuvor hatte er es nicht gewagt, seine Augen so zu diesem Horizonte, der ihm Furcht einflößte, zu erheben. Aber jetzt ließ er sich gehen und verfolgte ohne Aufregung die durch überhängende Zweige hie und da verdeckte Mauer, die wie der Saum eines Kleides aussah, der an Büschen aufgehängt ist. Das beschleunigte nicht einmal das Pochen seiner Adern. Die Versuchung hatte sein Fleisch verlassen, als fühlte sie verächtliches Mitleid mit seiner Blutarmut.

Er überraschte sich einen Augenblick im Selbstgespräch. Da die Bresche noch immer da sei, wollte er Albine aufsuchen beim Sonnenuntergang. Er empfand ein leichtes Unbehageu bei diesem Entschluß. Aber er glaubte nicht anders handeln zu können. Sie erwartete ihn, sie war sein Weib. Als er sich ihr Gesicht ins Gedächtnis zurückrufen wollte, sah er es nur noch ganz bleich und verschwommen. Dann war er im Zweifel über die Art, in der sie zusammen leben sollten. Es würde ihnen schwer sein, in dem Lande zu bleiben; sie mußten fliehen, ohne daß Jemand eine Ahnung davon hatte; wenn sie dann erst irgendwo einen Versteck gefunden hatten, würden sie viel Geld brauchen, um glücklich zu sein. Wohl zwanzigmal versuchte er einen Entführungsplan zu entwerfen und ihr Dasein als glückliche Liebende sich auszumalen. Aber er fand nichts. Jetzt, da die Begierde ihn nicht mehr rasend machte, setzte die praktische Seite der Situation ihn in Schrecken; er stellte sich vor, daß er mit seinen schwächlichen Händen gehörig werde zugreifen und sich an komplizierte Arbeiten machen müssen, deren Elemente er nicht kannte. Wo sollte er die Pferde hernehmen, um zu fliehen? Wenn

sie zu Fuß gingen, würde man sie nicht wie Vagabunden festnehmen? War er übrigens fähig, eine Anstellung zu erhalten oder irgend eine Beschäftigung ausfindig zu machen, die seiner Frau sicheres Brot bringen würde? Niemals hatte man ihm derartige Sachen beigebracht. Er kannte das Leben nicht; wenn er sein Gedächtnis durchsuchte, so traf er nur auf Stücke von Gebeten und Einzelheiten der Ceremonien. Er legte sich die Frage vor, ob er auf der Straße seiner Frau den Arm zu geben wagen würde. Er verstand es nun doch einmal nicht, mit einer Frau am Arme einherzugehen. Es würde so linkisch aussehen, daß Jeder sich nach ihm umsehen würde. Man würde es vermuten, daß er Priester sei, und Albine insultieren. Vergeblich suchte er sich von dem Priestertum los zu sagen, immer würde er doch das traurige bleiche Antlitz und den Weihrauchduft behalten. Und wenn er später Kinder hätte? Dieser unerwartete Gedanke ließ ihn erbeben. Er empfand ein seltsames Widerstreben. Er glaubte, er würde sie nicht lieben. Unterdessen waren es zwei geworden, ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen. Er schob sie von seinen Knieen weg, fühlte mit Unlust ihre Hände auf seinen Kleidern und hob keins auf, um es springen zu lassen, wie andere Väter es gern thun. Er konnte sich nicht mit diesem Fleisch von seinem Fleisch befreunden, weil es ihn stets an seine Unreinheit als Mensch erinnerte. Das kleine Mädchen namentlich beunruhigte ihn, wenn sie ihn mit ihren großen Augen ansah, aus deren Grunde schon weibliche Zärtlichkeit leuchtete. Nein, er wollte keine Kinder haben, er würde sich diesen Graus ersparen, zu sehen, wie seine Glieder in ewiger Kette immer wieder wuchsen und auflebten. Daher war ihm die Hoffnung, unvermögend zu sein, sehr angenehm. Ohne Zweifel war seine ganze Männlichkeit während der langen Jünglingsjahre entwichen. Das bestimmte ihn. Heut Abend noch wollte er mit Albine entfliehen.

Am Abend jedoch fühlte sich der Pastor Mouret zu schlaff. Er verschob seine Reise bis auf den nächsten Tag. Am nächsten Tage suchte er nach einem neuen Vorwande; er konnte doch seine Schwester nicht so allein mit der Teuse da lassen: er wollte einen Brief zurücklassen, damit man sie zum Onkel Pascal brächte. Drei Tage lang nahm er sich vor diesen Brief zu schreiben; das Blatt Papier, Feder und Tinte lagen auf dem Tisch im Zimmer bereit. Aber am dritten Tage ging er fort, ohne den Brief zu schreiben. Er hatte plötzlich seinen Hut ergriffen und war nach dem Paradou gegangen aus Dummheit, in stiller Resignation wie zu einer Frohn, der er nicht zu entgehen wußte. Albinens Bild hatte sich noch mehr verwischt; er sah sie gar nicht mehr im Geiste vor sich; er gehorchte nur früheren Entschlüssen, die augenblicklich sich nicht in ihm bemerklich machten, deren Triebkraft aber noch in seinem Bewußtsein mächtig war.

Draußen trug er keine Sorge sich zu verbergen. Er blieb am Ende des Dorfes einen Augenblick stehen, um mit Rosalie zu plaudern; sie teilte ihm mit, daß ihr Kind an Krämpfen litte, und doch lachte sie dabei mit dem halben, um die Mundwinkel spielenden Lachen, das ihr eigen war.

Dann schlug er den Weg durch die Felsen ein und ging geraden Weges auf die Bresche los. Aus Gewohnheit hatte er sein Brevier mitgenommen und da der Weg lang war und er sich langweilte, öffnete er das Buch und las die vorschriftsmäßigen Gebete. Als er es wieder unter den Arm steckte, hatte er das Paradou vergessen. Er ging so vor sich hin und dachte an ein neues Meßgewand, das er sich anschaffen wollte. Er kam auf der Höhe an, wo ein Bauerngesang von fern ihn an eine Hymne erinnerte, die er früher im Seminar gekannt hatte. Er suchte sich des ersten Verses dieser Hymne zu erinnern, ohne daß er ihn finden

konnte. Das war ihm unangenehm, so wenig Gedächtnis zu haben. Als er es dann aufgegeben sich zu erinnern, fühlte er sich angenehm berührt, die Worte, die ihm nach und nach ins Gedächtnis kamen, mit halblauter Stimme zu singen. Es war ein Lobgesang Marias. Er lächelte, als spüre er sich von dem frischen Hauche seiner Jugend umweht. Wie glücklich war er doch in jener Zeit! Sicherlich, er konnte auch jetzt noch glücklich sein; er war nicht größer geworden, es verlangte ihn noch immer nur nach demselben Glück, nach einem heitern Frieden, einem Plätzchen in der Kapelle, wo er sich hinknieen konnte, nach einem einsiedlerischen Leben, das durch köstliche Jugendträume erhellt war. Er erhob allmählich seine Stimme und sang die Hymne mit klarer Stimme, als er sich plötzlich der Bresche gegenüber befand. Einen Augenblick blickte er überrascht auf. Dann verschwand sein Lächeln und er murmelte nur:

„Albine muß auf mich warten. Die Sonne senkt sich schon.“

Aber als er hinaufging, um die Steine wegzuschieben, damit er durchgehen konnte, fuhr er von einem entsetzlichen Hauch getroffen zusammen. Er mußte wieder hinuntersteigen und hätte beinahe den Fuß auf das Gesicht des Bruders Archangias gesetzt, der auf der Erde lag und fest schlief. Der Schlaf hatte ihn zweifelsohne überrascht, während er den Eingang des Paradou bewachte. Er versperrte den Zutritt, da er lang ausgestreckt mit zur Seite geschobenen Gliedern in einer unanständigen Lage dalag. Seine rechte Hand, die unterm Kopfe ruhte, hielt einen Knotenstock, den er noch zu schwingen schien wie ein feuriges Schwert. Ein Schwarm von dicken Fliegen flog über seinem offenen Munde. Der Pastor Mouret betrachtete ihn einen Augenblick. Er beneidete ihn um diesen Schlaf eines Heiligen, der auf der bloßen Erde im Staube zu schlafen vermag. Er wollte die Fliegen verscheuchen; aber die Fliegen

kamen hartnäckig immer wieder und setzten sich auf den bläulichen Lippen des Fraters fest, der nichts davon spürte. Dann stieg er über den großen Körper hinweg und trat in das Paradou ein.

XI.

Hinter der Mauer, einige Schritte weiter ab, saß Albine auf einem Grasteppich. Sie erhob sich, als sie Serge gewahrte.

„Da bist Du ja!“ rief sie mit bebender Stimme.

„Ja,“ sagte er harmlos, „ich bin hergekommen.“

Sie warf sich an seinen Hals. Aber sie küßte ihn nicht. Sie hatte die kalten Bäffchen an ihrem nackten Arm gefühlt. Sie sah ihn forschend an und fuhr mit einiger Unruhe fort:

„Was fehlt Dir? Du hast mich ja nicht auf die Wangen geküßt wie früher, weißt Du, als Deine Lippen noch klangen ... Gelt, wenn Du leidend bist, werde ich Dich noch einmal heilen. Jetzt, da Du da bist, wollen wir unser glückliches Leben wieder beginnen. Es giebt keine Traurigkeit mehr ... Du siehst, ich lächle. Du mußt auch lächeln, Serge.“

Aber als er ernst blieb, fuhr sie fort:

„Ganz bestimmt, auch ich habe kummervolle Stunden genug gehabt. Ich bin noch ganz bleich, nicht? Seit acht Tagen lebte ich hier auf dem Grase, wo Du mich getroffen hast. Ich wollte nur Eins: Dich durch diese Oeffnung hereinkommen sehen. Bei jedem Geräusch fuhr ich auf und lief Dir entgegen. Aber nicht Du warst es, es waren nur Blätter, die der Wind forttrieb Aber ich wußte, daß Du kommen würdest. Ich würde Jahre lang gewartet haben.“

Dann fragte sie ihn:

„Du liebst mich noch?“

„Ja,“ sagte er, „ich liebe Dich noch.“

Sie standen einander gegenüber und fühlten sich ein wenig verlegen. Eine längere Pause trat ein. Serge war ruhig und suchte dieselbe nicht zu unterbrechen. Albine öffnete zweimal den Mund zum Reden, schloß ihn aber jedesmal wieder, da die Dinge, die ihr auf die Zunge kamen, sie selbst überraschten. Sie fand nur noch bittere Worte. Thränen traten ihr in die Augen. Was empfand sie denn, daß sie nicht froh sein konnte, da doch ihr Lieber zurückgekehrt war?

„Höre mich an,“ sagte sie endlich, „wir wollen nicht hier bleiben. Dieser Platz hier wirkt erkältend auf uns. Wir wollen in unser Heim gehen. Gieb mir Deine Hand.“

Und sie vertieften sich in das Paradou. Der Herbst war gekommen, die Bäume sahen sorgenvoll aus mit ihren vergilbten Köpfen, von denen Blatt auf Blatt herniederfiel. Auf den Fußstegen lag schon ein Bett von feuchten, abgestorbenen Blättern, die unter ihren Schritten Seufzer auszustoßen schienen. Hinten auf den Wiesenplätzen schwebte ein Nebelrauch, der die Bäume in Trauer hüllte. Der ganze Garten schwieg und stieß nur melancholische Seufzer aus, die wie Schauer ihn durchzuckten.

Serge schlotterte, als sie in der Allee unter den großen Bäumen gingen, und sagte halblaut:

„Wie kalt es hier ist!“

„Du bist kalt,“ murmelte Albine traurig. „Meine Hand kann Dich nicht mehr erwärmen. Soll ich Dich mit einem Stück meines Kleides bedecken . . . Komm, wir wollen all unsere Liebe wieder auffrischen.“

Sie führte ihn ins Parterre. Das Rosenwäldchen duftete noch, aber die letzten Blumen rochen bitter; während das über alles Maß gewachsene Laub die Erde wie ein schlummernder Teich bedeckte. Aber Serge zeigte einen so großen Widerwillen, in dieses Gesträuch zu

gehen, daß sie am Saume stehen blieben und von Fern die Gänge aufsuchten, durch die sie in den Frühling gewandelt waren. Sie erinnerte sich der kleinsten Plätzchen; sie zeigte ihm mit dem Finger die Grotte, in der das Marmorweib schlief, die herabwallenden Geißblatt- und Waldreben-Guirlanden, die Veilchenfelder, die Fontaine, welche rote Wellen ausspie, die große Treppe, auf der falbe Levkojen im Winde hin und her wogten, die Trümmer der Säulenhalle, in deren Mittelpunkt die Lilien einen weißen Pavillon aufgebaut hatten. Dort waren sie Beide im Sonnenschein von neuem Leben beseelt worden. Sie erzählte ihm die geringfügigsten Einzelheiten dieses ersten Tages, in welcher Weise sie gegangen waren und welchen Duft die Luft im Schatten ihnen zugeweht hatte. Er schien ihr zuzuhören; dann aber hallte aus einer Frage, die sie an ihn richtete, daß er gar nicht aufgepaßt hatte. Ein leichtes Zusammenschauern fuhr von Zeit zu Zeit über sein bleiches Gesicht.

Sie führte ihn nach dem Obstgarten zu, dem sie sich nicht einmal nähern konnten. Der Fluß war angeschwollen, und Serge dachte nicht mehr daran, Albine auf seinen Rücken zu nehmen, um sie in drei Sätzen zum andern Ufer zu tragen. Und doch waren die Aepfel- und Birnbäume mit Frucht beladen; der Weinstock mit mehr vereinzelten Blättern brach fast unter den vollen Trauben, in deren Beeren sich die Sonne spiegelte. Wie hatten sie in dem leckern Schatten dieser prächtigen Bäume doch wie Kinder gehaust! Damals waren sie noch Kinder. Erinnerte er sich wenigstens noch an die Pflaumen, die sie gegessen hatten? Serge schüttelte verneinend den Kopf. Er schien schon müde zu sein. Der Obstgarten mit seinem weithin sich erstreckenden Grün, seinem Durcheinander von moosigen Stämmen ängstigte ihn; er dachte, es seien feuchte Orte da voll Brennesseln und Schlangen.

Sie führte ihn zu den Wiesen. Dort sollte er einige Schritte in das Gras hinein thun. Es reichte ihm jetzt bis zur Schulter. Die Grashalme schienen ihm kleine Arme zu sein, die sich um seine Glieder schlangen, um ihn niederzuziehen und ihn in diesem unabsehbaren grünen Meer zu ertränken. Und er bat Albine, nicht weiter zu dringen. Sie ging voran, sie blieb nicht stehen. Da sie aber sah, wie er litt, hielt sie sich an seiner Seite, wurde nach und nach traurig und bekam zuletzt Schauer wie er. Sie sprach aber noch. Mit der Hand beschrieb sie einen weiten Kreis, der die Bäche, Weidenreihen und die bis zum Horizont sich hinziehenden Wiesenflächen in sich faßte. Alles das gehörte ehemals ihnen. Hier hatten sie Tage lang gelebt. Dort zwischen drei Weiden am Bachrand hatten sie Mann und Frau gespielt. Damals hätten sie es gern gesehen, wenn das Gras höher gewesen wäre, um in den beweglichen Fluten desselben zu versinken, um ungestörter zu sein und fern von Allen, wie Lerchen, die im hohen Getreidefeld umherschlüpfen. Warum hatte er denn heute Angst, auch nur mit der Fußspitze hineinzudringen und in dem Grasmeer zu versinken?

Sie führte ihn zum Waldrevier. Die Bäume erschreckten Serge noch mehr. Er hatte ihre dunklen Stämme noch nie so ernst gesehen. Mehr als sonst schien die Vergangenheit ihm tot, als er inmitten dieses ernsten Hochwaldes sich befand, in welchen das Tageslicht frei hereinfiel. Regengüsse hatten ihre Fußspuren auf dem Sande der Allee verwischt, der Wind alles fortgeweht, was in den niedrigen Zweigen des Buschwerks von ihnen noch übrig geblieben war. Aber Albine blickte ihn traurig beklommen an mit einem Blick, der dagegen Wiederspruch erhob. Sie fand in dem Sande noch die kleinsten Spuren ihrer früheren Spaziergänge wieder. Bei jedem Strauch stieg ihr der alte Hauch wieder ins Gesicht. Und mit flehender Geberde

suchte sie die Erinnerung daran auch in Serge's Brust wach zu rufen. Den Fußpfad entlang schritten sie schweigend und bewegt dahin, ohne es zu wagen von ihrer Liebe zu sprechen. In dieser Lichtung waren sie eines Abends, sehr spät, im Anschauen des Sternhimmels versunken gewesen, der über ihnen mit dem Gewimmel seiner sprühenden Funken sich ausbreitete.

Weiter ab unter jener Eiche hatten sie den ersten Kuß ausgetauscht; das Moos sogar sprach noch immer davon. Es war nicht wahr, daß das Waldrevier öde und stumm sei. Und Serge wandte das Gesicht ab, um nicht Albinens Augen zu begegnen, die ihm unbequem wurden. Sie führte ihn zu den großen Felsen. Vielleicht würde er dort nicht mehr wie ein Schwächling zusammenzucken, dachte sie voller Verzweiflung. Die großen Felsen allein waren jetzt noch warm von der roten Glut der untergehenden Sonne. Ohne zu sprechen, ja ohne auch nur den Kopf umzudrehen, zog Albine ihn den steilen Berghang hinauf und wollte ihn höher, immer höher hinauf führen, über die Quellen hinweg, bis sie Beide wieder in der Sonne wären. Sie wollte die Ceder wieder aufsuchen, unter der sie mit Beklommenheit das erste Verlangen gespürt hatten. Dort wollten sie sich auf die Erde legen und warten, daß die Brunst der Erde sie überwältigte. Aber bald strauchelten die Füße Serge's grausam. Er konnte nicht weiter marschieren. Er sank zum ersten Mal auf die Knie. Albine zog ihn mit unendlicher Anstrengung wieder in die Höhe und schleppte ihn eine Weile mit sich fort. Aber er fiel nochmals hin blieb abgemattet mitten auf dem Wege liegen. Ihm gegenüber breitete sich unten das unermeßliche Paradou aus.

„Du hast gelogen!“ rief Albine, „Du liebst mich nicht mehr!“

Und sie weinte, neben ihm stehend, da sie sich so schwach fühlte, ihn höher zu tragen. Sie war noch

nicht zornig, sie weinte nur über ihre sterbende Liebe. Er lag zermalmt da.

„Der Garten ist tot, mich fröstelt's noch immer," murmelte er.

Sie aber faßte sein Haupt und wies auf das Paradou hinunter.

„Sieh doch hin! ... Ach, Deine Augen sind tot. Deine Ohren, Deine Glieder, Dein ganzer Leib. Durch alle unsere Freuden bist Du gegangen, ohne sie zu fühlen. Du bist vor Schlaffheit und Ueberdruß hier hingesunken. Du liebst mich nicht mehr.

Er verwahrte sich milde und ruhig dagegen. Da wurde sie zum ersten Mal heftig.

„Schweig! Kann denn der Garten sterben?! Er wird diesen Winter über schlafen; im Mai aber wird er wieder aufwachen und uns alle Zärtlichkeit und Liebe, die wir ihm anvertraut haben, wieder zurückbringen. Unsere Küsse werden im Parterre wieder aufblühen, unsere Schwüre mit den Kräutern und Bäumen wieder wachsen ... Wenn Du ihn sehen, wenn Du ihn hören könntest, so würdest Du finden, daß er tief bewegt ist, daß er noch süßer, noch ergreifender von Liebe überströmt in dieser Herbstzeit, wo er mit Frucht und Fülle zu Bette geht ... Du liebst mich nicht mehr, Du kannst es daher nicht mehr merken."

Er sah zu ihr empor, als wolle er sie bitten, nicht böse zu sein. Sein schmales Gesicht erbleichte wie das eines Kindes vor Furcht. Bei jedem lauten Wort erbebte er. Er bewog sie schließlich, sich eine Weile neben ihm auszuruhen in der Mitte des Weges. Sie plauderten freundlich zusammen und machten sich Erklärungen. Beide saßen mit der Aussicht auf das Paradou hin da, ohne sich auch nur mit den Fingerspitzen zu berühren und sprachen von ihrer Liebe.

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich," sagte er in gleichförmigem Tone. „Wenn ich Dich nicht liebte, würde

ich ja nicht gekommen sein . . . Zwar, ich bin müde. Ich weiß nicht warum. Ich hätte geglaubt, daß ich hier wieder jenes schöne Feuer, jenen Schwung finden würde, deren bloße Erinnerung so kosend ist. Aber ich fröstle, der Garten erscheint mir dunkel, ich sehe nichts in ihm von dem, was ich darin zurückgelassen glaubte. Aber es ist nicht meine Schuld! Ich gebe mir Mühe zu sein wie Du, ich möchte Dich gern zufrieden stellen."

„Du liebst mich nicht," wiederholte Albine nochmals.

„Doch, ich liebe Dich. Ich habe neulich viel ausgestanden, nachdem ich Dich fortgeschickt hatte . . . O! ich liebe Dich mit solchem Ungestüm, weißt Du, daß ich Dich in der Umarmung würde zerdrückt haben, wenn Du zurückgekommen wärst und Dich in meine Arme geworfen hättest. Noch nie hat es mich so rasend nach Dir verlangt. Schloß ich die Augen, so strahltest Du inwendig wie die Sonne und hülltest mich in Deine Flammen ein . . . Da ließ ich alle Rücksicht bei Seite und bin nun hier."

Er schwieg eine Weile, in Träumerei versunken, und fuhr dann fort:

„Und jetzt sind meine Arme wie zerschlagen. Wenn ich Dich auch an die Brust schließen möchte, ich wüßte nicht, wie ich Dich halten sollte, ich würde Dich fallen lassen . . . Warte, bis dies Frösteln vorüber ist. Du kannst mir Deine Hände geben, ich will sie noch einmal küssen. Sei lieb, sieh mich nicht mit so gereizten Augen an. Hilf mir, wieder zu mir selbst zu kommen."

Und seine Trauer war so aufrichtig, sein Verlangen, ihr Liebesleben wieder zu beginnen, so offenbar, daß Albine gerührt wurde. Eine Weile wurde sie wieder sehr sanft. Sie fragte ihn besorgt:

„Wo fehlt es Dir? Was thut Dir weh?"

„Ich weiß es nicht. Mir ist zu Mut, als wenn alles Blut aus meinen Adern gewichen wäre. Soeben noch, als ich herkam, glaubte ich, daß man mir über

die Schultern ein eiskaltes Gewand geworfen hätte, das fest an meiner Haut klebt und mich vom Kopf bis zu den Füßen versteinert . . . Ich habe dies Gewand schon früher einmal auf meinem Leibe gefühlt . . . Doch erinnere ich mich nicht mehr, wann."

Sie unterbrach ihn mit freundschaftlichem Lachen:

„Du bist ein Kind, Du wirst Dich erkältet haben, das ist Alles . . . Höre, Du hast doch wenigstens nicht Furcht vor mir? Im Winter bleiben wir nicht in diesem Garten, wie ein paar Wilde. Wir gehen wohin Du willst, in eine große Stadt. Wir werden uns im Treiben der Welt lieb haben, ebenso ruhig wie im Rauschen der Bäume. Und Du sollst sehen, daß ich noch etwas mehr bin als eine Faulenzerin, die bloß Nester suchen und Stunden lang unermüdlich umherzustreifen versteht . . . Als ich klein war, trug ich gestickte Kleider, durchbrochene Strümpfe, einen Schleier und Falbeln. Das hat Dir vielleicht noch Niemand erzählt?"

Er hörte nicht zu, er stieß plötzlich einen leisen Schrei aus und sagte:

„Ach, ich erinnere mich jetzt!"

Und als sie ihn fragte antwortete er nicht.

Er hatte sich soeben an das Gefühl erinnert, das er in der Seminarkapelle gehabt hatte. Dort hatte dieses eiskalte Gewand auf seinen Schultern geklebt und seinen Leib zu Stein verwandelt. Nun kam das Andenken an seine Vergangenheit als Priester unwiderstehlich über ihn. Die unbestimmten Erinnerungen, die in ihm aufgetaucht waren, als er von les Artaud nach dem Paradou ging, nahmen schärfere Umrisse an und drängten sich ihm gebieterisch auf. Während Albine fortfuhr, ihm von dem glücklichen Leben zu sprechen, das sie zusammen führen würden, hörte er das Schellen der Klingeln bei der Erhebung, sah er Monstranzen die

in feuriger Kreuzesform über großen knieenden Gemeinden erhoben wurden, um sie zu segnen.

„Gut“, sagte sie, „Deinetwegen werde ich wieder gestickte Kleider anziehen . . . Ich will Dich munter sehen. Wir suchen auf, was Dich zerstreuen kann. Du wirst mich vielleicht mehr lieben, wenn Du mich schön angezogen siehst, wie eine Dame.“

„Bist Du manchmal in den Kirchen gewesen, als Du noch klein warst?“ fragte er sie halblaut, als wenn er laut wieder Willen seine Träumerei, die ihn hinderte aufzupassen, fortsetzte. „Ich konnte nie an einer Kirche vorbei gehen, ohne einzutreten. Sobald die Thür schweigend hinter mir zufiel, war es mir, als wenn ich im Paradiese selbst wäre, wo Engelsstimmen mir liebe Geschichten ins Ohr flüsterten, wo heilige Männer und Frauen verkehrten, deren kosenden Atem ich am ganzen Leibe spürte . . Ja wohl, da hätte ich immerdar weilen mögen, versenkt in tiefe Glückseligkeit.“

Sie sah ihn mit festem Blick an, während ein schnell vorübergehendes Feuer in ihren Augen funkelte. Sie fuhr noch unterwürfig fort:

„Ich werde mich in all Deine Launen schicken. Früher trieb ich Musik; ich war ein gelehrtes Fräulein, das man mit großer Sorgfalt ausbildete . . . Ich werde wieder in die Schule gehen und mich auf die Musik werfen. Wenn Du wünschest, daß ich Dir eine Melodie vorspiele, die Du gern hast, so brauchst Du es nur zu sagen; ich werde Monate lang lernen, um sie Dir eines Abends in unserem Heim vortragen zu können, in einem verschlossenen Zimmer dessen Vorhänge wir dicht zugezogen haben. Und ein Kuß soll meine einzige Belohnung sein . . . Willst Du?“

„Ja, ja,“ murmelte er, aber antwortete nur seinen eigenen Gedanken, „mein größtes Vergnügen war anfänglich, die Kerzen anzuzünden, die Meßkännchen zu besorgen, das Meßbuch zu tragen und die Hände zu

falten. Später empfand ich das allmähliche Nahen Gottes, und ich hätte vor Liebe sterben mögen. Andere Erinnerungen habe ich nicht. Ich weiß sonst nichts weiter. Wenn ich die Lippen vorstrecke ist's nur, um den Altar zu küssen. Wenn ich mein Herz suche, finde ich es nicht mehr: ich habe es Gott geopfert, und er hat es genommen."

Sie wurde ganz blaß, ihre Augen funkelten. Sie fuhr mit zitternder Stimme fort:

„Und ich wünsche, daß meine Tochter mich nicht verläßt. Du kannst, wenn Du es für gut hältst, den Knaben aufs Gymnasium schicken. Ich aber behalte mein liebes Blondchen auf meinem Schoße. Ich selbst bringe ihr das Lesen bei. O, ich habe noch viel behalten, ich werde noch lernen, was ich vergessen habe. Wir werden mit all diesen kleinen Leuten, die um uns spielen, leben. Das wird Dir Freude machen, nicht wahr? Antworte mir, sage, daß Du Dich behaglich fühlen wirst, daß Du vergnügt sein, nichts bereuen wirst!"

„Ich habe oft an die steinernen Heiligen gedacht, die seit Jahrhunderten beräuchert sind in ihrer Nische," sagte er ganz leise. „Mit der Zeit müssen sie ganz schwarz vor Weihrauch werden. Und ich bin wie ein solcher Heiliger. Der Weihrauch liegt mir in den Gliedern ... Ich werde kalt und kühl wie eine Statue lächeln, unaufhörlich, ohne daß ich mich sehne, in das unruhige Treiben der Welt mich zu mischen. Das ist mein einziges Dichten und Trachten."

Sie erhob sich gereizt und drohend. Sie schüttelte sich und rief:

„Was sagst Du da? Was fällt Dir ein, daß Du es laut aussprichst? ... Bin ich nicht Deine Frau? bist Du nicht gekommen, um mein Mann zu sein?"

Er zitterte noch mehr und schreckte zurück.

„Nein, lasse mich, ich habe Furcht," stammelte er.

„Und unser gemeinschaftliches Leben, unser Glück und unsere Kinder?"

„Ich kann nicht! ich kann nicht!" stieß er schreiend in äußerster Bedrängnis hervor.

Da blieb sie eine Weile sprachlos, angesichts dieses Unglückseligen, der zu ihren Füßen schlotterte, stehen; ihre Augen flammten. Sie hatte die Augen geöffnet, als wollte sie ihn umfangen, ihn an sich drücken im überwältigenden Ungestüm des Verlangens. Aber sie schien sich zu besinnen; sie erfaßte nur seine Hand und zog ihn empor.

„Komm," sagte sie.

Sie führte ihn unter den Riesenbaum, gerade an die Stelle wo er sich ihr ergeben, wo er sie besessen hatte. Es war noch der glückselige Schatten, derselbe Baum, der wie eine Brust aufatmete, es waren dieselben Zweige, die sich weithin ausbreiteten wie schützende Arme. Der Baum war noch gut, kräftig und fruchttragend. Wie am Tage ihrer Vereinigung herrschte eine schmachtende Stille in der Lichtung, die in durchsichtigem Grün schwamm; ein leidenschaftliches kaum hörbares Liebesstammeln folgte plötzlich auf ein langes stummes Zusammenzucken. Und in der Ferne begann das Paradou trotz des beginnenden herbstlichen Schauers ebenfalls leidenschaftlich zu wispern. Vom Parterre, vom Obstgarten, von den Wiesen, vom Waldrevier, von den großen Felsen, vom unermeßlichen Himmel her tönte wiederum ein wollüstiges Lachen, wehte ein Wind, der eine Wolke von Fruchtbarkeit vor sich her führte.

„Hörst Du? hörst Du?" stammelte Albine und neigte sich über Serge, den sie in das Gras am Fuße des Baumes hatte fallen lassen.

Serge weinte.

„Du siehst wohl, daß das Paradou nicht tot ist. Es ruft uns zu, daß wir uns lieben sollen. Es begünstigt noch immer unsere Heirat . . . O, besinne

Dich doch! Schließ mich an Deine Brust! Wir wollen Eins am Andern ruhen."

Serge weinte.

Sie sagte nun nichts mehr, Sie umschlang ihn selbst in wilder Umarmung. Ihre Lippen preßten sich auf diesen Leichnam, um ihm neues Leben einzuhauchen. Aber Serge hatte auch jetzt nichts als Thränen.

Nach einer langen Pause fing Albine zu sprechen an. Sie war aufgestanden und sagte entschlossen mit leiser Stimme:

„Geh ab!"

Serge erhob sich mit Mühe. Er raffte sein Brevier auf, das ins Gras gerollt war und ging ab.

„Geh ab!" wiederholte Albine, die ihm folgte und ihn vor sich her trieb, mit erhobener Stimme.

Sie trieb in von Gebüsch zu Gebüsch, führte ihn zur Bresche zurück, wo die Bäume ernst da standen. Und als Serge hier gesenkten Hauptes zögerte, schrie sie ihm heftig zu:

„Geh ab! Geh ab!"

Dann kehrte sie langsam in das Paradou zurück, ohne sich umzuwenden. Die Nacht sank hernieder, der Garten sah mit seinem Schatten nur noch wie ein großer Sarg aus.

XII.

Bruder Archangias war aufgewacht und stand auf der Bresche. Er schlug mit dem Stock gegen die Steine und fluchte abscheulich.

„Der Teufel soll ihnen die Beine brechen und sie aufeinander nageln wie Hunde! Er soll sie an den Füßen schleifen mit der Nase im Unflat!"

Aber als er sah, daß Albine den Priester von sich trieb, war er einen Augenblick starr vor Ueberraschung.

Dann schlug er noch stärker auf und brach in ein entsetzliches Gelächter aus.

„Lebewohl, Frauensmensch! Gute Reise! Geh und buhle mit Deinen Wölfen! ... Ach, Dir genügt ein Heiliger nicht. Du brauchst Eichenbäume. Willst Du meinen Stock? Hier, schlaf mit ihm!“

Er warf aufs Geratewohl in der Dämmerung seinen Stock hinter Albine her. Dann sah er den Pastor Mouret an und schalt:

„Ich wußte, daß Sie da drin waren. Die Steine waren verschoben ... Hören Sie, Herr Pfarrer, Ihre Schuld hat mich zu Ihrem Vorgesetzten gemacht. Gott sagt Ihnen durch meinen Mund, daß die Hölle nicht Qualen genug hat für die Priester, die dem Fleische sich hingeben. Wenn er so gnädig ist, Ihnen zu vergeben, so ist er zu gütig und verletzt seine Gerechtigkeit.“

Mit langsamen Schritten gingen beide nach les Artaud hinunter. Der Priester hatte die Lippen nicht aufgemacht. Allmählich hörte er auf zu zittern und hob wieder sein Haupt empor. Als er von fern am bläulichen Himmel die dunklen Umrisse der Einsamen sowie die roten Flecken des Kirchenziegeldachs wahrnahm, lächelte er matt. In seinen klaren Augen schimmerte volle Zufriedenheit und stille Heiterkeit.

Inzwischen stieß der Frater von Zeit zu Zeit einen Kieselstein mit dem Fuße vorwärts. Dann wandte er sich an seinen Gefährten, und redete ihn also an:

„Ist's diesmal nun aus? ... Als ich so alt wie Sie war, war ich besessen. Ein Dämon saß in meinen Lenden. Dann aber war es ihm zu langweilig, und er spazierte davon. Ich habe keine Lenden mehr. Ich lebe ruhig dahin ... O, ich wußte es wohl, daß Sie wiederkehren würden. Es sind jetzt drei Wochen her, daß ich Sie beobachte. Ich guckte in den Garten durch das Mauerloch. Ich hätte gern die Bäume gefällt. Oft habe ich mit Steinen hinein geworfen. Wenn ein

Ast zerbrochen herunter fiel, war ich zufrieden . . . Sagen Sie, ist es wirklich so außergewöhnlich, was man dort drin erfährt?“

Er hatte den Pastor Mouret mitten auf der Straße angehalten und sah ihn mit vor grimmiger Eifersucht leuchtenden Augen an. Die geahnten Wonnen des Paradou folterten ihn. Seit Wochen schon hatte er auf der Schwelle geharrt und von weitem die verdammungswürdigen Genüsse gewittert. Aber da der Geistliche nichts sagte, ging er wieder weiter mit Hohnlachen und brummte zweideutige Redensarten in den Bart.

Der Priester in Träumerei versunken, hörte nicht auf ihn. Sein Lächeln hatte zugenommen. Und als der Frater ihn vor der Pfarrhausthür verlassen hatte, ging er erst noch in die Kirche. Sie war ganz grau wie an jenem schrecklichen Regenabende, an dem die Versuchung ihn mit rauher Hand geschüttelt hatte. Aber sie war arm und roher Andacht, ohne den Goldflitter und ohne die beklemmende Angst, die vom Lande her eingedrungen war. Sie war in feierliches Schweigen gehüllt. Nur ein Flüstern der Barmherzigkeit schien durch sie zu gehen.

Vor dem großen Kruzifixe knieend, weinte der Priester heiße Zähren, die fröhlich über seine Wangen liefen, und murmelte:

O mein Gott! Es ist nicht wahr, daß du ohne Erbarmen bist. Ich fühle es, du hast mir vergeben! Ich fühle es an deiner Gnade, die wieder zu mir herabsteigt tropfenweise und mir das Heil langsam aber sicher bringt . . . O mein Gott, im Augenblicke als ich dich verließ, beschütztest du mich auf das Wirksamste. Du verbargst dich vor mir, um mich um so sicherer von dem Bösen fortziehen zu können, du ließest meinem Fleisch die Zügel schießen, um mich gegen seine Ohnmacht aufzubringen . . . Und jetzt, o Gott, sehe ich, daß du

mich für immer mit deinem Siegel versehen hast, dem erhabenen Siegel voller Wonne, das den Menschen über die Menschen erhebt und dessen Inschrift so unauslöschlich ist, daß sie früher oder später selbst auf schuldigen Gliedern wieder sichtbar wird. Du hast mich in der Sünde und der Versuchung gedemütigt. Du wolltest, daß nur noch Ruinen in mir seien, damit ich in Sicherheit mich wiegen kann. Ich bin ein treues Haus, in dem du wohnen kannst . . .

Außerhalb des Lebens, außerhalb der Kreaturen, von Allem geschieden, bin ich dein, o mein Gott, und will dir ewig dienen!

XIV.

Um diese Stunde schweifte Albine im Paradou noch mit der schmerzlichen Geberde eines verwundeten Rehes umher. Sie weinte nicht mehr. Ihr Gesicht war bleich, und eine tiefe Falte lagerte auf der Stirn. Weshalb litt sie denn diese Pein? Welches Vergehens war sie schuldig, da plötzlich der Garten ihr die Versprechung nicht hielt, die er ihr von Kindheit an gemacht hatte? Und still vor sich hingehend forschte sie sich aus, ohne die Alleen zu sehen, auf welche sich nach und nach der Schatten herabsenkte. Sie hatte doch immer den Bäumen gehorcht. Sie erinnerte sich niemals eine Blume zertreten zu haben. Sie war immer die geliebte Tochter des Laubwerks geblieben, das sie mit Ergebenheit anhörte und überließ sich ihnen voller Vertrauen in den glücklichen Stunden, die ihr blieben. Als ihr am letzten Tage das Paradou zugerufen hatte, sich unter seinem Riesenbaum zur Ruhe zu legen, hatte sie sich mit offenen Armen hingestreckt und die Lehren widerholt, welche ihr das Gras zuflüsterte. Wenn sie damals nicht fand, was sie sich vorwerfen konnte, so

verriet sie doch der Garten, der sie folterte, nur weil er sich an ihrem Leide erfreute. Sie blieb stehen und blickte um sich, die finstern Massen des Laubwerks bewahrten ein nachdenkliches Schweigen; die Seitenpfade, wo sich schwarze Mauern auftürmten, waren in undurchdringliche Finsternis eingehüllt; die Wiesenflächen in der Ferne schläferten die Winde ein, welche über sie fortstrichen. Und verzweifelt streckte sie mit abwehrendem Schrei die Hände aus. Aber ihre Stimme verklang, und die Bäume schwiegen. Dreimal beschwor sie das Paradou, zu antworten, ohne daß ihr eine Erwiederung von den Zweigen da oben gekommen wäre, ohne daß nur ein Blatt sich ihrer erbarmt hätte. Als sie dann wieder umherzuschweifen begann, beschlich sie eine eisige Winterkälte. Jetzt wo sie die Erde nicht mehr als empörendes Geschöpf befragte, hörte sie eine dumpfe Stimme am Boden entlang rauschen, das Lebewohl der Pflanzen, welche sich einen glücklichen Tod wünschten. Während eines Sommers die Sonne genossen, immer in Blüten gelebt zu haben, umgeben von beständigem Wohlgeruch, dann fortzugehen bei der ersten Qual, in der Hoffnung irgendwo wieder zu wachsen, war das nicht ein Leben, welches durch den Eigensinn weiter zu leben nur verlieren würde? Ach wie schön mußte es doch sein zu sterben und eine endlose Nacht vor sich zu haben, um an den kurzen durchliebten Tag zu denken und ewig dessen flüchtige Freuden in der Erinnerung festzuhalten.

Sie hielt von Neuem inne, ohne Widerstreben zu zeigen, bei der feierlichen Andacht des Paradou. Jetzt glaubte sie klar zu sehen. Ohne Zweifel, der Garten sparte ihr den Tod als äußersten Genuß auf. Zum Tode hatte er sie so sanft gerührt. Nach der Liebe kannte sie nur noch den Tod. Und niemals hatte der Garten sie so geliebt; sie hatte sich undankbar gezeigt, als sie ihn anklagte, sie blieb seine teuerste Tochter.

Das schweigende Laubwerk, die in Finsternis gehüllten Pfade, die Rasenplätze, die der Wind einlullte, schwiegen nur, um sie zu einem langen freudenreichen Schweigen einzuladen. Sie wünschten es alle mit besänftigender Kälte, und suchten unter ihre dürren Blätter, die Augen starr wie das Wasser der Quellen, die Glieder steif wie die nackten Zweige, das Blut ohne Leben, wie der Saft des Winters in den Bäumen. Vielleicht hatten sie schon beschlossen, daß sie im nächsten Jahre ein Rosenstrauch des Parterres, eine hell belaubte Weide oder eine junge Birke des Waldes werden solle. Das war das große Gesetz des Lebens: sie wollte sterben.

Dann lief sie den Tod suchend zum letzten Male durch den Garten. Welche wohlriechende Pflanze brauchte ihre Haare, um den Wohlgeruch ihrer Blätter noch zu erhöhen? Welche Blume bat sie um ihre Haut, um die frische Weiße ihrer Arme, um das zarte Rosa ihres Nackens? Welchem kranken Strauch sollte sie ihr junges Blut weihen? Sie wäre gern den Kräutern nützlich gewesen, welche am Rande der Alleen wucherten, sie hätte sich gern dort getötet, damit saftiges Grün aus ihr stolz, kräftig hervorsprosse, ein lieblicher Aufenthalt für die Vögel im Mai, glühend von der Sonne geliebkost. Aber das Paradou blieb noch lange stumm und entschloß sich nicht, ihr anzuvertrauen, in welchem letzten Kusse sie an sich ziehen wolle. Ueberall mußte sie zurückkehren, immer wieder zu ihren alten Spaziergängen pilgern. Die Nacht war schon fast hereingebrochen, und es schien ihr, als ob sie nach und nach in die Erde einsänke. Sie stieg auf die großen Felsen und fragte, ob sie auf ihrem Bette von Kieselsteinen sterben solle. Sie durchschritt langsam den Wald und wünschte sich, daß eine Eiche umstürzen und sie unter der Wucht ihres Falles begraben möchte. Sie ging am Saume der Wiesen entlang, neigte sich fast bei jedem Schritte und blickte auf den Grund des

Wassers, ob ihr nicht inmitten der Seerosen eine Ruhestätte bereitet sei. Nirgends jedoch rief sie der Tod und streckte seine kalten Hände nach ihr aus. Indessen täuschte sie sich nicht. Wohl würde sie das Paradou zu sterben lehren, wie es sie zu lieben gelehrt hatte. Sie begann wieder durch das Gebüsch zu eilen, ungestümer als an den lauen Vormittagen, an denen sie die Liebe suchte. Und als sie gerade im Parterre ankam, wußte sie, daß der Tod in den Wohlgerüchen des Abends liege. Sie lachte vor Lust laut auf. Sie wollte mit den Blumen sterben.

Zuerst lief sie in das Rosengebüsch. Da durchstöberte sie beim letzten Schimmer der Dämmerung die großen Sträucher und pflückte alle Rosen, welche beim Annahen des Winters verwelkten. Sie pflückte sie auf der Erde ohne sich um die Dornen zu bekümmern; sie pflückte sie vor sich mit beiden Händen; sie pflückte sie über sich, indem sie sich auf die Fußspitzen stellte und die Sträucher auseinander faltete. Eine solche Hast trieb sie, daß sie die Zweige zertrat, sie, die sich vor dem geringsten Hälmchen in Acht nahm. Bald hatte sie die Arme voller Rosen, eine Last unter der sie schwankte. Dann kehrte sie in den Pavillon zurück, und als sie ihre Rosen auf dem Fußboden des Zimmers mit der blauen Decke hatte fallen lassen, stieg sie wieder in das Parterre hinab.

Dann suchte sie Veilchen. Sie machte daraus große Sträuße, welche sie einzeln gegen ihre Brust drückte. Darauf suchte sie Nelken, schnitt sogar die Knospen ab und wand Riesengarben von weißen Nelken, die Milchschalen ähnlich sahen und die Riesengarben roter Nelken wie Satten voll Blut. Und sie suchte nach Orchideen, Wunderblumen, Heliotropen und Lilien; sie nahm die letzten aufgeblühten Stengel der Orchideen, deren Atlasrüschen sie mitleidslos zerknitterte; sie zerstörte die Beete der Wunderblumen, die sich kaum bei der Abendluft ge-

geöffnet hatten; sie mähte das Heliotropen-Feld, die sie haufenweise einerntete; sie schob sich Sträuße von Lilien und Schilfrohr unter die Arme. Als sie sich wieder beladen hatte stieg sie wieder zum Pavillon hinauf und warf neben die Rosen die Veilchen, Nelken, Orchideen, Wunderblumen, Heliotropen und Lilien. Und ohne Atem zu schöpfen, stieg sie wieder hinab.

Diesmal begab sie sich in die melancholische Ecke, die gleichsam der Kirchhof des Parterres war. Ein heißer Herbst hatte eine zweite Reihe von Frühlingsblumen gedeihen lassen. Sie stürzte sich besonders auf die Beete von Tuberosen und Hyazinten, kniete inmitten der Kräuter und nahm ihre Ernte mit der Vorsicht eines Geizhalses auf. Die Tuberosen schienen ihr kostbare Blumen, welche tropfenweise Gold, Reichtümer, außerordentliche Güter destillirten. Die von ihren Körnern ganz mit Perlen besetzten Hyazinten sahen wie Halsbänder aus, von denen jede Perle den Menschen unbekannte Freuden bringen würde. Und obgleich sie in dem Armvoll Hyazinten und Tuberosen, welche sie abgeschnitten hatte, verschwand, plünderte sie noch *ein* Mohnfeld und ein Feld von Ringelblumen. Über die Tuberosen, über die Hyazinten häufte sie Ringel- und Mohnblumen. Im Laufschritt kam sie zurück um sich der Last in ihrem Zimmer zu entledigen und sorgte, daß der Wind ihr auch nicht einen Blumenstengel forttrug. Sie ging wieder hinab.

Was sollte sie jetzt noch pflücken? Sie hatte das ganze Parterre abgeerntet. Als sie sich auf die Fußspitzen stellte, sah sie unter dem noch grauen Schatten nur noch das tote Parterre, welches nicht mehr die zarten Augen seiner Rosen hatte, das Lachen seiner roten Nelken, die wohlriechenden Haare seiner Heliotropen. Dennoch konnte sie nicht wieder mit leeren Händen hinaufgehen. Sie machte sich an die Kräuter, an das Grüne, kroch mit der Brust auf dem Boden und suchte

in höchster, leidenschaftlicher Aufwallung selbst diesen fortzureißen. Sie nahm wohlriechende Pflanzen, Citronenkraut, Minzen, Verbenen mit denen sie ihr Kleid anfüllte. Sie fand eine Einfassung von Balsamkraut und ließ nicht ein einziges Blatt davon übrig. Sie nahm sogar zwei große Fenchelstauden, welche sie sich wie zwei Bäume über die Schulter warf. Dann drehte sie sich auf der Schwelle des Pavillons um und warf einen letzten Blick auf das Paradou. Es war dunkel, die vollständig hereingebrochene Nacht hatte einen schwarzen Schleier über sein Gesicht geworfen. Und sie stieg hinauf um nicht wieder hinabzusteigen.

Das große Zimmer war bald geschmückt. Sie hatte eine Lampe angezündet und auf die Konsole gestellt. Sie wand Blumen, die mitten im Zimmer aufgehäuft waren und machte große Büschel daraus, die sie in allen Ecken zerstreute. Zuerst stellte sie hinter die Lampe auf die Konsole die Lilien, die wie ein Spitzenwerk aussahen, welche das Licht mit seiner weißen Reinheit milderte. Dann trug sie Hände voll Nelken und Orchideen auf das alte Kanapee, dessen roter bunter Stoff schon mit roten seit hundert Jahren verwelkten Boukettsbesät war, der Stoff verschwand unter einem Haufen von Orchideen und Nelken, die sich längs der Wand auf dem Kanapee hinstreckten. Dann stellte sie die vier Lehnstühle vor dem Alkoven auf; den ersten füllte sie mit Ringelblumen, den zweiten mit Mohn, den dritten mit Wunderblumen, den vierten mit Heliotropen; die Lehnstühle, von denen man nur noch das Ende der Lehne sehen konnte, schienen Grenzsteine von Blumen zu sein. Endlich dachte sie an das Bett und brachte ans Kopfende einen kleinen Tisch, auf welchen sie einen großen Haufen von Veilchen stellte, und mit vollen Händen bedeckte sie ganz und gar das Bett mit allen Hyazinten und Tuberosen, welche sie gebracht hatte. Das Bett war so dicht bedeckt, daß es

vorne, an den Füßen, am Kopfe, an der Bettwand überragte und die Dolden herunterhängen ließ. Das Bett war nur noch ein großes Blumenbeet. Indessen die Rosen blieben noch übrig, sie warf sie aufs Geratewohl weg und achtete nicht darauf wohin sie fielen, die Konsole, das Kanapee, die Lehnstühle bekamen welche und eine Ecke des Bettes wurde damit überschwemmt. Während einiger Minuten regnete es Rosen büschelweise im Platzregen wie Gewittertropfen, welche in den Löchern des Fußbodens Lachen bildeten. Aber da sich der Haufen kaum verminderte, flocht sie Guirlanden, welche sie an die Wände hing. Die Liebesgötter von Gips, welche über dem Alkoven schäkerten, bekamen Rosenguirlanden. Die blaue Decke, das ovale Tafelwerk, das mit Knoten von fleischfarbigem Band eingefaßt war, waren eingehüllt in einen Mantel, ein Gewand von Rosen. Das große Zimmer war geschmückt. Jetzt konnte sie darin sterben.

Einen Augenblick stand sie da und blickte vor sich hin, dachte nach und suchte, ob der Tod da wäre. Sie nahm das duftende Grün, das Citronenkraut, die Minzen, die Verbenen, den Balsam und das Fenchelkraut drehte und wand sie, um daraus Pfropfen zu machen, mit denen sie die kleinsten Ritzen und Löcher der Thür und Fenster ausstopfte. Dann zog sie die weißen grob genähten Kaliko-Vorhänge herunter und legte sich stumm, ohne einen Seufzer, auf das Bett mit den blühenden Hyazinten und Tuberosen.

Das war ein letzter Hochgenuß. Mit ihren großen Augen lächelte sie dem Zimmer zu. Wie hatte sie in diesem Zimmer geliebt! Wie glücklich sollte sie darin sterben! Jetzt hatten die Liebesgötter nichts Unkeusches mehr für sie, stieg nichts Beunruhigendes mehr von den Gemälden, wo Frauenglieder sich wälzten. Nur der erstickende Wohlgeruch der Blumen füllte das blaue Zimmer. Es schien ihr, als ob dieser Parafin nichts anderes wäre, als der Geruch alter Liebe, von dem

der Alkoven immer noch angehaucht war, ein vergrößerter, ein verhundertfachter, so stark gewordener Duft, daß er Beklemmung verursachte. Vielleicht war es der Atem der toten Dame, die vor einem Jahrhundert gestorben war. Sie war ihrerseits berauscht in diesem Duft. Ohne sich zu rühren, faltete sie die Hände auf dem Herzen, lachte und lauschte auf die wohlriechenden Blumen, die ihrem summenden Kopfe zuzischelten. Eine seltsame Musik von Gerüchen spielten sie ihr vor, die sie sachte, ganz leise einlullte. Erst war es ein heitres, kindliches Präludium: ihre Hände, die das Laubwerk zerknitterten, hauchten den herben Geruch der zertretenen Kräuter, erzählten ihr von Sprüngen eines jungen Mädchens in dem wilden Paradou. Darauf ließ sich ein Flötengesang hören, liebliche, würzige Töne, die von den Veilchen auf dem Tische am Kopfende herüberschallten und diese Flöte, die ihre Melodie mit ihrem Atem mischte, sang ihr unter regelmäßiger Begleitung der Lilien auf der Konsole von den Reizen ihrer ersten Liebe, dem ersten Geständnis, dem ersten Kuß im Walde. Aber sie war dem Ersticken nahe, ihre Leidenschaft stieg auf bei dem plötzlichen Glanze der Nelken im würzigen Dufte, deren eherne Stimme alle andern eine zeitlang beherrschte. Sie glaubte im Todeskampf zu liegen beim krankmachenden Schwatzen der Ringel- und Mohnblumen, welche sie an ihre quälenden Wünsche erinnerte. Und plötzlich beruhigte sich alles: sie atmete freier und fühlte sich lieblicher umfangen, eingewiegt durch eine Tonleiter, die von den Orchideen herabtönte und langsam verhallte, sodann auch durch eine herrliche Hymne der Heliotropen, deren Vanille-Atem das Herannahen der Hochzeit verkündete. Die Wunderblumen zischelten hin und wieder verstohlen einen Triller. Dann herrschte Schweigen. Die Rosen zogen schmachtend ein. Vom Plafond drangen Stimmen wie ein ferner Chor herab. Ein großartiges Zusammenspiel, das sie anfangs mit einem leichten

Schauer hörte. Der Chor schwoll an, bald schwankte sie hin und her von den wunderbaren Klängen, die um sie her laut wurden. Die Hochzeit war gekommen, der Tusch der Rosen kündete den feierlichen Augenblick an. Die Hände gegen das Herz gepreßt, keuchte sie ohnmächtig, sterbend. Sie öffnete den Mund und suchte den Kuß, der sie ersticken sollte. Da kam eine Wolke von den Hyazinten und Tuberosen hervor und hüllte sie in ihren Duft ein, daß sie tief aufseufzte, so daß der Rosenchor nicht mehr zu hören war. Albine war gestorben unter dem Schluchzen der Blumen.

XV.

Am andern Tage gegen drei Uhr sahen die Teuse und Bruder Archangias, die auf dem Altan des Pfarrhauses plauderten, das Kabriolett des Doktor Pascal in vollstem Galopp durch das Dorf fahren. Heftige Peitschenhiebe fielen aus dem niedergelassenen Kutschenverdeck auf das Pferd.

„Wo fährt er denn so rasch hin?" murmelte die alte Wirtschafterin. „Er wird sich noch Hals und Beine brechen."

Das Kabriolett war unten an der Anhöhe angelangt, auf welcher die Kirche erbaut war. Plötzlich bäumte sich das Pferd und stand still. Der Doktor steckte seinen weißen zerzausten Kopf aus dem Kutschenverdeck hervor.

„Ist Serge da?" rief er mit ingrimmiger Stimme.

Die Teuse hatte sich bis zum Rande der Anhöhe genähert.

„Der Herr Pfarrer ist in seinem Zimmer," antwortete sie. „Er wird wohl sein Brevier lesen . . . Haben Sie ihm etwas zu bestellen? Soll ich ihn rufen?"

Der Onkel Pascal, der ganz außer Fassung zu sein schien, schüttelte ungeduldig die rechte Hand, welche die Zügel hielt. Er bog sich soweit hinaus, daß er Gefahr lief, aus dem Wagen zu fallen und versetzte:

„So! Also er liest sein Brevier! ... Nein, rufen Sie ihn nicht! Ich würde ihn umbringen und das hat keinen Zweck ... Ich habe ihm zu sagen, daß Albine tot ist, verstehen Sie! Sagen Sie ihm, ich ließe ihm sagen, daß sie tot ist!"

Er verschwand und gab dem Pferde einen so derben Peitschenhieb, daß das Tier davonsauste. Aber etwa zwanzig Schritt weiter ab hielt er wiederum still, steckte den Kopf hervor und schrie noch lauter:

„Sagt's ihm auch, ich ließe ihm sagen, daß sie schwanger war! Das wird ihm vielleicht lieb sein zu hören!"

Das Kabriolett sauste wieder in rasendem Galopp dahin. Mit beunruhigten Stößen rollte es die steinige Landstraße des Abhanges hinauf, die nach dem Paradou führte. Die Teuse stand wie angedonnert da. Bruder Archangias lachte höhnisch und sah sie mit Augen, in denen eine wilde Flamme loderte, an. Sie stieß ihn die Treppe des Altans hinunter, daß er beinahe gefallen wäre.

„Macht, daß Ihr fort kommt," stotterte sie vor Ärger hervor, den sie an ihm ausließ. „Ich werde Euch schließlich noch verabscheuen! ... Ist es möglich, sich über den Tod eines Menschen zu freuen! Ich habe dies Mädchen zwar nicht lieb gehabt. Aber es ist doch eine traurige Geschichte, wenn man in ihrem Alter stirbt. Vorwärts, macht daß Ihr fort kommt! und lacht nicht noch einmal so, oder ich schmeiße Euch meine Scheere ins Gesicht!"

Es war erst gegen ein Uhr, als ein Bauer, der nach Plassans gekommen war um Gemüse zu verkaufen, den Doctor Pascal von dem Tode Albinens benachrich-

tigt und gesagt hatte, daß Jeanbernart ihn zu sprechen wünschte. Jetzt fühlte sich der Doktor ein wenig erleichtert, weil er beim Vorüberfahren an der Kirche seinem Zorn durch das Zurufen vorhin Luft gemacht hatte. Er hatte einen Umweg gemacht, um sich diese Genugthuung zu verschaffen, und machte sich wegen dieses Todesfalles Vorwürfe, als wäre er in einem Verbrechen verwickelt gewesen. Den ganzen Weg über hatte er sich unaufhörlich mit Schimpfworten überhäuft, sich die Augen getrocknet, um besser das Pferd lenken zu können, und war mit dem Kabriolett gegen einen Haufen Steine gefahren, wobei er nur bedauerte, daß es nicht umgeschlagen sei und er nicht Arm und Beine gebrochen habe. Als er in den Hohlweg einbog, der längs der unabsehbaren Parkmauer hinlief, überkam ihn ein Schimmer von Hoffnung, vielleicht war Albine nur scheintot. Der Bauer hatte ihm erzählt, daß sie sich durch Blumenduft erstickt hatte. Ach, wenn er noch rechtzeitig ankäme, um sie zu retten! Und er schlug wie wild auf das Pferd, als wenn er sich selbst hätte schlagen mögen.

Der Tag war herrlich. Wie in den schönen Tagen des Mai glänzte der Pavillon im Sonnenschein. Aber der Epheu, der bis zum Dach reichte, hatte schon rostgefleckte Blätter, und die Honigfliegen umsummten nicht mehr die Levkojen, die aus den Spalten hervorwuchsen. Rasch band er sein Pferd an und stieß das Gartenthor auf. Er hoffte Jeanbernart wie gewöhnlich in tiefem Schweigen dasitzen zu sehen. Aber der Alte war nicht da auf der Bank.

„Jeanbernart!" rief der Doktor.

Niemand antwortete. Als er in die Hausflur trat, sah er etwas, was er noch nie gesehen hatte. Hinten in der Flur neben dem dunklen Treppenverschlage stand eine Thür offen, die auf das Paradou führte. Der unermeßliche Garten, von bleichem Sonnenschein umflimmert, schüttelte rauschend seine vergilbten Blätter in

herbstlich resignierter Melancholie. Er trat über die Schwelle dieser Thür und ging einige Schritte durch das feuchte Gras.

„Ah! Sie sind's Doktor!" sagte Jeanbernart mit ruhiger Stimme.

Der Alte grub mit kräftigen Spatenstichen ein Loch am Fuße des Maulbeerbaumes. Er hatte seinen langen Leib beim Nahen von Schritten in die Höhe gerichtet. Dann machte er sich wieder an die Arbeit und warf mit einem Stich einen gewaltigen Lehmklumpen auf.

„Was macht Ihr da?" fragte Doktor Pascal.

Jeanbernart richtete sich wieder auf und wischte mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirn.

„Ich mache ein Loch," antwortete er einfach. „Sie hat immer den Garten lieb gehabt und wird da wohl aufgehoben sein für den letzten Schlaf."

Der Doktor war vor Bewegung sprachlos. Er stand eine Weile am Rande der Grube und sah zu wie Jeanbernart derb den Spaten einstach.

„Wo ist sie?" sagte er endlich.

„Oben in ihrem Zimmer. Ich habe sie auf dem Bett gelassen. Ich möchte, daß Sie ihr am Herzen horchen, bevor ich sie da 'rein lege . . . Ich habe schon gehorcht, aber nichts gehört."

Der Doktor ging die Treppe hinauf. Das Zimmer war unberührt geblieben. Nur ein Fenster war geöffnet. Die Blumen waren verwelkt und in ihrem eigenen Duft erstickt; sie hatten nur noch den faden Geruch von Blumenleichen. Im Hintergrund des Alkovens jedoch war eine Hitzwolke, das ihm der Puls stockte; sie verbreitete sich im Zimmer und zog langsam stoßweise durch's Fenster. Albine lag ganz bleich, die Hände auf dem Herzen, in lächelndem Schlummer da, von Hyazinten und Tuberosen umgeben. Ja, sie sah verklärt aus, sie hatte einen sanften Tod gefunden. Vor dem Bett stehend, betrachtete sie der Doktor

lange Zeit mit jenem scharfen Blick der Gelehrten der Tote lebendig machen kann. Dann küßte er sie auf die Stirn, die ihre beginnende Mutterschaft schon leicht gefurcht hatte; er wollte ihre auf der Brust gefalteten Hände nicht fortnehmen. Von unten im Garten hörte man noch immer die dumpfen regelmäßigen Spatenstiche Jeanbernarts.

Nach Verlauf einer Viertelstunde jedoch kam der Alte hinauf. Er hatte seine Arbeit beendigt. Er fand den Doktor vor dem Bett sitzend in solche Träumerei vertieft, daß er die hellen Thränen, die von seiner Backe einzeln herabrollten, nicht zu spüren schien. Die beiden Männer wechselten nur einen Blick. Dann sagte Jeanbernart langsam nach einer Pause mit seiner bekannten weitausholenden Handbewegung:

„Gelt, ich hatte Recht, es giebt nichts, nichts, nichts, ... All' das ist blos Gaukelei und Possenspiel."

Er stand aufrecht da, dann las er die Rosen auf, die vom Bett gefallen waren und warf sie eine nach der andern auf Albinens Kleider.

„Das Blumenvölkchen lebt nur einen Tag," sagte er sodann; „während Unkraut, wie ich, Steine durchbricht wo das wächst ... Jetzt ist's mit mir aus, gute Nacht, ich kann enden. Man hat mir mein letz'tes Stückchen Sonnenschein weggepustet; 's ist alles Possenspiel."

Dann setzte auch er sich hin. Er weinte nicht, er sah stumm verzweifelt aus wie ein Automat, dessen Mechanik zerbrochen ist. Instinktmäßig streckte er seine Hand aus und nahm das Buch von dem mit Veilchen bedeckten Tisch. Es war eine Scharteke von Holdbach, die er schon am Morgen beim Wachen an der Leiche Albinens las. Als der Doktor schwieg und nach Fassung rang, begann er wieder die Seiten umzuschlagen. Aber plötzlich kam ihm ein Gedanke:

„Wenn sie mir beistehen würden," sagte er zum

Doktor, „so würden wir Beide sie hinunterbringen und sie mit all ihren Blumen begraben."

Dem Onkel Pascal überlief es eiskalt. Er setzte ihm auseinander, daß es nicht erlaubt sei, die Toten so zu bestatten.

„Was? das ist nicht erlaubt!" schrie der Alte. „Na gut! ich erlaube es mir! . . . Gehört sie nicht mir an? Glauben Sie etwa, ich werde sie mir von dem Geistlichen wegnehmen lassen? Laß sie ankommen, wenn sie mit Schüssen empfangen werden wollen!"

Er war aufgestanden und schwang erregt sein Buch. Der Doktor faßte ihn bei den Händen, drückte sie und bat ihn ruhig zu bleiben. Lange sprach er eindringlich auf ihn ein, was ihm auf die Zunge kam: er klagte sich an, dann kam er in unbestimmten Ausdrücken auf die zurück, die Albine getötet hatten.

„Hört," sagte er zuletzt, „sie gehört Euch nicht länger an, Ihr müßt sie ihnen zurückgeben."

Aber Jeanbernart schüttelte den Kopf und wollte nichts davon wissen. Doch war seine Zuversicht erschüttert und er meinte zuletzt:

„Na meinetwegen. Sie mögen sie nehmen und mag sie ihnen das Genick umdrehen! Ich wünschte, sie ginge noch als Gespenst um, daß sie vor Furcht krepierten . . . Uebrigens habe ich noch etwas da unten abzumachen. Ich werde morgen hingehen . . . Lebt wohl, Doktor! das Loch ist für mich bestimmt."

„Als der Doktor fort war, setzte er sich wieder bei der Toten hin und las weiter.

XVI.

Am heutigen Morgen gab es ein großes Wirtschaften und Leben auf dem Hofe der Pfarrei. Der Schlächter von les Artaud hatte soeben Mathes, das

Schwein, unter dem Schuppen geschlachtet. Desirée hatte dem Tiere die Füße gehalten, während es sich ausblutete, und hatte ihm das Rückgrat geküßt, damit es nicht so sehr das Messer fühlte, indem sie ihm sagte, daß es geschlachtet werden müßte, weil es jetzt so fett sei. Niemand konnte so gut wie sie einer Gans mit *einem* einzigen Hiebe den Kopf abtrennen oder die Kehle eines Huhnes durchschneiden. Ihre Liebe zu den Tieren vertrug sich ganz gut mit diesem Abschlachten. Das sei notwendig, sagte sie; dadurch werde für die Jungen die heranwuchsen, Raum geschaffen. Und so war sie denn guter Dinge.

„Eins geht weg, das andere kommt!“ rief sie hüpfend und sich um sich selbst drehend. Aber komm doch nur und sieh selbst Teuse!“

Es war elf Uhr. Ab und zu tönte Gesang der Kirche. Man vernahm ein verworrenes Gemur ein Gebet-Herstammeln, von dem einige abgerissene teinische Wörter, die mit lauter Stimme gesagt wur zu hören waren.

„Ich muß läuten gehen,“ murmelte die alte schafterin; „sonst komm ich nicht zu Ende . . . wollen Sie denn noch, Fräulein?“

Sie wartete die Antwort nicht ab, sondern sich auf eine Hühnerbande, die gierig das Blut den Terrinnen tranken, und verscheuchte sie wüthend Fußtritten. Dann deckte sie die Terrinnen zu und sa

„Recht so! Anstatt mich zu quälen, sollen lieber auf die Bestien Acht geben . . . Wenn Sie ihnen freien Zug lassen, werden wir wohl keine Blutwurst kriegen, verstanden?“

Desirée lachte. Was für ein Malheur, daß die Hühner ein bischen Blut getrunken hätten! Das machte sie ja noch fetter. Dann wollte sie die Teuse zur Kuh hinführen. Die aber wollte nichts davon wissen und machte sich los.

„Ich muß läuten gehen . . . Das Begräbnis wird gleich da sein. Sie hören doch?“

In diesem Augenblicke tönten die Stimmen in der Kirche lauter, und schleppender schallte der Sterbegesang. Ein deutlich hörbares Geräusch von Tritten kam näher.

„Nein, sieh doch nur hin,“ drängte Desirée und schob sie nach dem Stall zu. „Sage mir, was ich machen muß.“

Die Kuh lag auf der Streu, drehte den Kopf um und folgte ihnen mit ihren großen Augen. Und Desirée behauptete, das ihr bestimmt etwas fehle. Vielleicht konnte man ihr helfen, daß sie nicht soviel zu leiden hätte. Die Teuse zuckte mit den Achseln. Als ob die Tiere ihre Angelegenheit nicht selbst in Ordnung zu bringen verständen. Man solle sie nicht quälen, das wäre Alles. Dann ging sie endlich auf die Sakristei zu, stieß aber beim Schuppen angekommen, wieder einen Schrei aus.

„Heda, holla!“ rief sie mit geballter Faust. „Ach die Kanaille!“

Unter dem Schuppen lag das Schwein das abgebrüht werden sollte, lang ausgestreckt auf dem Boden, und streckte alle Viere von sich. Das Loch vom Messer an seinem Halse war ganz frisch und Blutstropfen perlten heraus. Eine kleine, weiße Henne von zartem Aussehen pickte die Blutstropfen einzeln weg.

„Du lieber Himmel! sie läßt sich's gut schmecken,“ sagte Desirée ruhig.

Sie hatte sich über das Schwein gebückt, klopfte ihm den vollen Bauch und sagte:

„Nicht wahr, Dicker? du hast ihnen auch manches Mal ihr Futter gestohlen, dafür können sie auch jetzt deinen Hals anfressen.“

Die Teuse legte hurtig ihre Schürze ab und bedeckte damit den Hals von Mathes. Dann ging sie eilig in die Kirche. Die große Thür knarrte in den

rostigen Angeln, ein stoßweiser Gesang drang durch die Thür hinaus. Und plötzlich begann die Glocke in regelmäßigen Stößen zu läuten. Desirée, die vor dem Schwein kniete und ihm noch immer auf den Bauch schlug, lauschte empor und lächelte. Da sie sich nun allein sah, blickte sie verstohlen um sich und huschte in den Stall, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Sie wollte der Kuh Beistand leisten.

Die kleine Gitterthür des Kirchhofes, die man ganz hatte öffnen wollen, um den Leichnam hindurchbringen zu können, hing halb losgerissen an der Mauer. Auf dem leeren Felde ruhte die Sonne und dörrte das Gras. Der Trauerzug trat unter Absingen des letzten Verses des Misserere ein. Dann herrschte Schweigen.

„Requiem aeternam dona ei, Domine“*) sagte der Pastor Mouret mit ernster Stimme.

„Et lux deepetua lucet ei,“**) fügte Bruder Archangias wie ein Sänger tremolierend hinzu.

Zuerst kam Vinzens im Chorhemd mit dem Kreuz, einem großen halb versilberten Kupferkreuz, das er mit beiden Händen hoch in der Luft trug. Dann schritt der Pastor Mouret einher, erhobenen Hauptes aber bleich in schwarzem Meßgewande. Er sang mit bebenden Lippen, seine Augen starrten in die Ferne vor sich hin. Das Licht der brennenden Kerze, die er in der Hand hielt, war im hellen Tageslicht kaum zu sehen. Und zwei Schritte hinter ihm, so daß er ihn fast berührte, kam der Sarg Albinens, den vier Bauern auf einer Art schwarz angestrichenen Totenbahre trugen. Der schlecht mit einem zu kurzen Tuch bedeckte Sarg ließ am Fußende die frischen Fichtenbretter sehen. Auf das Tuch waren Blumen gestreut, einige Handvoll weißer

*) Gieb ihr die ewige Ruhe, o Herr und Gott!
**) Und das ewige Licht erleuchte sie!

Rosen, Hyazinten und Tuberosen, die vom Bett der Toten selbst entnommen waren.

„Gebt doch Acht!“ rief Bruder Archangias den Bauern zu, als diese die Bahre ein wenig wiegten, damit sie hindurch konnten, ohne an die Gitterthür anzuhacken. „Ihr werdet noch Alles auf die Erde werfen.“

Und er stützte den Sarg mit seiner massiven Hand. Er trug das Weihbecken in Ermangelung eines Küsters und ersetzte gleichzeitig auch den Vorsänger, den Feldhüter, der nicht hatte kommen können.

„Kommt Ihr auch gleich herein?“ fragte er, sich umwendend.

Es war noch ein Leichenzug da, der Kleine von der Rosalie, der Tags zuvor an Krämpfen gestorben war. Die Mutter war da, der Vater, die alte Brichet, Katharine und zwei große Mädchen, Roussee und Lisa. Die letztern trugen den Sarg des Kleinen, jede an einem Ende.

Plötzlich brachen die Stimmen ab. Ein neues Schweigen folgte. Die Glocke läutete noch immer ohne sich zu beeilen, in ihrer ergreifenden Weise. Der Zug ging durch den ganzeu Kirchhof nach dem Winkel zu, der die Kirche und die Mauer des Hofes bildete. Heuschreckenschwärme flogen davon, Eidechsen krochen hurtig in ihre Löcher zurück. Eine dumpfige Schwüle lastete schwer auf diesem lehmigen Eckchen. Das leise Geräusch des von den Füßen der Leidtragenden zertretenen Grases klang wie unterdrücktes Schluchzen.

„Da bleibt stehen,“ sagte der Frater, und versperrte den beiden großen Mädchen, die den Kleinen trugen, den Weg. „Wartet, bis die Reihe an Euch ist. Ihr braucht uns nicht im Wege zu stehen.

Die großen Mädchen setzten den kleinen Sarg auf die Erde. Rosalie, Fortunat und die alte Brichet blieben in der Mitte des Kirchhofes stehen, während Katharine verstohlen dem Bruder Archangias folgte. Albinens

Gruft war links von dem Grabe des Pastor Caffin gegraben, dessen weißer Lilienstein in der Sonne glitzerte. Die gähnende Oeffnung, die erst am Morgen gegraben worden war, war von dicken Grasbüscheln umgeben; an dem Rande wiegten halb ausgerissene hohe Pflanzen ihre Stengel herab; eine Blume war hinunter gefallen und hob sich mit ihren roten Blättern von der schwarzen Erde ab. Als der Pastor Mouret näher trat, wich die weiche Erde unter seinen Füßen; er mußte zurücktreten, um nicht in die Grube zu fallen.

„Ego sum . . .“ intonierte er mit voller Stimme, welche die Klagetöne der Glocke übertönte.

Während der Antiphone warfen die Umstehenden unwillkürlich verstohlene Blicke in die leere Gruft. Vinzens, der dem Priester gegenüber am Fußende der Grube sein Kreuz aufgepflanzt hatte, stieß kleine Erdklümpchen mit dem Fuße hinein, an deren Fall er sich ergötzte; und darüber mußte auch Katharine lachen, die hinter ihm sich auf ihn lehnte, um besser sehen zu können. Die Bauern hatten die Bahre in das Gras gesetzt. Sie reckten sich die Arme, während Bruder Archangias den Weihwedel in Stand setzte.

„Hierher, Voreau!“ rief Fortunat.

Der große schwarze Hund, der die Totenbare beschnupperte, lief mürrisch bellend zurück.

„Du lieber Gott, er ist uns nachgelaufen,“ sagt Lisa, im Stillen ergötzt darüber.

Jedermann sprach halblaut um den Sarg des Kleinen. Der Vater und die Mutter dachten kaum mehr dran; wenn sie aber wieder auf ihn hinsahen, wie er zwischen ihnen zu ihren Füßen stand, schwiegen sie.

„Und Vater Bambousse hat nicht kommen wollen?“ fragte die Rousse.

Die alte Brichet hob ihre Augen gen Himmel.

„Er sprach gestern davon, alles entzwei zu schlagen, als der Kleine tot war,“ murmelte sie. „Nein, das ist

kein guter Mensch, ich sag's in Eurer Gegenwart, Rosalie ... Hätte er mich nicht beinah erwürgt, als er mir zuschrie, daß man ihn bestohlen hätte, daß er eines von seinen Getreidefeldern hingeben würde, wenn der Kleine bloß drei Tage vor der Hochzeit gestorben wäre!"

„Das konnte man doch nicht wissen," meinte in boshafter Weise der lange Fortunat.

„Was schadet das, wenn der Alte auch ärgerlich ist!" fügte Rosalie hinzu. „Wir sind nun einmal verheiratet trotz alledem."

Sie lächelten sich über der kleinen Totenbare zu mit leuchtenden Augen. Lisa und Rousse stießen sich mit dem Ellbogen an. Alle wurden wieder ernst. Fortunat hatte ein Stück Erde aufgehoben, um Voreau damit zu verjagen, der jetzt zwischen den alten Steinfließen umherstrich.

Vor der Gruft sagte der Pastor Mouret die letzten Verse des De profundis her. Dann näherte er sich dem Sarge mit langsamen Schritten, richtete sich in die Höhe und betrachtete ihn einen Augenblick ohne mit den Wimpern zu zucken. Er schien größer zu sein, sein Gesicht glänzte wie durchsichtig. Und er bückte sich und hob eine Hand voll Erde auf, die er in Kreuzform auf die Bahre streute. Er recitierte mit so klarer Stimme, daß keine Silbe davon verloren ging.

Ein Schauer durchflog die Reihen der Umstehenden. Lisa war nachdenklich geworden und meinte gelangweilt:

„Es ist doch kein fröhlicher Gedanke, wenn man bedenkt, daß man auch einmal hier ankommt."

Bruder Archangias hielt den Weihwedel dem Priester hin. Dieser schwang ihn über seinem Haupte zu verschiedenen Malen. Er murmelte:

„Requiescat in pace."

„Amen," antwortete Vinzens und der Frater zugleich, der Eine mit spitzer, der Andere mit grober

Stimme, worüber Katharine sich die Faust in den Mund stopfen mußte, um nicht loszuprusten.

„Nein, nein, das ist nicht lustig," fuhr Lisa fort. „Es ist nicht einmal Jemand bei diesem Begräbnis zugegen. Ohne uns würde der Kirchhof leer sein."

„Man sagt, daß sie sich den Tod gegeben hat," sagte die alte Brichet.

„Jawohl, ich weiß," unterbrach die Rousse. „Der Frater wollte nicht, daß man sie bei den Christenmenschen beerdigen sollte. Aber der Herr Pfarrer hat geantwortet, daß die Ewigkeit für Alle da sei. Ich war dabei . . . Einerlei, der Philosoph hätte doch kommen müssen."

Aber Rosalie mochte ihr ein Zeichen, zu schweigen.

„Ei, sieh Dich doch um, da ist ja der Philosoph!"

In der That trat Jeanbernart in den Kirchhof. Er ging geradewegs auf die Gruppe an der Gruft zu. Sein Schritt war noch elastisch, daß er kein Geräusch machte. Er blieb hinter dem Bruder Archangias stehen dessen Genick er eine Weile genau anzusehen schien. Dann zog er, nachdem der Pastor Mouret mit den Gebeten zu Ende war, ruhig ein Messer auf der Tasche, klappte es auf und schnitt mit einem Rucke dem Frater das rechte Ohr ab.

Niemand hatte Zeit dazwischen zu springen. Der Frater stieß ein Geheul aus.

„Das linke kommt nächstens an die Reihe," sagte Jeanbernart gemächlich und warf das Ohr zur Erde.

Dann ging er fort. Alle waren verdutzt, daß man ihm nicht nachsetzte. Bruder Archangias hatte sich auf den frisch aufgeworfenen Haufen Erde geworfen. Er hatte sein Taschentuch auf die Wunde gestopft. Einer der vier Träger wollte ihn nach Hause bringen. Aber er wollte nicht. Er blieb wuthschnaubend da und wartete, um Albine in die Gruft hinabgleiten zu sehen.

„Endlich sind wir an der Reihe," sagte Rosalie mit einem leichten Seufzer.

Inzwischen weilte noch der Pastor Mouret neben der Grube und sah zu, wie die Träger den Sarg Albinens mit den Seilen in die Gruft hinabließen ohne anzustoßen. Die Glocke läutete noch immer; aber die Teuse mußte schon müde sein, denn die Schläge wurden unregelmäßiger, als wenn sie über die lange Dauer der Ceremonie ungehalten gewesen wäre. Die Sonne brannte heißer, der Schatten der Einsamen glitt langsam über die verkrüppelten Kräuter der Gräber. Als der Pastor Mouret zurücktreten mußte, um nicht im Wege zu sein, fielen seine Augen auf den marmornen Grabstein des Pastor Caffin, dieses Priesters, der geliebt hatte, und dort so friedlich unter den wilden Blumen schlummerte.

Dann erhob sich plötzlich ein entsetzlicher Lärm auf dem Hofe hinter der Mauer, während der Sarg, von den Stricken gehalten, deren Knoten sich an ihm krachend rieben, eingesenkt wurde. Die Ziege meckerte, die Enten, Gänse, Truthühner klapperten mit den Schnäbeln und schlugen mit den Flügeln. Die Hennen gackerten alle durcheinander. Der falbe Hahn Alexander stieß einen Trompetenschmetter aus. Man hörte sogar die Kaninchen umherspringen, daß die Bretter ihres Kastens zitterten. Und durch dies geräuschvolle Leben des kleinen Tiervölkchens klang helles Lachen. Kleider rauschten. Desirée ungekämmt, das Gesicht rot vor Triumph, erschien und stützte sich mit beiden Händen auf die Mauerkante. Sie mußte auf den Düngerhaufen geklettert sein.

„Serge! Serge!“ rief sie.

In diesem Augenblick war der Sarg Albinens auf dem Boden der Grube angelangt. Man hatte die Stricke zurückgezogen, und einer von den Bauern warf die erste Schaufel voll Erde in das Grab.

„Serge! Serge!“ schrie sie noch stärker und klatschte in die Hände, „die Kuh hat ein Kalb gekriegt!“

Ende.

Kruis